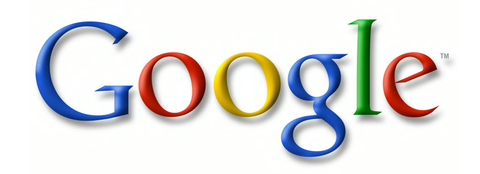
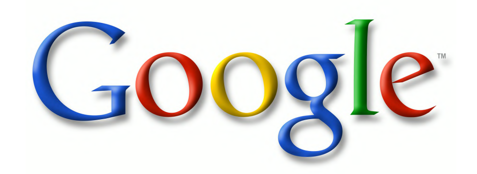
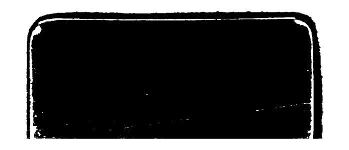

Google



יהוה



INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER. FVNDATA MDCCCVII.
PS. CXIX 169.
כדברך הבינני
JOH XVII 17.
ὁ λογος ὁ σος αληθεια εστι
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ.



Vorlesungen

über

Akademisches Leben und Studium.

Vorlesungen

über

Akademisches Leben und Studium

gehalten

von

Dr. Johann Eduard Erdmann,
ordentlichem Professor der Philosophie an der Universität
Halle - Wittenberg.



Leipzig,
Verlag von Carl Geibel.
1858.

Den

Vielen nah und fern,

die diese Vorlesungen gehört haben,

in

dankbarer Erinnerung

zugeeignet.

Vorwort.

Zum dritten und wahrscheinlich zum letzten Male wage ich es, eine akademische Vorlesung ganz so, wie sie gehalten wurde, dem lesenden Publicum vorzulegen. So leicht mir dieser Entschluss bei den Vorlesungen über Glauben und Wissen (1837) und bei denen über den Staat (1851) wurde, so schwer ward er mir hinsichtlich der hier vorliegenden. Abschied zu nehmen von einer Vorlesung, welche das Recht hat, ihre Zuhörer nach Tausenden zu zählen; zu verzichten auf die Gelegenheit, von Zeit zu Zeit zu mehr als der Hälfte unserer Universität auf einmal zu sprechen; nicht mehr sich sagen zu können: Eine Vorlesung hast du, mit der selbst Die nicht gern collidiren, welche durch den Zauber des Examinatoriums gefeit sind und unverwundbar: alles Dies war nicht leicht. Auf der andern Seite musste ich mir sagen: Einer, der, seit er die Universität verliess, ein ganzes Menschenalter verstreichen sah, muss sich am Ende doch darein ergeben, dass die Zeit gekommen ist, wo er Vorlesungen über das Leben der Studenten Jüngern zu überlassen hat, die besser als er mit den Veränderungen bekannt sind, welche der Studentengeist gerade in diesem Menschenalter erfahren hat. Dazu kam noch etwas Anderes. Bis jetzt hatte ich jedesmal, wenn die Vorlesung geschlossen ward, gefunden, dass ein oder mehrere wesentliche Punkte übergangen waren, welche bei der nächsten Wiederholung zur Sprache kommen

mussten. Dieses Gefühl habe ich nun das letzte Mal bei dem Schlusse der Vorlesung nicht gehabt. Sei es, dass in Folge der häufigen Umarbeitungen sie wirklich zu einem gewissen Abschluss gekommen ist, sei es, dass das Gefühl mangelnder Productionsfähigkeit diese Wirkung hat, genug, mir ist, und zwar zum ersten Male, als müsste ich, wenn ich diese Vorlesung je wieder hielte, sie ganz so lesen wie das letzte Mal. So nachsichtig ich nun gegen Das bin, was Virtuosen der Versatilität spöttisch das Stereotypwerden mancher Professoren nennen, bei dieser einen Vorlesung würde ich selbst es mir nicht vergeben. Eben darum aber musste mir die eben angedeutete Veränderung als ein Wink erscheinen, die Vorlesung bei Seite zu legen.

Ja, aber warum drucken lassen? Einmal, weil nur dies die Zurücknahme jenes Beschlusses unmöglich macht. Dann aber hat noch eine andere Ursache mit gewirkt. Was ich in diesen Vorlesungen gesprochen, das haben, wie ich gesagt habe, im Laufe der Jahre mehrere Tausend Studenten gehört. Keiner derselben war zum Schweigen über das Gehörte verpflichtet, mancher aber auch nicht völlig sichergestellt gegen Missverständnisse. So konnte es nicht ausbleiben, dass manches Seltsame über diese Vorlesung verlautete. Als noch von mir in den Zeitungen die Rede war, habe ich durch diese, jetzt durch wohlwollende Freunde, die mir erzählten, was sie gehört hätten, Manches der Art erfahren. Ich bin allen Ernstes gefragt worden, ob ich wirklich gesagt habe, dass das einzige Band zwischen Professor und Zuhörer der Louisd'or sein müsse, den jener von diesem erhalte? Man hat mich freundschaftlich gewarnt, ich solle doch den Studenten nicht so um den Bart streichen, und das gerade bei einer Gelegenheit, wo ich (irrthümlicher Weise) glaubte, eine auf Universitäten traditionelle Demonstration habe gegen mich stattgefunden, um mir zu zeigen, wie sehr mein herber Tadel mancher heutigen Erscheinungen die Zuhörer verletzt habe. So viel Ergötzliches dergleichen Erfahrungen haben, so haben sie doch auch ihre ernste Seite. Sie schienen mir, als Pflicht gegen mich selbst,

dies aufzulegen, dass ich allen unschuldigen Missverständnissen die Quelle, allen böswilligen Verleumdungen die Nahrung abschneide, indem ich die Vorlesungen g a n z s o drucken lasse, wie sie zuletzt gehalten wurden. Durfte ich schon wegen des angeführten Zweckes keine Aenderungen vornehmen, so noch weniger, wenn es mir Ernst war damit, dass ich diese Vorlesung Denen zueignete, welche sie gehört haben. Hätte ich aber diese Zueignung unterlassen, so wäre ich mir fast vorgekommen wie Einer, der sich an fremdem Eigenthum vergreift; denn wenn je eine Vorlesung durch die Zuhörer mit entstanden ist, und Der, welcher sie hielt, dabei ebenso sehr sich empfangend verhalten hat wie gebend, so ist es diese. Indem ich sie herausgebe, ist darum meine Absicht viel weniger, einem mir fremden Publicum von dem Meinigen Neues zu geben, als vielmehr dem Kreise von Zuhörern, den sie so oft um mich versammelt hat, das Alte im doppelten Sinne des Wortes w i e d e r zu geben. Auch will ich nicht leugnen, das der Gedanke: nur Wenige ausser den frühern Zuhörern werden einen Blick in dieses Buch werfen, mich sehr gleichgültig lassen würde, wenn ich gewiss wäre, dass von Denen, welche das hier Gedruckte hörten, recht viele sich dadurch wieder in das Auditorium Nummer Sieben versetzen liessen.

Bis auf eine improvisirte Expectoration, die sich an den oben angedeuteten Irrthum anknüpfte, habe ich nichts von Dem weggelassen, was ich im letzten Winter im Auditorium gesagt habe, nicht einmal die zweite Vorlesung, deren Inhalt nur in eine akademische Vorlesung wie diese aufgenommen werden durfte, in ihr aber eine Nothwendigkeit war. Ein sehr aufmerksamer Zuhörer kann aber vielleicht beim Lesen einige Zusätze entdecken. Ich denke nur zwei. Einmal nämlich, was in der zehnten Vorlesung über akademische Gemeinden und akademischen Gottesdienst gesagt ist. Dies war gerade so, wie es hier gedruckt ist, niedergeschrieben und sollte gerade so dort vorgetragen werden, wo ich die Stellung der Kirche dem Studenten gegenüber be-

sprach. Es fiel dies auf die letzte Stunde vor den Weihnachtsferien, und obgleich meine Zuhörer mir das Opfer brachten, in dem erstickend heissen Saale weit über die abgelaufene Stunde auszuharren, war es mir doch nicht möglich, Alles zu sagen, was ich mir vorgenommen hatte. Wiederum schien es mir nicht passend, die Vorlesungen im neuen Jahre mit einem kurzen Nachtrage zu eröffnen; so liess ich ihn weg und gebe ihn jetzt hier im richtigen Zusammenhange. Anders verhält es sich mit dem zweiten Zusatz in der dreizehnten Vorlesung. Die Erörterungen über das Wesen und die Bedeutung der Studentenverbindungen waren kaum beendigt, als mir klar wurde, dass bei Gelegenheit der Vorwürfe, die man denselben zu machen pflegt, der Gegensatz hätte berücksichtigt werden müssen, den auf den meisten deutschen Universitäten gegenwärtig die Corps und die Verbindungen bilden. Um diese Lücke zu füllen, habe ich Einiges, was nicht auf dem Katheder gesprochen wurde, einschieben müssen. Ausser diesen Erweiterungen des Vorgetragenen ist nichts von Belang hinzugekommen, und dass ich das Ganze nach der Verwandtschaft des Inhalts in zwanzig Vorlesungen zerlegte, obgleich in Wirklichkeit fast noch einmal so viele Stunden dazu verwandt wurden, wird man kaum eine Veränderung nennen können. Ich wiederhole daher, was ich oben sagte: ganz so wie diese Vorlesungen hier gedruckt vorliegen, ganz so sind sie zuletzt gehalten worden. Meine Zuhörer aus dem letzten Winter finden darum hier bis aufs Wort Alles, was ich vor ihnen gesprochen habe. In solcher Ausdehnung gilt das nun freilich von Denen nicht, die in frühern Jahren bei mir gehört haben. Aber auch unter diesen wird Keiner sein, der nicht Vielem begegnet, was er schon gehört hat, und Manchem, was, als er es hörte, zum ersten Male ausgesprochen wurde.

Und so gehe sie denn hin, diese liebste unter allen meinen Vorlesungen; ich nehme Abschied von ihr auf Nimmerwiedersehen! Sie gehe hin zunächst zu Denen, welchen sie vor zwanzig Jahren zum ersten, in

diesem Jahre zum letzten Male dargeboten wurde und als deren Eigenthum sie sich auch in dieser Gestalt bekennt; möge, wenn sie ihnen die verklungenen Töne ins Ohr ruft, die Zahl Derer gross sein, die mit einem freundlichen Lächeln Dess gedenken, der noch immer der Alte! Versuche sie dann weiter ihr Heil bei der jüngsten Studentengeneration und erbitte sich Gehör. Darf gleich Der, der in ihr spricht, nicht mehr sich beklagen, wenn unter diesen Lesern Mancher über Das spötteln sollte, was so ein Alter Alles erzählt, so trifft sie doch auch vielleicht auf Einen oder den Andern, welcher fühlen wird, dass die Generation, in welcher solche Erfahrungen gesammelt und solche Grundsätze gebildet wurden, noch wusste, was Jugend ist. Endlich wende sie sich auch an Solche, die in derselben oder einer frühern Zeit als der Autor, das Leben genossen, welches er hier schildert, und rufe ihnen die Herrlichkeit desselben wieder ins Gedächtniss. Denen namentlich, welche, da jene Zeit weit zurück liegt, geneigt sein möchten, sie zwar als genussreich, nicht aber gerade als sehr entscheidend für das bürgerliche Leben anzusehen, mögen diese Vorlesungen die Frage nahe legen, ob es nicht ein Undank gegen die *alma mater* ist, zu vergessen, dass nur das mehrjährige Athmen einer Atmosphäre, die aus Freiheit und Ehre zusammengesetzt ist, den Sinn zu geben vermochte, der bei uns die Aristokratie beseelt, von der andere Nationen nichts wissen, ich meine die Aristokratie der studirten Leute.

Für Solche, die einmal zu dieser Aristokratie gehören sollen, wurden diese Vorlesungen gehalten. Nur für eben Solche und Die, welche sie bilden, werden sie jetzt gedruckt. Alle Andern seien darum gewarnt. Für sie ist in diesem Buche nichts, denn es zeigt nur, dass sein Verfasser den Versuch gemacht hat, der studirenden Jugend « romantische Ideen von Freiheit » in den Kopf zu setzen. Wirklich war dies seine einzige Absicht, und wenn er sie auszuführen versuchte trotz einer Zeit, in welcher Subjectivismus, Idealismus und Liberalismus für Scheltworte gelten, so möge,

dass er für eine Sache kämpft, die Mancher als hoffnungslos, er selbst auch nicht gerade als triumphirend in der Gegenwart ansieht, die Anwendung selbst verzweifelter Mittel erklären.

Und nun gehe hin, mein Herzenskind!

Halle am 16. Juli 1857.

Dr. Erdmann.

Inhalt.

Einleitung.

Erste Vorlesung.

Obgleich ich sehr gut weiss, dass man die Einleitung in eine Vorlesung so zu betrachten pflegt, wie die Vorrede zu einem Buche, und demgemäss von ihr fordert, dass sie die beiden Dinge vermeide, welche die Vorreden so widerwärtig machen: die Länge und die Angabe der Gründe, warum dies Buch ein Bedürfniss, — so bewegt mich doch Vielerlei, mit einer Rechtfertigung meines Unternehmens zu beginnen, wobei es mir nicht möglich sein wird, mich kurz zu fassen. Meine Absicht ist nämlich, zuerst ganz im Allgemeinen zu zeigen, warum ich es für zweckmässig halte, dass Vorlesungen wie meine gegenwärtige von Zeit zu Zeit auf Universitäten gehalten werden. Ich will dann zweitens im Besondern nachweisen, dass der Lehrstuhl der Philosophie der passendste ist, von dem herab sie gehalten werden. Endlich werde ich drittens auf ganz Specielles, ja Individuelles übergehen müssen und mich darüber aussprechen, warum gerade ich, der ich diese Vorlesung bereits öfter als irgend eines meiner Publica wiederholt habe, abermals diesen Versuch mache.

A. Ueber den Gegenstand, mit welchem wir uns hier beschäftigen wollen, wurden in früherer, freilich weit zurückliegender Zeit unter dem Namen Hodegetik fast auf allen deutschen Universitäten Vorlesungen gehalten. Nur auf deutschen; denn da nur in Deutschland auf das Leben auf der Universität ein so grosses Gewicht gelegt wird, dass «studirt haben» und «auf einer Universität gewesen sein» als synonyme Ausdrücke gelten, so kann

auch nur in Deutschland im Ernste Das versucht werden, was bei den Franzosen nur als ein witziger Einfall gilt: eine Physiologie des Studenten zu geben, denn darin besteht eigentlich die Aufgabe einer wissenschaftlichen Hodegetik. Also nur auf deutschen Universitäten. Hier aber galt es lange Zeit als etwas Selbstverständliches, dass Den, der die Universität bezog, sogleich eine Vorlesung empfing, die, wie ihr Name andeutet, ihn vor dem Abschweifen von dem neuen Wege sicherstellen sollte, den er eben erst betrat. Ja man ging sogar noch weiter. Damit er ganz sicher allen Gefahren entgegengehen könne, fingen wohlmeinende Gymnasiallehrer an, im letzten Schuljahre dem zu Entlassenden Hodegetik vorzutragen. Diese Einrichtung halte ich für gerade so unzweckmässig, wie die leidige Gewohnheit, den Abiturienten als Gegenstand eines Aufsatzes das richtige Verhalten auf der Universität aufzugeben. Gerade so, denn wenn dieses Letztere die Schüler dahin bringt zu schreiben, so jenes Erstere dazu, anzuhören, was sie nicht verstehen, ja nicht verstehen sollen. Sei es nun, dass solche Anticipation des erst später Zweckmässigen es bewirkt hat, sei es, dass sie selbst erst die Folge war, — genug, es kann nicht geleugnet werden, dass ziemlich um dieselbe Zeit, wo man auf Gymnasien anfing Hodegetik zu lehren, auf Universitäten die Sitte verschwand, Vorlesungen darüber zu halten. Dies ist schon ziemlich lange so. In den fünf Jahren, wo ich Student war — und es ist fast ein Menschenalter, dass ich es nicht mehr bin — habe ich auf den drei Universitäten, die ich besucht habe, keine Gelegenheit gehabt, eine solche Vorlesung zu hören. In den vier Jahren, die ich dann später wieder in Berlin, theils um mich zur Privatdocentur vorzubereiten, theils in ihr, zubrachte, hat mein verewigter väterlicher Freund *Steffens* einmal eine solche Vorlesung gehalten und sie wurde damals schon als eine Art Curiosum angesehen, ist auch meines Wissens nach *Steffens*' Tode nicht wieder im Berliner Kataloge erschienen. Als ich zum ersten Male in Halle eine Vorlesung über akademisches Studium ankündigte, war das seit langer Zeit hier nicht geschehen. Jena wird, denke ich, die einzige Universität sein, wo

(durch *Scheidler*) diese Vorlesung öfter gehalten wird. In Erlangen hat sie *v. Schaden* gehalten; daraus aber, dass er die Vorlesung hat drucken lassen, schliesse ich, dass auch, wenn ihn der Tod nicht abrief, er sie nicht wieder gehalten hätte. Weiter ist mir keine Universität bekannt, wo diese Vorlesung gewöhnlich wäre, denn die in Breslau von Braniss gehaltenen hodegetischen Vorlesungen, die er veröffentlicht hat, enthalten zwar eine treffliche Einleitung in die Philosophie, nicht aber was sonst in solchen Vorlesungen gegeben wurde. — Eine solche Veränderung muss doch ihren Grund haben. Worin liegt er wohl? Dass in Folge unserer verbesserten Schulen die jungen Männer jetzt reifer auf die Universität kommen, darauf kann ich es nicht schieben; denn sollte auch das Factum richtig sein, so sind doch auch die Aufgaben in demselben Masse grösser geworden, und es ist also wie mit dem Horizonte Dessen, der auf der offenen See segelt: er bleibt derselbe, weil er immer ein anderer wird. Dagegen ist ein anderer Umstand entscheidend geworden. Es ist der, dass eine gewisse Eigenthümlichkeit unserer ganzen Zeit Vorurtheile gegen eine solche Vorlesung erzeugt hat, und zwar hinsichtlich beider Theile, aus welchen dieselbe zu bestehen pflegte. Den grössern Theil derselben nämlich bildete gewöhnlich eine encyklopädische Uebersicht der Wissenschaften, über welche auf Universitäten Vorlesungen gehalten werden, und also einen Nachweis der Fäden, durch welche sie zu Gliedern eines Ganzen verbunden sind. Solche Uebersichten nun müssen verschieden angesehen werden, je nachdem eine Zeit allgemeinen Gesichtspunkten hold ist oder Misstrauen dagegen hegt. Von den beiden Extremen, zwischen welchen die allgemeine Stimmung zu schwanken pflegt, ist der gegenwärtigen Zeit das eine, die zu weit gehende Verschmelzung zu einem Allgemeinen, viel weniger eine drohende Gefahr als das andere: die zersplitternde Vereinzelung. Das Princip der getheilten Arbeit, nach welchem Jeder seine ganze Kraft nur auf einen sehr beschränkten Kreis concentrirt und welches der Industrie zu einem so fabelhaften Aufschwunge verholfen hat, ist, und zwar mit gleichem Erfolge, auch in der Wissenschaft geltend gemacht

worden, eben darum aber auch auf der Universität, dieser Verkörperung deutscher Wissenschaft, möchte ich sagen. Dass die von den verschiedenen Facultäten repräsentirten Wissenschaften sich getrennt haben, ist schon lange her, sodass es uns ganz unbegreiflich erscheint, wenn wir hören, es habe Einer der grösste Theolog, der grösste Jurist, der grösste Physiker und der grösste Philosoph zugleich sein können. Aber Kenntnisse, die noch vor weniger als einem Jahrhundert untrennbar schienen, sind jetzt so angewachsen, dass sie für mehrere Disciplinen Stoff geben und in verschiedenen Professuren verkörpert erscheinen. Dies gilt von der Theologie, wo die Trennung der alt- und neutestamentlichen Exegese oder der Dogmatik und Symbolik etwas noch gar nicht Altes ist, dies von der Jurisprudenz, in der es jetzt unbegreiflich erscheint, dass es keine besondere Professur für deutsches Recht geben sollte, dies von der Medicin, wo Therapie und Chirurgie und wieder Anatomie und Physiologie noch gar nicht lange getrennt sind, dies vor Allem von der philosophischen Facultät: neben der klassischen Philologie hat sich die comparative Sprachwissenschaft so geltend gemacht, dass sie eines eigenen Vertreters bedarf, und an die Stelle der frühern Professur der Naturgeschichte sind jetzt mindestens drei, die der Mineralogie, Botanik und Zoologie getreten. Bedenkt man nun weiter, dass sich innerhalb dieser speciellen Disciplinen dieselbe Theilung der Arbeit, wie ich sie genannt habe, wiederholt, hier Einer die Amphibien, dort ein Anderer die Insecten zu seiner Specialität macht, so wird man es begreiflich finden, dass, wo Einer den Versuch macht, eine Uebersicht alles wissenschaftlich zu Erörternden zu geben, dies den Verdacht der Oberflächlichkeit erregt, und dass eben darum Mancher, welcher wohl Lust hätte zu einem solchen Versuche, um jenen Verdacht zu vermeiden, ihn unterlässt. Darum also finden sich heutzutage seltener als früher die Docenten, welche es unternehmen, eine encyklopädische Uebersicht alles Wissens zu geben; und doch macht gerade die Richtung, welche diese Uebersichten selten gemacht hat, es doppelt wünschenswerth, dass sie von Zeit zu Zeit gegeben werden. Die deutsche

Universität als solche ist dabei interessirt, dass es geschehe. Denn so Grosses auch vermöge jener zertheilenden Richtung geleistet worden ist, und zu so grosser Virtuosität auch Die es gebracht haben, die sich ihr hingaben, so hat sie doch in ihrem Gefolge auch die Gefahr, dass an die Stelle der wissenschaftlichen Bildung die blosse Routine trete. Bei Denen, welche zuerst in einer solchen Weise sich concentrirten, hat es diese Gefahr nicht. Wenn ein wissenschaftlicher Heros wie *Liebig,* nachdem er sich Jahre lang mit allgemeinen Studien beschäftigt hat, zuletzt sich ganz auf organische Chemie und ihre praktische Anwendung concentrirt, so bilden eben jene allgemeinen Studien (trotzdem dass er, sich selber täuschend, sie als verlorene Zeit beklagt) bei ihm das Gegengewicht gegen die Gefahr eines banausischen Treibens. Jetzt denke man sich aber einen jungen Mann, dem gleich beim Eintritt in das wissenschaftliche Leben in *Liebig's* Namen zugerufen wird, alle Zeit sei verloren, welche nicht Vorbereitung ist zur Düngerfabrikation; ihm ist die Gefahr sehr nahe gelegt, zum blossen Routinier sich zu bilden und die Universität zu benutzen, als wäre sie eine blosse Specialschule für Chemie. Will die Universität als mehr, als Das nämlich angesehen werden, was sie wirklich ist, so wird sie Jedem die Möglichkeit schaffen müssen, sich stets des Zusammenhangs bewusst zu bleiben, welcher Das, was er treibt, mit allen andern Zweigen des Wissens verbindet. Wenn nun dazu solche allen Studirenden ohne Ausnahme dargebotene encyklopädische Uebersichten dienen, welche in öffentlichen Vorlesungen über Hodegetik enthalten sind, so sind dergleichen Vorlesungen ein Act der Selbsterhaltung, indem durch sie die Universität verhindern will, dass ihre Söhne sie, die *alma mater,* muttermörderisch in Specialschulen zerreissen. — Gerade wie hinsichtlich des encyklopädischen Theils es erklärlich war, warum diese Vorlesung in neuerer Zeit seltener geworden ist, aber auch klar, dass sie viel häufiger müsste gehalten werden, gerade so kommen wir zu demselben Resultate, wenn wir auf Das blicken, was in der Hodegetik ausser jenem pflegte abgehandelt zu werden. Dies war nämlich: worin die Eigenthümlichkeit des studenti-

schen oder, wie es gewöhnlich genannt zu werden pflegt, des **akademischen Lebens** besteht. Es liegt nun in der Natur der Sache, dass eine solche Untersuchung nur so lange als eine berechtigte wird angesehen werden, als der Student wirklich ein eigenthümliches Leben führt, und wieder so lange die Ueberzeugung herrschend ist, dass dies seine Bestimmung ist. Beides hat aber, wenn auch noch nicht ganz aufgehört, so doch durch Vereinigung der verschiedensten Umstände manchen Stoss erfahren. Hier nur einer derselben. Der polizeiliche Druck, unter welchem man, namentlich seit den Carlsbader Beschlüssen, mehrere Decennien hindurch die deutschen Studenten gehalten hatte, und welcher zuerst, wie das sich oft bei einer *ecclesia pressa* zeigt, in dem studentischen Geiste eine noch grössere Spannkraft hervorgerufen hatte, war doch auch nicht ohne schlimme Folgen geblieben. Manchem war seine Frische, Vielem seine Offenheit genommen und dadurch das akademische Leben in mehr als einer Beziehung verkümmert. Als nun Die, welche in dieser Zeit des mehr oder minder verkümmerten Studentenlebens auf der Universität gewesen waren, zu Amt und Einfluss gelangten, da war es natürlich, dass sie theils nicht wussten, was sie eingebüsst hatten, theils wieder nur mit dem bittern Gefühle, das Jeden erfüllt, wenn er an von ihm verleugnete Offenheit denkt, sich mancher Erfahrungen aus ihrer Studentenzeit erinnerten. So kam es, dass mancher derselben allmälig zweifelhaft daran wurde, ob es überhaupt nothwendig sei, dass der Student während seines Trienniums wie der Bürger einer ganz andern Welt lebe. Der Gedanke, dass es unnöthig sei, bürgerte sich immer mehr ein, er ward nicht nur massgebend bei Verordnungen der Behörden, er ward in Büchern und fliegenden Blättern ausführlich entwickelt. Nicht sowohl aus jenen als aus diesen eigneten ihn allmälig auch Studirende sich an, zuerst wenige, dann mehrere. Und so konnte es denn kommen, dass in der Zeit, wo, weil Alles auf den Kopf gestellt wurde, auch die bisher vom Staate misshandelten Studenten den Staat regierten oder wenigstens von den regierenden Ministern zu Rathe gezogen wurden, dass da gerade Studenten am

allerlautesten riefen, es solle Alles aufhören, was bis dahin dem deutschen Studentenleben sein eigenthümliches Gepräge gegeben hatte. (Ich sage mit Absicht Alles, denn hier hängt Eines mit dem Andern auf das Genaueste zusammen, und wer gegen die besondere Gerichtsbarkeit der Studenten spricht, fordert, dass hinfort nicht mehr anerkannt werde, dass ihre Sittlichkeit, Religiosität u. s. w. eine andere ist als die der Uebrigen, d. h. dass sie eben eigenthümliche Wesen seien.) Jene turbulente Zeit hat aufgehört, aber auch in unserer sehr zahmen sind jene Wünsche nicht verschwunden. Würden sie nur bei den geistig Unbedeutenden vorkommen, so hätte dies keine Gefahr. Jetzt aber, wo selbst unter Denen, welche bei den Studirenden den Ton angeben, ähnliche Ansichten zu herrschen anfangen, da ist das Studentenleben nicht von Denen bedroht, welche Feinde der Studenten sind, sondern von diesen selbst. Dass unter solchen Umständen Vorlesungen über akademisches Leben nicht mehr als ein wirkliches Bedürfniss angesehen werden, sondern dass man sie als etwas Antiquirtes ansieht, höchstens als ein Curiosum, das ist erklärlich. Dies aber wäre noch das Wenigste. Schlimmer ist, dass die Vorurtheile gegen Das, was man deutsches Studentenleben nennt, wenn sie mehr um sich greifen, nothwendig das Wesen der deutschen Universität anfressen, ja zerstören müssen. Ich habe vorhin bemerkt, dass man nirgends ein so grosses Gewicht auf das Besuchen einer Universität legt, als in Deutschland. Dies hat seinen Grund darin, dass durch das Universitätsstudium der junge Mann jenes Patriciats theilhaft wird, welches man füglich die Aristokratie der studirten Leute nennen kann. Es ist nicht Aberglaube, welcher den einfachen Bauer mit solchem Respect vor einem „studirten Herrn“ erfüllt, und wäre derselbe sein eigener Sohn. Er hat Recht. Denn vergleichen Sie doch nur zwei adlige Grundbesitzer, oder auch zwei Officiere, von denen der eine studirt, der andere nie eine Universität besucht hat, oder ziehen Sie eine Parallele zwischen zwei Beamten von gleichem Range, von denen der eine einen Universitätscursus gemacht hat, der andere nicht, Sie werden den Unterschied sogleich merken. Derselbe

liegt nicht, wie Einige vielleicht meinen werden, in dem grössern Reichthum an Kenntnissen, nein! auch Der, welcher sich auf der Universität nur «Studirens halber aufgehalten» hat, wird in der Regel dem kenntnissreichen Unstudirten durch eine gewisse Freiheit der Ansichten überlegen sein, wodurch er dort ein Urtheil hat, wo dieser an Vorurtheilen laborirt. Dies hat nämlich seinen Grund darin, dass er sich Jahre lang in einer geistigen Temperatur befunden hat, in welcher alle Vorurtheile, die irrigen sowohl als auch die, welche keine Irrthümer sind, schmolzen und darum jene erstern verschwinden, diese letztern zu eigenen Urtheilen sich krystallisiren konnten, ein Krystallisationsprocess, der im Einzelnen später zur Sprache kommen wird. Dadurch, dass Der, welcher von Hause aus Bürger oder Adliger war, für mehrere Jahre aufhört dieses zu sein, dadurch allein ist es möglich, dass er Dasselbe wieder, von sich aus, werde. Indem er sich selbst zu Dem, was er früher war, bildet, kann er, der (durch sich selbst) gebildete Bürgerliche oder Adlige, das Privilegium des Wiedergewordenen, des zweimal Geborenen für sich in Anspruch nehmen, auf welches die Brahmanen so stolz sind. Wenn man mit Recht darauf aufmerksam gemacht hat, dass im Mittelalter der strenge Standesunterschied deswegen nicht zum Kastenunterschiede werden konnte, weil zu dem höchsten Stande, dem geistlichen, der Zutritt Jedem offen stand, so werden wir etwas ganz Aehnliches von den deutschen Universitäten sagen können: sie bilden die Pforte, durch welche Jeder ohne Ausnahme sich in die Kreise einführen kann, die allein bei uns die höchsten heissen dürften, in die Kreise der geistigen Freiherren. Leisten sie aber dies namentlich dadurch, dass die ihnen Angehörigen Jahre lang sich von allen beengenden Fesseln frei und so als die Herren der Schöpfung wissen, wie wir später sehen werden, dass der wahre Student es thut, ist es also gerade Das, was man das akademische Leben nennt, welches zu jenem geistigen Freiherrnthum führt, so muss die deutsche Universität, will sie nicht ihr grosses Vorrecht, geistig zu nobilitiren, verlieren, ernstlich darauf bedacht sein, den verlockenden Stimmen entgegenzuwirken, welche dazu verleiten wollen, das

deutsche Studentenleben zu den Todten zu legen. Mir scheint, als könne sie dies nicht wirksamer thun, als wenn sie dafür sorgt, dass, da die Gegner des deutschen Studentenlebens sich ja stets auf die Vernunft berufen, Jedem, der die Universität bezieht, gezeigt wird, wie viel Vernunft darin liegt, dass ein Student sich als etwas ganz Anderes ansieht, als der Nichtstudent ist; wie viel Vernunft weiter darin, dass bei dem deutschen Studenten nicht, wie in Oxford und Cambridge, Reichthum oder Armuth darüber entscheidet, ob Einer einen bestimmten Grasplatz betreten darf oder nicht; wie viel Vernunft endlich darin, dass er etwas Anderes und Besseres sein will, als ein sogenannter *étudiant* im *Quartier latin* zu Paris, der, blasirt und vor der Zeit kahlköpfig, weil Alles ihn langweilt, von Zeit zu Zeit sich eine *petite émotion de barricades* geben muss. Sorgt die Universität dafür, dass Vorlesungen gehalten werden, die dies leisten, so arbeitet sie für ihre höchsten Privilegien, ja für ihren Bestand.

B. Sind solche Vorlesungen eine Sache der Universität, so scheint es, als wäre es der grössern Unparteilichkeit halber wünschenswerth, dass dieselben bald vom theologischen, bald vom juristischen, bald vom medicinischen Standpunkte (und also Katheder) aus gehalten würden. Indess lässt sich leicht nachweisen, dass, um diess zu thun, der Jurist aufhören müsste, Jurist, der Theolog Theolog, der Mediciner Mediciner zu sein. Würde nämlich von der Verbindung der Medicin und Jurisprudenz gesprochen, so würde der Jurist als solcher dieselbe nur als medicinische Polizei, der Mediciner als solcher sie nur als gerichtliche Medicin fassen können, denn dem Mediciner ist eben die Medicin die Hauptsache und darum auch das Hauptwort. Damit würde aber offenbar Das nicht erreicht, was wir von encyklopädischen Uebersichten erwarteten, ein Gegengewicht gegen die Gefahr einseitig beschränkter Gesichtspunkte. Viel eher vielleicht das Gegentheil. Wollte der Jurist oder Mediciner unserer Forderung nachkommen, so müsste er nicht nur hervorheben, wodurch die andern Wissenschaften für seine Zwecke wichtig sind, sondern vielmehr zeigen, wie sie in diesem Verhältniss zu einander stehen, dass jede Wis-

senschaft der andern dient und von ihr Dienst empfängt. Da nun aber ein solches Verhältniss nur stattfindet unter Gliedern eines Organismus, so wird also die von uns gestellte Aufgabe nur dann und nur so gelöst werden können, dass dieser Organismus selbst, d. h. die Wissenschaft, als Das dargestellt wird, dessen Glieder oder specielle Sphären die einzelnen Wissenschaften sind. Nun heisst aber über das Wissen und die Wissenschaft nachdenken: philosophiren; die Philosophie ist, wie Fichte sie genannt hat, Wissenschaftslehre, sie ist, als was Hegel sie dargestellt hat, Encyklopädie der Wissenschaften. Also wird auch, wenn der Jurist oder Mediciner den Versuch macht, eine solche encyklopädische Uebersicht zu geben, er das nur können, indem er den Juristen und Mediciner bei Seite setzt, philosophirt, d. h. sich als Philosoph gerirt. Anders ist er nicht im Stande zu leisten, was hier geleistet werden soll. Gibt aber allein das Philosophiren diese Fähigkeit, so ist es auch das Natürlichste, dass Derjenige eine solche Vorlesung hält, dessen Lebensberuf nicht ist, nur neben seiner Hauptbeschäftigung auch zu philosophiren, sondern Vorträge über Philosophie zu halten. Es hat aber ein Solcher noch einen andern Grund. Mit ihr nämlich und durch sie kämpft er *per aris et focis.* Jedes Zurückführen von Erkenntnissen, die zunächst getrennt erscheinen, auf eine gemeinschaftliche Idee ist mehr oder minder Philosophie. Es war darum nicht ohne Grund, dass unser grösster Physiolog, Joh. Müller, wenn er in der Anatomie in den Gesichtsknochen modificirte Rippen, in den Nackenmuskeln Modificationen der Rückenmuskeln nachwies, dies eine Philosophie der Knochen und Muskeln nannte. Umgekehrt wieder ist jedes Isoliren von Erkenntnissen zunächst praktisch unphilosophisch und führt, wenn es zum bewussten Princip gemacht wird, zur theoretischen Antiphilosophie. (Jene Klage *Liebig's* über vergeudete Zeit, auf welche ich vorhin hindeutete, betrifft vorzugsweise die Beschäftigung mit der Philosophie.) Wo darum der isolirenden Richtung entgegengetreten wird, da werden die Interessen der Philosophie gefördert, also werden sie es auch durch Vorlesungen, welche zu ihrem Zwecke haben, die getrennten Gebiete des Wissens als

Glieder eines Organismus darzustellen. — Was also den encyklopädischen Bestandtheil hodegetischer Vorlesungen betrifft, so werden wir wohl sagen müssen: dazu wird Keiner so befähigt und so verpflichtet sein, als der Inhaber eines philosophischen Lehrstuhls. Wie aber verhält es sich mit dem zweiten Bestandtheil derselben, dem methodologischen, wie man ihn wohl genannt hat, weil darin das Wie des Studirens zur Sprache kommt, dem Theile, in welchem nicht sowohl von Dem die Rede ist, womit der Studirende sich beschäftigt, sondern was und wie er ist? Hier gibt uns nun die Erfahrung einen sehr bedeutsamen Wink. Wenn Sie nämlich Anleitungen zum medicinischen oder theologischen Studium lesen, so werden Sie ohne Ausnahme die Bemerkung machen, dass der Theil, welcher eine encyklopädische Uebersicht der theologischen oder medicinischen Disciplinen enthält, sehr ausführlich und auch streng wissenschaftlich behandelt wird. Sobald aber der Verfasser auf die praktischen Rathschläge kommt, auf die Anleitung, wie man sich zur ärztlichen oder geistlichen Wirksamkeit vorbereite, fertigt er die Sache ziemlich kurz ab, gibt auch nur vereinzelte, oft blos äusserlich technische Regeln, sodass von einer wissenschaftlichen Behandlung nicht mehr die Rede ist. Beides ist auch sehr begreiflich. Von Dem nämlich, was der sich bildende Arzt als solcher zu thun hat, d. h. was dem sich bildenden Geistlichen oder Richter unnütz ist, von dem ist in der That nur sehr wenig zu sagen, es sei denn, man wollte seine Zuflucht zum Beibringen von blossen Kunstgriffen nehmen und, wie ich dies einmal in einer Anleitung für Medicin Studirende gefunden habe, anrathen, um die ungelenkere linke Hand geschickter zu machen, sich mit der linken Hand zu rasiren, und dergleichen mehr. Will man dagegen dieses blos Technische, ja Handwerksmässige vermeiden und dennoch etwas mehr geben, so bleibt nichts Anderes übrig, als Solches aufzunehmen, was für den sich wissenschaftlich Ausbildenden überhaupt rathsam ist. Da aber gar keine Nothwendigkeit da ist, diese Rathschläge auf den Mediciner oder Theologen zu beschränken, so verliert dieser Theil begreiflicher Weise den Charakter der

Wissenschaftlichkeit. Ich muss gestehen, als ich einmal in einer Anweisung zum theologischen Studium nach einer ganz guten Uebersicht der theologischen Disciplinen zu dem Methodologischen kam und dort fand, der junge Theolog solle sittlich leben und fleissig beten, da hat dies einen Eindruck auf mich gemacht, der komisch und traurig zugleich war. Komisch, weil ich sah, dass dem Autor der Stoff ausgegangen war, traurig, weil ich sah, dass hier ein trefflicher Mann dem Wahne Vorschub leistet, dass Sittlichkeit und Gebet nur dem Theologen, oder auch nur dem Theologen mehr als jedem Andern nothwendig sei, ein Wahn, den ich, der ich Lutheraner genug bin, um das Dogma vom allgemeinen Priesterthum festzuhalten, für pures Pfaffenthum halte. — In einer ganz andern Lage als Der, welcher über Gottes- oder Rechtswissenschaft spricht, befindet sich Der, dessen Beruf ist, über Wissenschaft überhaupt zu sprechen. Er wird, wenn er zeigt, wie sich das Subject zur Wissenschaft überhaupt erhebt, zum Wissenden überhaupt wird, nicht Gefahr laufen, auf blosse Handgriffe hinzuweisen, die nur dem künftigen Arzte, sonst Keinem, nützlich werden können. Auf der andern Seite, wenn er solche allgemein gültige Bestimmungen aufnimmt, wie die eben erwähnten in jener theologischen Encyklopädie, so wird ihm nicht der Vorwurf gemacht werden können, dass er, wozu Alle verpflichtet sind, zur exclusiven Verpflichtung einer Classe mache. Seine Antwort ist: Ich spreche zum Wissenden überhaupt, eben deswegen zu allen Classen von Wissenden. Nur von der Idee des Wissens aus, d. h. nur vom philosophischen Standpunkte aus, wird das wahre Wesen und die wahre Beschaffenheit des Studirenden als solchen aufgestellt werden können, und darum sage ich, wie oben hinsichtlich des encyklopädischen Bestandtheils hodegetischer Vorlesungen, so hier hinsichtlich des methodologischen: vom philosophischen Katheder herab wird derselbe am passendsten erörtert. Gerade wie dort aber muss ich auch hier hinzufügen, dass Keiner bei einer solchen Erörterung so sehr interessirt, Keiner durch die Pflicht der Selbsterhaltung so zu ihr genöthigt ist, als Der, welcher dem Dienste der Philosophie und der Verkündigung ihrer

Lehren sein Leben geweiht hat. Die Philosophie, diese freieste aller Wissenschaften, wie das Alterthum schon sie genannt hat, hört augenblicklich auf zu sein, was sie ist, sobald sie dient, d. h. sobald sie irgend einem Zwecke ausser ihr selbst sich zum Mittel hergibt. Mögen darum die andern Wissenschaften mit einem gewissen Behagen sich Brodwissenschaften nennen hören, die Philosophie gönnt ihnen diesen Namen, sie hüllt sich stolz in ihre Lumpen und tröstet sich, wenn sie kein Brod gibt, mit dem Adel ihres Blutes, selbst auf die Gefahr hin, für einen *Don Ranudo de Calibrados* zu gelten. Mangel an Brod tödtet sie nicht, wohl aber Mangel an Freiheit. Wo es Keine mehr gibt, die völlig unabhängig zu denken vermögen, unbeirrt durch jede äussere Schranke, ungehindert, nicht nur von Engherzigkeit, sondern von jeder beschränkenden Rücksicht, da hört die Philosophie auf. Nun gibt es gar nichts, was den Menschen innerlich so frei machte und so allen beengenden Rücksichten enthöbe, als die richtige Benutzung Dessen, was das Leben des deutschen Studenten in seinen mannigfaltigen Beziehungen darbietet. Darum ist eine jede Verkümmerung dieses Lebens eine Gefahr, die der Existenz der Philosophie droht. Sie hat in Deutschland ihre begeistertsten Anhänger stets auf Universitäten, hier aber immer unter Denen gefunden, welche von dem Geiste der Unabhängigkeit sich durchdringen liessen und ihn in sich nährten. Unabhängigkeitssinn und philosophisches Interesse sind wie magnetische und elektrische Ströme; sie rufen sich gegenseitig hervor, und an der Stärke des einen kann die des andern gemessen werden. Eben darum war es auch ganz erklärlich, dass die polizeilichen Massregeln zur Unterdrückung des Unabhängigkeitssinnes, von welchen ich vorhin sprach, Hand in Hand gingen mit einer grossen Angst vor philosophischem Interesse. Man fürchtete, dass die Throne wankend würden, wenn Fries noch weiter philosophische Vorlesungen hielte, und so verbot man sie. Das hat jetzt aufgehört, und meines Amtes ist es nicht zu untersuchen, ob deswegen, weil die Throne sicherer stehen, oder weil man eingesehen hat, dass Staaten, welche eine philosophische Vorlesung umblasen kann, nicht ver-

dienen länger erhalten zu werden. Genug, jener Druck existirt nicht mehr. Wohl aber seine Nachwehen. Wie man von jenem alten Mann, der Jahre lang in der Bastille eingesperrt gewesen war, erzählt, dass, nachdem sie zerstört war, er weinend nach einem Gefängniss verlangt habe, weil ihm die Gefangenschaft zum innern Bedürfniss geworden war, so haben die Fesseln, welche man dem deutschen Studentenleben anlegte, leider eine ähnliche Folge gehabt. Manchem ist die Sklaverei nach innen geschlagen und hat den furchtsamen Knechtssinn erzeugt. Sehr erklärlicher Weise, wie wir eben gezeigt haben, zeigte er sich bald in dem Verlangen, Alles, was man mit dem Namen der akademischen Freiheit bezeichnet, solle aufhören, bald wieder als Angst vor philosophischen Studien. Was die Regierungen nicht mehr zu glauben scheinen, das ist und wird täglich mehr bei Studirenden selbst wahrscheinlich: nämlich dass das Studium der Philosophie den heiligsten, den patriotischen, namentlich aber den religiösen Interessen gefährlich sei. Und so hat es denn durch die Studirenden selbst dazu kommen können, wohin die ärgste Zeit polizeilichen Drucks es nicht gebracht hatte, zu einem wirklichen Interdict dieser gefährlichen Lehren. Es kommt heutzutage oft vor, dass Studirende sich, sei es gegen sich selbst oder gegen einander, verpflichten, diese oder jene Vorlesung nicht zu hören, dieses oder jenes Werk nicht zu lesen, weil sie fürchten, dieses werde sie in ihrem Glauben unsicher machen. Wer von Ihnen von einem jungen Mädchen hörte, dass dasselbe sich vorgenommen hätte, nie mit einem Manne zu sprechen, weil sie sonst gar zu leicht ihre Unschuld verlieren könne, wird für eine solche Unschuld keinen Pfifferling geben. Sehen Sie, dies ist gerade der Preis, den ich für einen Glauben gebe, der sich so wenig zutraut, dass er Untersuchungen fürchtet, die er noch nicht anstellte, oder meint, vor einem Buche nicht bestehen zu können, das er nicht gelesen hat. Ich kann von einem solchen armseligen Gläubchen nur sagen, dass man wohl thut, es je eher je lieber los zu werden. Wozu ein Licht, das doch bald verlöschen muss, künstlich erhalten, damit es etwas länger prickle, prassle und stinke? Der

wahre Glaube, der nicht prasselt und stinkt, sondern ruhig leuchtet und dem Herrn ein Wohlgeruch ist, ist der, welcher mit dem Apostel spricht: Ich weiss, dass nichts mich scheiden kann von der Gnade Gottes; der mit Luther den Kampf mit dem Teufel selbst nicht scheut, während dieser Unglaube an dem eigenen Glauben weiss, dass Alles ihn von der Gnade Gottes scheiden kann, und den Kampf selbst mit Dem fürchtet, was auf den Teufel nur reimt, mit dem Zweifel. Diese geistige Feigheit und Trägheit, welche der Todfeind aller Freiheit, darum auch der freien Wissenschaft ist, diese zu bekämpfen ist für Den, welcher die Philosophie fördern will, Lebensaufgabe; darum kämpft er recht für seine eigene Sache, wenn er ihr Krieg ankündigt auf Leben und Tod. Das aber kann er kaum wirksamer thun, als wenn er Denen, die einmal den edlen Studentennamen führen, kräftig das alte: *Noblesse oblige* entgegenruft, wenn er zeigt, dass ein deutscher Student nicht den alten Weibern gleichen soll, die, wenn sie hören, das Ziel einer Reise liege jenseits eines Flusses, stets jammern: Ach Gott, wenn wir nur nicht ertrinken! sondern vielmehr dem braven Mann, von dem das Lied so hoch klingt, weil er sich kühn in die rasende Fluth wirft, nicht um die volle Börse, sondern um ein Menschenleben zu retten. Hier handelt es sich um mehr als um ein Menschenleben, es gilt hier, Sicherheit der Ueberzeugung zu erlangen, die durch nichts erreicht werden kann, als durch eine Bewährung Dessen, was in dem Kinde nur lebt, in dem Manne aber, weil bewährt, deswegen wieder lebt. Darum aber auch fest und ewig, denn nur was wiedergeboren ist, hat ein ewiges Leben. Die Herrlichkeit des Studentseins auseinandersetzen heisst der Philosophie den Zugang zu den Geistern sichern; indem er jenes thut, erfüllt der Professor der Philosophie so recht sein Geschäft.

Zweite Vorlesung.

Nachdem ich gezeigt habe, dass es im Interesse der Universität liegt, dass von Zeit zu Zeit Vorlesungen über akademisches Studium und Leben gehalten werden, nachdem ich weiter darauf hingewiesen habe, dass dies vor Allem ein Geschäft für den Professor der Philosophie sei, habe ich drittens noch

C. die Frage zu beantworten, warum gerade ich sie so oft halte, und nicht auch ein Anderer von den vielen Lehrern der Philosophie? Auf den zweiten Theil dieser Frage habe ich natürlich nicht zu antworten, wohl aber auf den ersten, und werde dabei ziemlich ausführlich von meiner Person sprechen müssen. Ich muss dies schon, damit die unter Ihnen, welche mich gar nicht kennen, gleich in den ersten Stunden wissen, mit wem sie es zu thun und wess sie sich in diesen Vorträgen zu versehen haben, sodass Jeder gleich in den ersten Stunden seine Entscheidung darüber treffen kann, ob er noch weiter mit mir gehen oder aus dem stickendheissen Saal fortbleiben will. Ich denke mich so offen über mich selbst auszusprechen, dass keiner von Denen, die nach dieser Expectoration noch bei mir ausharren, am Ende der Vorlesung sagen kann: Er hat sich als einen ganz Andern angekündigt, als ich ihn gefunden habe. — Man fragt mich also, warum gerade ich diese Vorlesung halte? Zunächst weil mich ein unwiderstehlicher Drang zu ihr getrieben hat, sodass ich es nicht lassen konnte. So lange ich Docent bin, habe ich stets den Wunsch gehegt, über akademisches Studium zu lesen. Als ich endlich, vor beinahe zwanzig Jahren, dazu kam, gewährte sie mir einen solchen Genuss, dass ich sehr bald sie wiederholte. Dann nahm ich mir, sei es nun aus hypochondrischer Grille, sei es aus gültigen Gründen, vor, die Vorlesung aufzugeben, aber selbst damals konnte ich mich nicht entschliessen, durch das mir vorgeschlagene Druckenlassen derselben definitiven Abschied von ihr zu nehmen. Nach

längerm Intervalle ward sie, völlig umgearbeitet, wieder, und wieder verändert nochmals gelesen. Es kam das Jahr, wo Alles, was bisher bestanden, und darum auch das Leben der Universitäten dem Untergange geweiht schien. Ich hielt es für Pflicht, die *alma mater* nicht ohne Grablied bestatten zu lassen, und ich erfüllte die Pflicht der Pietät, indem ich meine Lieblingsvorlesung, denn dazu war sie durch eine Reihe theils heiterer, theils sehr ernster Erfahrungen mir geworden, abermals ankündigte und hielt. Gottlob, die *alma mater* überlebte den Sturm; mit ruhigerm Sinne konnte ich die Vorlesung abermals umarbeiten und halten; ich habe sie dann nochmals ganz neu niedergeschrieben, und obgleich mit jedem Jahre ich durch mein Alter von dem Studentenleben mehr entfernt werde, so fühle ich mich doch demselben so wenig entfremdet, dass ich auch in diesem Semester darüber lesen will, weil, wie gesagt, ich es nicht lassen kann. Zu diesem subjectiven Grunde kommt aber noch ein objectiver: es vereinigen sich nämlich eine Menge von Umständen, die wirklich mich mehr als manchen Andern in Stand setzen, in einer solchen Vorlesung die Forderungen zu erfüllen, die ich an sie stelle, Umstände, von denen ich darum ganz offen sprechen kann, weil sie nicht Verdienste sind, sondern Glücksfälle.

Was zuerst das Encyklopädische betrifft, so kommt mir, um die Bedeutung der Facultäten und ihr Verhältniss zu einander zu überblicken, dies zu Statten, dass ich selbst nach einander zwei verschiedenen Facultäten angehört oder, wie man es zu nennen pflegt, umgesattelt habe. Und zwar habe ich es nicht gethan wie Die, welche sich, ehe sie einen tüchtigen Ritt gemacht, nach einem sanftern Gaul umsehen, und bin etwa im zweiten oder dritten Semester, weil mir die Theologie zuwider wurde, zur Philosophie übergegangen, sondern ich habe das theologische Studium absolvirt, habe nach vollbrachtem Triennio, weil in meinen letzten Studienjahren die Einrichtung getroffen ward, dass Jeder, um ein Abgangszeugniss zu bekommen, einen akademischen Grad erlangen musste, mein Examen bei der Facultät glücklich überstanden, habe nach weiterm, auf zwei andern Universitäten zugebrach-

ten Biennio bei dem Generalsuperintendenten erst das Candidatenexamen, dann, um in das Predigtamt zu treten, *in consessu consistorii* mein Examen *pro ministerio* gemacht. Ich weiss daher, wovon die Rede ist, wenn ich von den Gesichtspunkten spreche, welche bei dem Facultäts- und welche bei dem Consistorialexamen festzuhalten sind. Ich rede nicht als ein Unerfahrener, wenn ich diese Gesichtspunkte als ganz verschiedene bezeichne und demgemäss es als eine Calamität beklage, dass bei uns der Oberkirchenrath bei der Besetzung von Professuren mitzusprechen hat, und wieder Professoren, die vielleicht nicht einmal ordinirt sind, kirchliche Würden ertheilen. Ich bin dann in das geistliche Amt getreten, und der Umstand, dass ich zuerst einen Oberprediger über mir gehabt, später als Oberprediger über einem Diaconus gestanden habe, hat mich dieses Verhältniss nicht blos von einer Seite kennen lernen lassen. Dadurch, dass ich von meiner Oberbehörde öfter mit Geschäften betraut wurde, die man hier zu Lande Superintendenturgeschäfte nennt, habe ich Gelegenheit gehabt, nicht nur zu hören, sondern zu erfahren, worauf es bei der Kirchenleitung ankommt und inwiefern Universitätsstudien dazu vorbereiten. In meinen beiden Stellungen, sowohl als Diaconus als auch als Oberprediger, endlich auch in der Zwischenzeit, wo ich ganz allein war, habe ich eine ganz eigenthümliche Stellung eingenommen, wie sie hier zu Lande nicht vorkommt, ja nicht einmal vorkommen kann. Ich hatte nämlich neben einander zwei Gemeinden, eine sehr grosse Landgemeinde, deren Culturzustand Sie daraus ermessen können, dass die Sprache, in welcher ich sonntäglich predigen musste, nicht einmal Worte hat für Ursache und Wirkung, in der aber ein intensiv sehr hohes, namentlich durch Missionen der Brüdergemeinde genährtes religiöses Leben herrschte, und neben derselben eine kleinere deutsche, bestehend aus den benachbarten adligen Gutsbesitzern und den Bewohnern meiner Vaterstadt, die mir, gleichfalls sonntäglich, ein Publicum von einem solchen Bildungszustande lieferte, dass ich vor ihm in der Weise predigen konnte, wie ich es hier in der akademischen oder Domgemeinde gethan habe. Ich spreche darum nicht wie ein Blinder

von den Farben, wenn ich behaupte, dass es keine bessere Vorbereitung für das Predigtamt gibt, als ein bis auf die tiefsten Gründe zurückgehendes, Alles in Frage stellendes speculatives Denken. Nicht nur für Den, der für die Gebildeten predigt, sondern auch für Den, welcher für die Bauern predigt. Ja für diesen noch mehr, denn den Bauern ist viel schwerer predigen als den Gebildeten. Ich spreche natürlich vom Gutpredigen. Schlecht, d. h. unwirksam predigen ist überall leicht. — Da weiter in dem Lande, wo ich Prediger war, die Besoldung des Pastors in einem Rittergute besteht, das er in derselben Weise zu bewirthschaften pflegt, wie seine adligen Nachbarn, mein Amt aber zwar eine schwer zu bewältigende Masse von Arbeiten gab, aber auch, verglichen mit andern Pfarren, ein grosses Einkommen gewährte, so kam es, dass ich nicht nur eine grosse Menge von Feldarbeitern zu meiner Disposition, sondern auch eine so grosse Bauernschaft unter mir hatte, dass dieselbe ein eigenes Gemeindegericht besass, in dem lettische Bauern die Richter, ich aber der Präsident war, der die von ihnen gefällten Urtheile zu bestätigen oder zu cassiren hatte. Die Folge dieses eigenthümlichen Verhältnisses war, dass ich mir so viel ökonomische und die Rechtsverhältnisse betreffende Kenntnisse erwarb, dass ich bei ökonomischen und andern Streitigkeiten zwischen Bauern und Bauern oder auch zwischen Bauern und Gutsherren als Arbiter habe fungiren können. Ich spreche darum aus Erfahrung, wenn ich es stets wiederhole, dass, um ein gesundes kirchliches Leben in unsern Landgemeinden hervorzurufen, man damit anfangen muss, den Pastor äusserlich so zu stellen, dass er mindestens dem Edelmann ebenso nahe steht wie dem Bauern, und dass alle Pastorenzusammenkünfte und alle innern Missionen nichts helfen werden, so lange der Bauer in einem jeden Pastor einen armen Lump sieht, der eben, weil er so arm ist, dem nicht widerstehen kann, wenn ihm eine Pfarre angeboten wird, die einige Hundert Thaler mehr trägt. — Ich habe dann mein Predigtamt aufgegeben, und ich wünsche, dass Jedem von Ihnen, wenn er einmal ein Amt verlässt, so viele Thränen nachgeweint werden, wie nach mir geweint worden

sind. Ich habe mit dem Amte mein Geburtsland verlassen und bin in mein geistiges Vaterland, das es von väterlicher Seite auch physisch war, zurückgekehrt. Die philosophischen Studien, die ich weder als Student der Theologie, noch als Pastor vernachlässigt hatte, wurden jetzt von Neuem vorgenommen, von Neuem Collegia gehört, von Neuem zum Examen gearbeitet, von Neuem, nachdem ich so oft examinirt hatte, ein Examen gemacht. Endlich, nach beinahe zwei Jahren ohne Wirksamkeit, hatte ich wieder eine. Das Ziel, welches der Zweiundzwanzigjährige sich so schön geträumt hatte, der Neunundzwanzigjährige aber so viel schöner fand, war erreicht: ich stand auf einem Katheder vor Studenten in demselben Saale, wo sieben Jahre früher ich gelauscht hatte auf jedes Wort, das von diesem Katheder her gesprochen ward. Völlig unbekannt, musste ich schon aus Klugheit, wozu mich ausserdem Neigung trieb, meine Lehrthätigkeit auf die Gebiete wenden, wo ich in Berlin sie am wenigsten vertreten fand. Wäre ich länger dort geblieben, so wäre vielleicht manche Vorlesung, die hier allmälig Hauptvorlesung geworden ist, von mir niemals gelesen worden. Nun aber kam ich nach Halle. Ich fand hier andere Lücken als dort, dagegen hier reichlich vertreten, woran dort Mangel gewesen war. Meine Studien bekamen eine ganz andere Richtung, und so ist es gekommen, dass ich über alle philosophischen Disciplinen (mit Ausnahme von zweien) ausführliche Vorlesungen gehalten habe und über das System als Ganzes schon zweimal eine encyklopädische Uebersicht habe wagen können. Wie darum meine frühere Laufbahn mir es nahe gelegt hat, mit dem Umkreise der theologischen Disciplinen so bekannt zu werden, dass ich ihren Zusammenhang, ihre leitenden Ideen, endlich ihre Bedeutung für die Praxis kennen lernte, so hat der Beruf, den ich in meiner *vita nova* ergriffen habe, mich, dem alten *docendo discimus* gemäss, einen ähnlichen Ueberblick über die philosophischen Disciplinen im engern Sinne gewinnen lassen. — Es ist mir dann ferner für meine allgemeine, encyklopädische Ausbildung dies zu Statten gekommen, dass in meiner Familie von Mutterseite her die ärztliche Kunst, ich

kann wohl sagen Virtuosität, vom Vater auf Sohn und Enkel sich fortgepflanzt hat, sodass ich selbst noch in der Prima unentschieden war, ob ich das Fach des Vaters, der Pastor, oder eines geliebten Oheims, der Arzt war, ergreifen sollte. Auf der Universität fand es sich, dass in dem Kreise, dem ich mich anschloss, der Theologen nur sehr wenige waren und meistens gleichen Alters mit mir, sodass ich in den Gesprächen mit diesen eben sowohl gebend als empfangend war. — Einer, bei dem das Letztere im hohen Grade stattfand, war nicht mit vollem Herzen Theolog und hat die theologische Laufbahn nie ergriffen. Dagegen waren die Ausgezeichnetern unter den Aeltern gerade Mediciner, sogar die Beiden, die wie der König und Premierminister in unserer Verbindung angesehen wurden. Die Folge war, dass die wissenschaftlichen Gespräche, die ich anhörte und an welchen ich mich bald betheiligte, meistens medicinische waren. In den Ferien war ich dann sehr viel mit dem erwähnten Oheim zusammen, der, ein g a n z e r Arzt, eben darum ganz in seinem Fache lebte, gern von dem Gelesenen und Erfahrenen sprach. So kam ich denn bald dazu, dass ich medicinische Gespräche mit Interesse anhören, in medicinischen Büchern mit Lust und Nutzen lesen konnte, dass ich längere Zeit mit Interesse an Versuchen Theil nehmen konnte, welche ins Gebiet der operativen Chirurgie gehörten, ja dass, als ich einmal auf einer mehrere Tage dauernden Reise mit der Post mich in jugendlichem Uebermuth für einen jungen Arzt ausgegeben hatte, ich bei einem innerhalb der Reisegesellschaft vorkommenden sehr delicaten Falle mich mit Ehren aus der Affaire zog. Die Hauptsache aber war, dass, als ich später mehrere Jahre lang fast nur naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte, ich im Stande war, stets mir deutlich zu machen, in welchem Zusammenhange sie mit der einstigen Wirksamkeit des Arztes stehen, und in welcher Weise und durch welche Mittelglieder die physikalischen und physiologischen Erkenntnisse zu medicinischen werden. — Hinsichtlich der Gegenstände, mit welchen sich der Jurist beschäftigt, bin ich nun freilich lange nicht so glücklich gewesen, als hinsichtlich der andern drei Facultäten, und da sind die unter meinen Col-

legen viel günstiger situirt, welche vor der Philosophie Jura studirt haben. Auf der Universität kamen im Kreise meiner genauesten Freunde, namentlich durch einen höchst geistreichen Commilitonen, der zu gleicher Zeit der Kriegsheld unserer Verbindung war, juristische Gespräche zu oft vor, als dass sie nicht hätten mein Nachdenken und Interesse erregen sollen. Noch mehr geschah es dadurch, dass, während ich in Berlin studirte, Hegel die Vorlesungen über Rechtsphilosophie an Gans abtrat, bei dem ich sie hörte, als er sie das erste Mal (besser als je nachher) las, und dass durch seine Hinweisungen, theils auf das römische und gemeine, theils auf das preussische, theils auf das französische Recht, die Wichtigkeit der positiven Rechtsbestimmungen mehr hervortrat, als das gewöhnlich in Vorlesungen über Naturrecht zu geschehen pflegt. Die höchst anregenden Vorlesungen desselben Docenten über Geschworenengerichte hatten an mir gleichfalls einen aufmerksamen Zuhörer. Dabei aber blieb es. Meine Erfahrungen darüber, wie der ganz ungebildete lettische Bauer Rechtsverhältnisse ansieht, sind, namentlich seit ich Gelegenheit gehabt habe, als Geschworener zu fungiren und zu sehen, wie nur juristisch, sonst aber nicht, Ungebildete darüber urtheilen, für mich wichtig geworden hinsichtlich der subjectiven Bedingungen des Rechtsprechens. Sie haben mir aber nicht ersetzen können, was nur durch Bekanntschaft mit dem Positiven, Historischen erlangt wird. Diese sollte mir während meiner Privatdocentur in Berlin, wo ich weniger Vorlesungen hielt und es auch nicht auffällt, wenn Docenten Collegia hören, ein juristischer Cursus verschaffen. Meine Versetzung nach Halle hat das verhindert, und so bin ich hinsichtlich des Rechts in dieser Lage, dass ich die philosophische Betrachtung desselben natürlich nicht unterlassen habe, da mein gegenwärtiger Beruf sie mir zur Pflicht macht, dass ich dagegen Alles, was ich über das historische Moment darin weiss, und das ist sehr wenig, aus Büchern geschöpft habe. Hinsichtlich des Staates steht es wieder so, dass, wenn ich eine weniger einseitige Ansicht über politische Verhältnisse erworben habe, dies nicht mein Verdienst, sondern eine eigenthümliche Verkettung von Umständen, die schon in meiner

frühsten Jugend mich zu einem gewissen Universalismus praedestinirten. Mein Vater war aus Preussen in Livland eingewandert, meine Mutter und ihre Brüder, die zwar jünger als mein Vater und von ihm unterrichtet, an ihm einen brüderlich gesinnten Schwager hatten, gehörten einer Familie an, die seit mehrern Generationen in Livland ansässig ist. Als nun in meinen Kinderjahren die französische Invasion in Russland stattfand, an welcher Preussen gezwungen war, Antheil zu nehmen, und Kurland von einem fast nur aus Preussen bestehenden Corps besetzt, Livland bedroht war, als täglich bei uns französische und preussische Kriegsgefangene durchgeführt und manchmal an meines Vaters Tisch gespeist wurden, — da konnte es nicht ausbleiben, dass oft unter meinem heimathlichen Dache sehr divergirende Ansichten laut wurden. Das Kind, das nichts von der Sache verstand, erfuhr, dass Solche, deren Wort ihm Evangelium war, verschieden denken konnten, und von Kindheit an steht mir darum dies fest, dass so leicht, wie Viele es denken, es nicht ist, über politische Fragen zu entscheiden. Sehr wichtig ward, als ich erwachsen war, ein anderer Umstand. Der deutsche Livländer befand sich in der Zeit, in welcher ich aufwuchs, in einer sehr ähnlichen Lage mit dem Holsteiner: sein Herzog ist kein Deutscher, sondern ist der russische Kaiser. Da das Band der gleichen Zunge zwischen Fürsten und Unterthanen fehlte, in einer Monarchie aber das Gefühl für den Staat mehr oder minder mit dem für den Monarchen zusammenfällt, so hatte dies dort die Folge, dass sich bei den Livländern einmal ein sehr reges Nationalgefühl entwickelte, welches machte, dass sie empört waren, wenn man sie Russen nannte, zweitens ein sehr reges Provinzialgefühl, in Folge dessen sich ein ächter Livländer stets verbat, ein Kurländer zu heissen; dagegen ein eigentliches Staatsgefühl fehlte ihnen ganz. (Gerade so habe ich als Student einen meiner genauesten Freunde, der ein Schleswiger war, den Namen Däne mit Empörung ablehnen, den des Holsteiners nur ungern sich gefallen lassen sehen, und es ist bekannt, dass im Jahre 1848 sehr viele Holsteiner gar nicht begreifen konnten, warum Einer ausserdem, dass er ein Deutscher und ein Pommer war, auch

[illegible] ein Preusse bleiben wollte.) Aehnlich war es auch [illegible] gegangen. Als ich nun nach vollbrachtem Triennio, [illegible] meine Studien fortzusetzen, Livland verliess, trat mir [illegible] beim Eintritt in Preussen — er ist mir zum zeit-[illegible] und ewigen Heil geworden — ein Sich-Eins-Wissen [illegible] dem Staate entgegen, welches eben, weil ich es zum [illegible] Male sah, als ich schon ein selbstbewusster Mensch [illegible] erst überraschte, dann erfasste. Jener preus-[illegible] Bauer, aus dessen Munde ich zum ersten Male den [illegible] hörte: „Unsere Majestät ist vor Jahren hier ge-[illegible]“, weiss nicht, welchen Sturm von Gedanken er in [illegible] erregt hat, und Sie alle, die dies Wort von Jugend [illegible] hören und nichts darin finden, können auch nicht [illegible], was einem Menschen, der bisher nur gesagt [illegible]: „Seine Majestät der Kaiser“, der Ausdruck Alles [illegible]. „Der König ist also hier nicht seine, er ist [illegible] Majestät!“ Gerade wie bei meinem ersten Ein-[illegible] Ausdruck, so fiel mir, als ich in Berlin studirte [illegible] Theil des preussischen Staates bereiste, noch [illegible], als ich ihm ganz mich einverleibte, sehr Vie-[illegible], was Sie, die Sie darin aufgewachsen sind, gar nicht [illegible], als ein eigenthümlicher Vorzug Preussens vor [illegible] andern Staaten in die Augen, sodass es nicht [illegible], sondern die natürliche Stellung des Einge-[illegible] war, die mich Manches richtiger würdigen liess, [illegible] der Eingeborene zu thun pflegt oder vermag. Wäh-[illegible] auf der einen Seite durch fortwährendes mich [illegible] die Idee des Staates und Dessen, was er sein [illegible] vor der blinden Vergötterung meines neuen [illegible], dieser Gefahr aller Convertiten, sicherstellte, [illegible] viele Reisen ausserhalb des preussischen Staates, [illegible] Deutschlands und der dadurch sich ergebende [illegible] mit den allerverschiedensten Menschen Gelegen-[illegible], ob und wiefern eine Nichtübereinstimmung [illegible] Forderungen nur bei uns, oder auch in an-[illegible] zu beklagen sei. Dabei muss ich es noch [illegible] besonderes Glück preisen, dass mir Gelegen-[illegible] wurde, mit praktischen Staatsmännern, welche [illegible] für andere Staaten als den unserigen er-[illegible], viele und längere Gespräche zu haben, die

natürlich die Menge der Gesichtspunkte mehrten. Das Resultat davon ist gewesen, einmal dass ich früh eingesehen habe, dass man, um Tagesereignisse und deren Folgen richtig zu beurtheilen, die politischen Verhältnisse besser kennen muss als ich, dass aber ebenso es hinsichtlich des Staatslebens gewisse unerschütterliche Principien und Grundsätze gibt, welche unerschütterlich fest bleiben, mag auch noch so sehr vom angebrochenen Frühling einer neuen Zeit declamirt werden. Wenn darum im Jahre 1848 die Februarrevolution in Frankreich und was in Deutschland daran sich anknüpfte, mir ganz unerwartet kam, während so Viele (freilich erst nach jenen Ereignissen) behaupteten, alles Dies vorausgesehen zu haben, so kann mich dagegen trösten, dass ich in demselben und dem folgenden Jahre Vieles gesprochen, Manches geschrieben habe, was ich heute nicht ungesprochen oder ungedruckt wünsche, etwas, dessen sich nicht alle jene Scharfsichtigen rühmen können.

Was also das Encyklopädische betrifft, so sehen Sie, an Gelegenheit hat es mir nicht gefehlt, mich desselben zu bemächtigen. Günstige Fügungen haben es mir leichter gemacht, als es sonst bei der Ausbildung eines deutschen Professors zu sein pflegt. Wie steht es nun aber mit dem Zweiten, das hier zur Sprache kommt, mit dem Leben und Sein der Studenten? Kann ich auch hier mich rühmen, dass ich Gelegenheit gehabt, es viel-, ja allseitig kennen zu lernen? Ich glaube, ja! Und indem ich dies ausspreche, fürchte ich nicht, dass Einer von Ihnen daraus schliessen wird, dass ich mich im Schmutze des Studentenlebens gewälzt habe. Wer das thut, lernt es gewiss nicht kennen, denn der Schmutz verklebt ihm die Augen. Ja, ich bin Student gewesen, und zwar, wie ich von jeher Alles, was ich war, gewesen bin, mit Passion, und habe dabei Gelegenheit gehabt, die verschiedensten Verhältnisse, in denen sich ein akademischer Bürger finden kann, ziemlich vollständig durch eigene Erfahrung kennen zu lernen. Da von den drei Universitäten, auf welchen ich als Student gelebt habe, die eine der Art ist, dass, da die ganze Stadt nur durch sie existirt, dieselbe eigentlich nur ein Accessorium der Universität ist, die andere in einer riesenhaft wachsen-

den Residenz fast ganz verschwindet, von der dritten weder das eine noch das andere Extrem gilt, so kann ich mir nicht nur denken, sondern ich habe gesehen und erfahren, wie mannigfaltig die äussere Stellung der Universität und die innere des Studenten zur Commune sich gestalten kann. Dabei erfuhr ich auch einen grossen Unterschied in meinen Beziehungen zu häuslichen Kreisen. Auf der einen Universität hatte ich Umgang in Häusern, wo ich bereits als Schüler verkehrt hatte. In der andern hatten mir Empfehlungsbriefe den Eintritt in ein paar Professorenhäuser eröffnet. Auf der dritten endlich verkehrte ich lediglich mit Commilitonen und habe in der ganzen Zeit, die ich dort zubrachte (und sie war ziemlich lang), nie einen Frack angehabt und, wenn ich die uns aufwartende Tochter unserer Wirthin ausnehme, mit keinem weiblichen Wesen auch nur eine Silbe gesprochen. Was dem Studenten daher solcher Umgang gewähren kann, und was er entbehrt, wenn er keinen hat, davon kann ich mitsprechen, denn ich habe es erfahren. Gehe ich dann auf den Umgang näher ein, welcher nicht nur für die gesellige, sondern für die intellectuelle Entwicklung besonders wichtig ist, auf den mit Männern, und fange hier mit den Professoren an, so habe ich in den ersten Jahren meines Studentenlebens so gelebt, dass die Professoren keine Ahnung von meiner Existenz hatten. (Um Missverständnissen zu begegnen, bemerke ich, dass man sich dort nicht persönlich bei dem Professor meldete, und dass meine Lehrer auf dem Katheder viel zu sehr mit der Sache beschäftigt waren, als dass sie Zeit gehabt hätten, ihre Zuhörer zu zählen, oder gar sich ihre Gesichter zu merken.) Später wurde ich, namentlich durch Disputationen, die unter dem Vorsitze unsers Dogmatikers gehalten wurden, den Professoren bekannt und habe mich auch an sogenannten theologischen Abenden, die abwechselnd bei dem einen oder andern derselben gehalten wurden, betheiligt. Endlich habe ich eine sehr eigenthümliche Erfahrung dadurch gemacht, dass, da unserer drei bei einem höchst geistreichen Manne, unserm Religionslehrer von der Schule her, wöchentlich sich zu theologischer und philosophischer Lectüre versammelten, der von uns am meisten verehrte Professor, der der prak-

tischen Theologie, sich die Erlaubniss erbat, an diesen Abenden Theil zu nehmen, aber so, dass, wie er sich ausdrückte, „der Professor zu Hause bleibe". Doch aber würde ich, so mannigfaltig auch diese Verhältnisse waren, mir kein unbefangenes Urtheil über den Verkehr der Studenten mit Professoren zuschreiben, da ich doch immer selbst in diesen Verhältnissen mich befunden, nicht sie von der Vogelperspective aus übersehen hatte. Allein auch diese bot sich mir später dar. Als ich im Predigtamte stand, kam es jährlich einmal vor, dass ich mir kurze Ferien machte. Wenn Pfingsten vorüber war, und man hatte in acht Wochen sechsundzwanzigmal nicht extemporirt, sondern nach sorgfältiger, ja buchstäblicher Präparation gepredigt, zugleich an jedem Wochentage zwei, ja vierzehn Tage hindurch bis zu sechs Stunden Confirmationsunterricht gegeben, sonntäglich eine Communion von mehrern Hunderten gehabt, bei der nach der schönen Sitte des Landes die Absolution mit Handauflegung auf den einzelnen Kopf gesprochen wird, endlich aber noch die feierliche Confirmation in beiden Gemeinden gehalten, dann hatte man keine Gewissensbisse, wenn man einen oder zwei Sonntage sich von einem Freunde vertreten liess. Diese meine Frühjahrsferien brachte ich nun in der Regel in der Universitätsstadt im Hause eines Professors der Theologie zu, der, mein nächster Blutsfreund, in einer intellectuellen Verwandtschaft zu mir stand, wie sie nicht oft vorkommen möchte. Hier sah ich viele Studenten, die bei ihm im Hause verkehrten. Ebenso bei andern mir von früher her bekannten Professoren. Auf der andern Seite sah ich bei meinem Bruder, der Student war, viele von dessen Freunden und unter diesen sowohl Solche, die viel mit Professoren verkehrten, als auch Solche, die nie ihren Fuss in ein Professorenhaus setzten. Ich habe dann endlich in Berlin, als ich zur Privatdocentur mich vorbereitete, gesehen, wie mir befreundete Professoren durch ihren Umgang auf Studenten einwirkten, kurz, an Gelegenheit hat es mir nicht gefehlt, zu sehen, was der Student durch solche Berührung gewinnen kann, und wieder, was ihm abgeht, wenn er derselben ermangelt. Was dann weiter die Einwirkung des Professors als solchen betrifft, d. h. die

durch Vorlesungen, so habe ich bei sehr vielen und habe sehr viele Vorlesungen gehört, und zwar, je älter ich wurde, um so regelmässiger. Da ich ferner nach einer Unterbrechung von fünf Jahren wieder anfing Collegia zu hören, so konnte ich mit mehr Bewusstsein als der junge Student mir den Unterschied deutlich machen zwischen der Förderung, welche Bücher gewähren, und der durch akademische Vorträge. Da es dabei in der Natur der Sache liegt, dass, wenn man Jahre lang redend die Aufmerksamkeit Anderer gelenkt hat, es Ueberwindung kostet, hörend die seinige lenken zu lassen — (Professoren pflegen beim Anhören von Vorlesungen, Pastoren bei dem von Predigten immer die Ersten zu sein, welche die Uhr ziehen) — so ist, was ich über die Bedeutung des Collegia-Hörens sagen werde, nicht etwa von Einem gesprochen, der es nur von der Zeit her kennt, wo er selbst noch nicht dachte und also nicht beurtheilen kann, wie einem Reifern, Strebsamern zu Muthe ist, wo er auf der Zuhörerbank sitzt. — Es gibt einen Verkehr des Studenten mit Männern, der wichtiger ist als sein Umgang mit Professoren und sein Anhören derselben, es ist der Verkehr mit seinen Commilitonen und die Belehrung, die er aus diesem schöpft. Wie ist es nun damit? Ich glaube, ich darf auch hier ein Wort mitsprechen. Von der Art dieses Zusammenlebens ward mir schon sehr früh Kunde. Der oben erwähnte Blutsfreund war einer der Stifter der ersten Jenaer Burschenschaft. Mit einem hervorragenden Mitgliede der Burschenschaft aus der Zeit des Wartburgfestes habe ich früh ein Freundschaftsbündniss geschlossen, und so sind die „Träume, mit denen man meine Kindheit wiegte", burschenschaftliche gewesen. Als ich die Universität bezog, hatte die allgemeine Burschenschaft mehrern Landsmannschaften Platz gemacht, die an Zahl sich ziemlich gleich, von denen aber jede an hundert stark war. Ich schloss mich mit dem grössten Eifer derselben an und habe es in ihr bis zu den höchsten Ehren gebracht. In ihr stehend, habe ich den andern gegenüber die verschiedenen Zustände des allgemeinen Friedens, der bewaffneten Neutralität, der Coalition mehrerer gegen eine, endlich auch des sich Wehrens einer einzigen gegen alle übrigen kennen gelernt. Als

dann eine nichtswürdige Denunciation die Auflösung der landsmannschaftlichen Verbindungen nach sich zog, habe ich an ihrer Reorganisation mich nicht betheiligt und so aus Erfahrung das Leben Derer kennen gelernt, die man zu meiner Zeit „Wilde" oder „Renoncen" nannte. (Das Wort Kameel bezeichnete bei uns nur eine individuelle Beschaffenheit, und wir wären ganz entsetzt gewesen, hätten wir gehört, dass es Universitäten gebe, wo die Mehrzahl diesen Namen verdiene.) Dann habe ich eine Zeit lang in Jena mit der Burschenschaft gelebt, endlich aber in Berlin zu einem kleinen, sehr eng verbundenen Kreise gehört, in dem sich alle Facultäten repräsentirt fanden, dessen Glieder, den verschiedensten Ländern entsprossen, den verschiedensten Universitäten und Verbindungen angehört hatten, nun aber durch gemeinschaftliche Studien so an einander gebunden waren, dass sie Alles unter sich theilten und sich mittheilten, dass jedes Gespräch über das zusammen besuchte Theater zu einer ästhetischen, jede *Schleiermacher*'sche Predigt, deren Disposition der Eine zum Besten gab, zu einer theologischen Disputation führte. Alle, die zu diesem Kreise gehörten, sind, wenn sie nicht früher Tod hinwegraffte, etwas Ordentliches, manche mehr als das geworden. Sie sehen daher, dass, wenn ich von den verschiedenen Banden spreche, durch welche Studirende unter sich verknüpft sein können, dass ich da nicht als ein ganz Unerfahrener urtheile. Wenn aber endlich zu der Universität doch nicht nur die Studenten, sondern auch die Docenten gehören, so wird, wer über akademisches Leben ein vollständiges Urtheil haben will, anch die Lehrthätigkeit kennen müssen. Da habe ich nun hinsichtlich ihrer verschiedenen Stadien sehr reine Experimente machen können. Ich trat als Privatdocent in einer Stadt auf, wo ich ganz unbekannt war, ward dann als Extraordinarius an eine Universität und eine Stadt versetzt, die beide mir ganz unbekannt waren. Dort handelte es sich also darum, mir eine Stellung zu erobern, hier darum, eine Stellung, die mir ohne Cooperation der Universität ertheilt war, einzunehmen. Endlich bin ich mit Cooperation der hiesigen Facultät ordentlicher Professor geworden, habe einige Jahre als Senator, einige Jahre als Mitglied der wissenschaftli-

chen Prüfungscommission fungirt, — kurz, was ich hinsichtlich des Encyklopädischen gesagt habe, werde ich wohl auch hinsichtlich der allermannigfachsten Seiten des akademischen Lebens sagen dürfen: Nicht leicht möchte sich Einem so sehr Gelegenheit geboten haben, es kennen zu lernen, als mir.

Damit es aber nicht scheine, als wollte ich, um Sie zu blenden, nur die Lichtseite meines Bildungsganges Ihnen zeigen, so will ich Ihnen nicht vorenthalten, dass Andere gesagt haben, gerade durch ihn sei an mir so Vieles, vielleicht Alles, was an mir zu verderben war, verdorben. Namentlich sollen die Umstände, auf die ich mit einem gewissen Triumph hingewiesen habe, meine von der Pike an bis zu einem gewissen Grade durchgemachte theologische und philosophische Laufbahn, mir mehr zum Vorwurf als zum Vortheil gereichen. Was nämlich meine philosophische Laufbahn betrifft, welche während meiner ersten Studentenzeit begann und bis zur Professur in Halle geführt hat, so sei es ja bekannt, dass ich unter *Hegel* studirt habe und auch jetzt noch Hegelianer sei, ja Einer, der, während die Uebrigen doch dieses Uebel zu cachiren pflegen, die Impudenz habe zu bekennen, er sei mit dieser Krätze behaftet. Vielleicht weiss Mancher unter Ihnen nicht, wie es mit dem Vorwurfe des Hegelthums beschaffen ist. Ich will Ihnen das an einem Beispiel zeigen: Vor einigen Jahren setzte das österreichische Ministerium einen Professor ab, weil er Hegelianer sei, die *Hegel*'sche Philosophie aber die Phantasie mehr beschäftige als den Verstand". (Vielleicht war diese Beschäftigung der österreichischen Minister mit der Psychologie der Grund, warum es damals mit ihrer Finanzwissenschaft so schlecht aussah. Keiner, nicht einmal ein Minister, treibt ungestraft Zweierlei neben einander.) Als diese Massregel von einem preussischen Gelehrten sehr gerühmt und resp. zur Nachahmung empfohlen wurde, zeigte ein sächsisches Journal die Empfehlungsschrift sehr lobend an, nahm aber für die sächsische Regierung das Lob in Anspruch, solche Verfolgung der Hegelianer schon vor der österreichischen begonnen zu haben. Ich denke, dies reicht hin, um zu erkennen, dass die *Hegel*'sche Philosophie ein Inculpat ist,

bei dem sich die Scharfrichter um das Henkeramt reissen. Es bleibt aber nicht bei diesem österreichischen ministeriellen Psychologen nebst seinem preussischen Lobpreiser und dem sächsischen Panegyriker beider, sondern von allen Seiten erheben sich Anklagen, und wieder gibt es kaum eine Anklage, die nicht gegen dieses System gerichtet wäre. . Zeitungsblätter, Broschüren und Bücher wetteifern, in einem Athem ihm die unvereinbarsten Prädicate beizulegen, es Nihilismus zu nennen, weil es das All vergöttere, ihm Pantheismus und Atheismus vorzuwerfen, als wenn nicht diese sich wie gerade und krumm verhielten. Da sollte es früher servile Hofphilosophie und heute revolutionärer Communismus sein. Der badische Aufstand und der schlechte Zustand der preussischen Schulen sind als Ausgeburt der *Hegel*'schen Philosophie bezeichnet, und mich soll es nicht wundern, wenn nächstens bewiesen würde, dass die falschen Karten von Bessarabien, welche die Pariser Nachconferenzen nöthig machten, nach *Hegel*'schen Principien construirt waren, wie ich mich denn in der That gar nicht gewundert habe, als ich neulich in einer vielgelesenen Zeitung die grobe Antwort, die ein Heidelberger Student dem dortigen Rector sollte gegeben haben, eine „gut *Hegel*'sche" genannt fand. Trotz aller dieser Anklagen gestehe ich einfach zu, dass ich ein Anhänger *Hegel's* bin, so sehr, dass ich mir manchmal einbilde, der allereinzige treue Anhänger des Mannes zu sein. Freilich nur d e s *Hegel*, bei dem ich in den Jahren 1826 — 28 Collegia gehört habe und dessen Werke in achtzehn Bänden bei Duncker und Humblot herausgekommen sind. D e n *Hegel*, von dem in allen Büchern steht, er habe den König einen Punkt auf dem i genannt, oder auch behauptet, Alles, was existire, sei vernünftig, den habe ich nicht gekannt und weiss nichts von ihm. Wenn dann Einer mich fragt, zu welcher Seite der *Hegel*'schen Schule ich gehöre, so natürlich zu der rechten; denn man wird doch nicht von mir fordern, dass ich mich auf die unrechte stelle. — Hat man aus meiner philosophischen Laufbahn den Vorwurf des Hegelianismus gefolgert, so soll, was ich von meiner theologischen gesagt habe, ebenso Schlimmes, vielleicht noch Schlimmeres verschuldet haben. Und zwar

hat man sowohl daraus, dass ich Pastor gewesen bin, als auch daraus, dass ich es nicht mehr bin, sehr schlimme Folgerungen gezogen. Hinsichtlich des Erstern, so steht bekanntlich Livland, wo ich Prediger war, unter russischem Scepter, und daraus hat man es denn erklärt, dass ich, um einen Gegner sprechen zu lassen, „ein Mensch voll russischer Reminiscenzen und Sympathien“ sei. Was nun die Reminiscenzen betrifft, so müsste ich, da von den Jahren, die ich hinter mir habe, gerade die Hälfte unter russischer Herrschaft verlebt wurde, wenn ich keine hätte, ganz abgesehen von dem Undank, ein Gedächtniss haben so schwach wie — wie — nun, etwa wie Die, welche im Jahre 1849, nachdem sie hatten ausposaunen lassen, an der Reichsverfassung würden sie festhalten wie an ihrem Gott, einige Wochen darauf in Gotha beschlossen, jeden Aenderungsvorschlag anzunehmen, den Preussen mache. So sehr mein Gedächtniss leider abnimmt, etwas besser wie ein solches ist es denn doch noch. Also, die Reminiscenzen — zugestanden, aber das Sprichwort heisst ja *meminisse juvabit* und nicht *oblitum esse juvabit,* und dass auch russische Reminiscenzen oft eine schöne Sache sind, das drängte sich mir vor einiger Zeit recht auf, als ich in einem Buche nach einer schaudererregenden Beschreibung russischer Zustände die Andeutung fand, ein honetter Mensch könne dort kein Jahr leben, und dabei bedachte, dass der Autor vergessen hatte, dass seinem vieljährigen Aufenthalte daselbst nur wider seinen Willen ein Ende gemacht worden sei. — Aber nicht nur Reminiscenzen, russische Sympathien soll ich gezeigt haben. Worin denn? Etwa darin, dass ich ein Amt, das mir sehr lieb war und dessen äussere Situation, selbst mit meiner gegenwärtigen verglichen, in vieler Beziehung opulent genannt werden konnte, mit einer völlig ungewissen Zukunft, für Jahre mit knappen, ja drückenden Verhältnissen vertauschte, das Alles, weil ich nicht länger in einem Lande leben mochte, wo eine dem Herrscher vorgelegte unrichtige Darstellung unwiderruflich ein Lebensglück zerstören kann? — Ich selbst weiss, dass diesem Wagstück Sympathien zu Grunde lagen; ich nenne sie nicht russische, vielleicht aber mein Gegner. — Oder habe ich diese etwa

darin gezeigt, dass, als ich hier in Halle Extraordinarius, gar nicht eingelebt war und also mir sehr missfiel, und mir der Vorschlag gemacht wurde, mit einem Einkommen von ungefähr vierundzwanzigmal so viel, als mir der preussische Staat damals gab, achtmal so viel, als ich jetzt von ihm bekomme, nach Petersburg zu kommen, wo, wie die Sachen damals standen, ich noch dazu gewiss sein konnte, in Jahresfrist der berühmteste Kanzelredner zu sein, dass ich dies ausschlug, um ein Katheder zu behalten? Die Sympathien, die mich damals allerdings bestimmten, ich halte sie für Sympathien zum akademischen Beruf. Meinem Gegner kommen dergleichen vielleicht spanisch vor, und darum nennt er sie russische. — Oder endlich, waren die Sympathien russische, welche mich — als mir der Vorschlag gemacht wurde, ohne dem philosophischen Katheder zu entsagen, in mein Geburtsland zurückzukommen, indem ich dort eine Professur annahm, um die sich constitutionell, gothaisch, ja röthlich Gesinnte die Hacken abgelaufen hatten, und die mir ausser einem bedeutenden Einkommen die Nähe meiner liebsten Verwandten gebracht hätte, — welche mich bewogen, den Ruf abzulehnen, nur um in Preussen zu bleiben? Mein Gegner glaubt es und ist vielleicht selbst ein Preusse! Indem ich es Ihrem Scharfsinn überlasse, aus welchem dieser Symptome die Krankheit erkennbar ist, die ich mir durch mein Pfarramt in Livland zugezogen habe, gehe ich zweitens zu den Vorwürfen über, die man mir gemacht hat, weil ich dies Amt aufgab. Es beweise dies, hat man gesagt, dass mir an dem kirchlichen Leben nichts liege, zeige ferner einen frivolen Sinn, der Anhänglichkeit nicht kenne und nicht achte, sei aber freilich sehr erklärlich bei Einem, der notorisch kein Christ und bei dem es eine wahre Schmach sei, dass man ihn manchmal auf der Kanzel erblicke. Da bemerke ich nun erstlich, dass ich nur deswegen mit ungetrübter Freude an die Zeit meiner Pfarrthätigkeit zurückdenke, weil, obgleich Verhältnisse sehr niederdrückender Art diesen Gedanken entschuldigt hätten, nie auch nur einen einzigen Augenblick mir der Gedanke gekommen ist: Wärst du doch etwas Anderes als ein Pastor! Als mich zum ersten Male der Gedanke überfiel, es

könne dazu kommen, entzog ich mich der Gefahr, indem ich mein Amt aufgab, dem ich darin, denke ich, eine grössere Hochachtung erwies, als wenn ich verdrossen darin verharrte. Eine Entfremdung vom kirchlichen Leben hatte ich nicht darin gesehen, weil schon damals wie heute ich wusste, dass die katholische Ansicht, nach welcher die Geistlichen allein die Kirche im engern Sinne des Wortes bilden, ein Irrthum ist, da wir ein priesterlich Volk sind, in dem die Pastoren nicht mehr integrirende Glieder sind, als die Andern. Ich bemerke zweitens, dass das Verlassen einer Gemeinde ja auch sehr oft bei Solchen vorkommt, die sich die Löwen der Frömmigkeit dünken, ohne dem Ruf ihrer Orthodoxie Abbruch zu thun. Freilich habe ich eine wirkliche Heterodoxie dabei bewiesen; ich bin nämlich aus einem sehr wohlhabenden Pastor ein sehr armer Privatdocent geworden, und das ist allerdings wider alle pastorale Tradition!

Hinsichtlich meines notorischen Unchristseins könnte ich mich dess getrösten, dass der Jahre, seit ich so genannt werde, noch lange nicht so viele abgelaufen sind, als deren waren, wo man mich Pietist schalt, und dass die Ausgleichungstheorie die natürlichste zu sein scheint bei Einem, dem von jeher die Pietisten nicht fromm, die Freimaurer nicht aufgeklärt genug erschienen. Ich habe aber einen bessern Trost: dass Der, der als der Stifter der edlen Familie „Christ" allein über diesen Namen zu verfügen hat, über alle menschlichen Erbärmlichkeiten erhaben ist. Was dann endlich das *scandalum* betrifft, dass ich dazwischen predige, so kommt es nicht durch mich allein, sondern durch Mitschuldige zu Stande; träte mir nie ein Prediger seine Kanzel ab, und kämen die Leute nicht, um mich zu hören, so käme es ja nie zu einer Predigt von mir, um so weniger, da ich mich weder zum Predigen anzubieten, noch mir Zuhörer zu pressen pflege. Was haben nun Die, welche (natürlich nur um der guten Sache willen) wünschen, dass ich nie predige, zu thun, um ihr Ziel zu erreichen? Ein Verbot auszuwirken, wird etwas schwer sein, da ich der empfangenen Ordination nicht durch Absetzung verlustig geworden bin, diese Ordination selbst aber, da sie in einem Lande empfangen wurde, das

lange unter schwedischer Herrschaft stand, sogar den hierin sehr scrupulösen Engländern als etwas Wichtigeres vorkommen könnte, als manche in Deutschland vorgenommene. Es gibt ein unfehlbares Mittel, es ist zugleich das einzig würdige. *Out-preach* könnte ich sagen, da ich eben von Engländern sprach. Man überpredige mich oder predige mich aus. Man gebe den Zuhörern und gewöhne sie an so gediegene Speise, dass sie an den leeren Phrasen und dem gezierten Geschwätz des Professor *Erdmann* kein Wohlgefallen mehr finden. Dies wird sicherlich helfen. Dagegen wenn man zu verstehen gibt, oder gar offen ausspricht: der Mann lehre auf der Kanzel, was er selbst nicht glaube, so ist das ein unsicheres, ja gefährliches Mittel. Unsicher, denn der Gedanke liegt doch zu nahe: was soll Den, der nicht genöthigt ist, zu predigen, dazu bringen, sich in eine Lage zu versetzen, in der er heucheln muss? Aber auch gefährlich. Denn da man doch in der Regel Andern nur Das zutraut, dessen man selbst fähig ist, so könnte die Versicherung, ich heuchle auf der Kanzel Ueberzeugungen, die ich nicht habe, am Ende in Dem, der das hört, die Frage hervorrufen: Wie? sollte etwa Der, der so spricht — —, aber halt! Nur von mir wollte ich in dieser Vorlesung sprechen. Ich habe es, vielleicht zuviel, gethan. Das nächste Mal von Besserm, nur von der Sache.

Dritte Vorlesung.

Nach den vorausgeschickten einleitenden Betrachtungen wenden wir uns jetzt zu unserm eigentlichen Gegenstande und fragen uns zuerst: welchen Gang wird unsere Untersuchung zu nehmen haben? Nach Dem, was ich über die beiden Bestandtheile einer hodegetischen Vorlesung, wie meine gegenwärtige ist, gesagt habe, könnte es scheinen, als müsse die Vorlesung in einen theoretischen und

einen praktischen Theil zerfallen, von denen jener zeigt, was die Wissenschaft ist, dieser, wie der Student beschaffen sein muss. Gäbe ich dieses zu, so hätte ich auch zugestanden, dass diese Vorlesung keinen philosophischen Charakter haben werde, denn ich hätte einen Gegensatz statuirt, den die Philosophie nicht anerkennt, oder vielmehr den sie überwindet und aufhebt. Da nämlich die Aufgabe der Philosophie die ist, die Wahrheit in der Wirklichkeit nachzuweisen, oder, was Dasselbe ist, das Wirkliche zu rechtfertigen, so hat sie auf der einen Seite nie mit Solchem zu thun, was noch gar nicht wirklich ist, nur sein muss oder soll; ebenso aber auf der andern Seite begnügt sie sich nie mit einem Solchen, was nur ist, nicht zugleich die Legitimation des Sollens für sich hat. Sie will weder blos zu etwas anweisen, noch auch blos beschreiben, sondern sie sucht das Sein, welches mit dem Sollen zusammenfällt, zu fixiren. Wir nennen dieses seiende Sollen oder sollende Sein, diese wahre Wirklichkeit oder wirkliche Wahrheit Begriff, ohne damit eine Revolution im Sprachgebrauch vorzuschlagen. Wenn nämlich als Begriff des Menschen Vernünftigkeit angegeben wird, so sagt mir dies, dass der Mensch Vernunftwesen (und nicht blos ein unvernünftiger Zweihänder) ist, und gibt mir zugleich an, was seine eigentliche Bestimmung ist, oder wozu die richtige Erziehung ihn machen soll, oder muss. Anstatt Begriff können wir auch Idee sagen, indem der Unterschied, den die streng logische Erörterung macht, hier für unsern Zweck keine Wichtigkeit hat und also vernachlässigt werden kann. Nennt man nun theoretisches Verhalten die Beziehung auf Das, was (nur) ist, praktisches dagegen die auf Solches, was sein (nur) soll, so ist das philosophische Verhalten Beides und der alte Spruch: *Nemo credit nisi volens*, ist auf das philosophische Erkennen oder das Begreifen auszudehnen. Indem ich begreife oder die Idee erfasse, betrachte ich und bringe zugleich hervor, gerade wie ein Maler, wie *Tizian* oder *Raphael*, indem er das Gesicht so vortrefflich trifft, so viel daraus macht. Unsere Betrachtung wird daher einen ganz gleichen Charakter haben, sie möge sich nun mit der Wissenschaft, sie möge sich mit Dem beschäftigen, der sie treibt. Dort

wird sie nicht nur fragen: wie eingetheilt finden wir die Wissenschaft vor? sondern wird zusehen, welches die durch die Idee der Wissenschaft geforderte Gliederung derselben ist; hier wieder wird sie nicht blos Forderungen aufstellen oder gar Wünsche aussprechen, welche die Musensöhne in Utopien erfüllen, sondern zusehen, wie die Idee des Studenten sich in dem wirklichen akademischen Leben bethätigt. Also die Berechtigungsweise wird überall dieselbe, begreifende, reproducirende, sein, und aus ihr ergibt sich kein Eintheilungsgrund. Vielleicht aber aus unserm Gegenstande. Dieser ist das akademische Studium, welches doch darin besteht, dass ein Subject, der Studirende, sich in ein gewisses Verhältniss zu einem Gegenstande, der Wissenschaft, setzt, welchen er zu erlangen sucht, um den er wirbt, möchte ich sagen. Offenbar werden wir also zunächst zwei Objecte haben, die wir zu begreifen, oder deren Idee wir zu erfassen versuchen müssen: das strebende Subject und den erstrebten Gegenstand. Zunächst sage ich, denn ich denke, Sie fühlen, dass hier wie überall der guten Dinge drei sein müssen. Worauf jenes Streben nämlich geht, ist doch offenbar: dass sein Ziel erreicht wird, dass der Studirende der Wissenschaft sich ergeben, die Wissenschaft ihm sich hingegeben hat, dass dem Liebeswerben der Besitz, dem schönen Brautstande das schönere eheliche und Familienleben folge. Kurz, da das Studiren auf das Ausstudirthaben geht, so wird, soll unsere Aufgabe vollständig gelöst werden, die Idee des Ausstudirten gleichfalls entwickelt werden müssen, und es ergeben sich uns also drei Theile unserer Untersuchung. Dass nun, wo die Idee der Wissenschaft entwickelt wird, dies Dem entsprechen wird, was man den encyklopädischen Theil solcher Vorlesungen zu nennen pflegt, und wieder dass, wo die Idee des Studirenden entwickelt wird, dies mit Dem zusammenfallen wird, was man Methodologie genannt hat, liegt auf der Hand. Was nun das Dritte betrifft, die Idee des wahren Ausstudirthabens, so wird hier die praktische Wirksamkeit betrachtet werden, wozu das Studium die Vorbereitung bildet, und da gegenwärtig jede praktische Wirksamkeit mehr oder minder eine im Staate ist, so wird zu dem encyklopädi-

schen und methodologischen Theil ein dritter hinzukommen, den wir den politischen nennen könnten. Hinsichtlich ihrer Reihenfolge kann kein Zweifel darüber stattfinden, dass der zuletzt erwähnte Theil auch an letzter Stelle betrachtet werden muss. Bilden doch die beiden andern seine Voraussetzungen und gehen ihm also voraus. In welcher Reihenfolge aber sind diese beiden Theile abzuhandeln? Das Gewöhnliche ist, den encyklopädischen Theil vorauszuschicken. Ich habe, so lange ich diese Vorlesung halte, den umgekehrten Weg eingeschlagen und freue mich, einem gleichen Verfahren auch bei *v. Schaden* zu begegnen. Der Grund, warum ich es that und auch diesmal thun werde, ist anzugeben. Es ist dieser: Jede gemeinschaftliche Untersuchung, und das ist doch ein Collegium, das gelesen wird, muss von Solchem ausgehn, worin Die, welche zusammen untersuchen, vollständig einverstanden sind. Nun kann ich kaum voraussetzen, dass Sie Alle mit mir hinsichtlich des Wesens der Wissenschaft einverstanden sind, ja es ist möglich, dass Mancher unter Ihnen, z. B. ein Skeptiker, welcher die Existenz und Möglichkeit der Wissenschaft leugnet, auch nicht hinsichtlich eines einzigen Punktes von der Wissenschaft so denkt wie ich. Mit irgend einem Satze, der die Wissenschaft betrifft, kann ich also nicht beginnen. Dagegen gibt es Eins, worin Sie Alle mit mir einverstanden sind und woran auch der acharnirteste Skeptiker unter Ihnen nicht zweifeln kann: das ist das Factum, dass Sie, die Sie vor mir sitzen, Studenten sind. Dieses Factum gibt mir den sichern Ausgangspunkt, von dem aus ich die drei Fragen betrachten werde, deren Beantwortung den Inhalt der drei Theile dieser Vorlesung bilden wird. Diese Fragen sind: Wer studirt? Was wird studirt? Wozu wird studirt? Die erste Frage wird beantwortet durch Entwicklung der Idee des Studenten, die zweite, indem die Idee der Wissenschaft entwickelt wird. Die Idee der wissenschaftlichen Praxis endlich gibt die Antwort auf die dritte Frage. Anstatt einer ausführlichen Literatur, deren Angabe auch mit dem ganzen Zweck und Ton meiner Vorlesung kaum zusammenstimmen möchte, lassen Sie mich, ehe ich zum ersten Theile übergehe, nur auf drei Werke aufmerksam

machen, welche nicht nur drei unserer grössten Namen an der Stirn tragen, sondern auch, jedes in seiner Art, so vortrefflich sind, dass man sich fast scheuen könnte, nach ihnen noch eine solche Vorlesung zu wagen. Ich führe diese drei um so lieber an, als jedes derselben vorzugsweise eine der Fragen betrachtet, welche uns beschäftigen werden, sodass es als das klassische Werk für je einen Theil angesehen werden kann. Was nämlich den ersten Theil betrifft, so nenne ich *Fichte's* im Jahre 1805 in Erlangen gehaltene Vorlesungen Ueber das Wesen des Gelehrten (nicht zu verwechseln mit den in Jena gehaltenen Vorlesungen: Ueber die Bestimmung des Gelehrten). Für den zweiten Theil nenne ich *Schelling's* Vorlesungen über akademisches Studium, welche in Jena gehalten und im Jahre 1802 gedruckt wurden. Für den praktisch-politischen Theil endlich finden wir Vortreffliches in *Schleiermacher's* Gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne des Worts, welche er im Jahre 1808 veröffentlichte, als es sich um die Gründung der Universität Berlin handelte. Es beschäftigt uns also zunächst unser erster Theil, welcher die Frage zu beantworten hat: Wer studirt? oder was ziemlich damit zusammenfällt: wie studirt wird?

Erster Theil.

An dem Factum, dass der Student in Ihrer Person existirt, haben wir den Ausgangspunkt, von dem aus weiter gegangen und der Begriff des Studenten entwickelt werden soll. Die blosse Nominaldefinition des Studenten gibt uns, wenn wir sie analysiren, zwei Bestimmungen, indem sie einmal, im Gegensatz zu dem bejahrten Gelehrten, von dem man auch wohl zu sagen pflegt, er sitze in seinem Studirzimmer, dies enthält, dass der Student ein Jüngling ist, zweitens aber, dass er sich von allen andern (z. B. Laden-) Jünglingen dadurch unterscheidet, dass er studirt. Diese beiden Begriffe sind darum genauer zu erörtern, wenn wir den Begriff des Studenten fixiren wollen. Wir betrachten daher

A. den Jüngling. Wenn der Geograph, um eine Beschreibung von Belgien zu geben, damit anfängt, es nördlich gegen Holland, südlich gegen Frankreich abzugrenzen, so ist dies Verfahren nicht nur für seine Wissenschaft zweckmässig, sondern es ist das allein vernunftgemässe oder logische, weil jedes Bestimmte nur durch Abgrenzung gegen Anderes, d. h. durch seinen Unterschied davon, seine Eigenthümlichkeit oder seinen *character indelebilis* hat. Wir werden dasselbe Verfahren um so mehr beobachten, als das Jünglingsalter zwischen zwei andern Lebensaltern liegt, aus deren einem es hervor-, in deren anderes es übergeht. Diesseits desselben liegt nämlich das Knabenalter, dessen Eigenthümlichkeit schon durch das Physische angedeutet wird. Die vorwiegende Thätigkeit des Centrums der Sensibilität, auf welches die ganze

Fülle von noch neuen Eindrücken einstürmt, die geringe Festigkeit, zum Theil sogar der völlige Mangel der Mittel, wodurch der Mensch sich der Aussenwelt entgegensetzt, endlich der Umstand, dass die Reproductionssphäre nur thätig ist zur Erhaltung des Einzelnen selbst, nicht der Gattung, des Allgemeinen, alles Dies weist darauf hin, dass der Knabe darauf hingewiesen ist, sich empfangend zu verhalten, für sich sorgen zu lassen. Alles wird ihm geboten, nicht nur Milch und später Brod, sondern auch was er zu thun hat. Da ein Anderer ihn, den Unbewehrten, dessen Gliedmassen noch nicht Festigkeit genug haben, schützt, so wehrt er ihm auch, und der Gehorsam, die Passivität des Wollens ist hier so sehr die absolute Pflicht, dass in ihr alle andern miterfüllt, durch ihre Uebertretung alle andern verletzt werden. Seinem Verhältniss zur Gattung geht parallel, dass der Knabe die Sitte nicht mitzumachen, sondern ihr als vorgefundener Art sich unterzuordnen hat. Artig und gesittet, nicht, wie später, sittlich zu sein, ist des Knaben Bestimmung. Mit einem Wort, er steht unter der Zucht, indem er gezüchtet wird wie der Baum, ja, wenn es nöthig ist, gezüchtigt wie der Hund. — Einen ganz entgegengesetzten Charakter zeigt das jenseits des Jünglingsalters liegende Mannesalter. Dem Manne geben die Eindrücke von aussen wenig Neues, sein Gehirn ist nicht mehr, wie dort, gleich der spiegelblanken, empfänglich gemachten Metallplatte: Bilder aller Art haben sich bereits darauf fixirt. Seine Widerstandsfähigkeit steht auf dem Blüthepunkt, eine gewisse Starrheit, die bei ihm hervortritt, ist dieser Kraft der Resistenz nur förderlich. Endlich was seine reproductive Fähigkeit betrifft, so wird, was er aufnimmt, nicht für das Individuum verbraucht, sondern im Dienste der Gattung. Der Mann wächst nicht, wie der Knabe, sondern er mehrt sich, oder vielmehr er mehrt sein Geschlecht. Alles Dies weist auch auf andere ethische Aufgaben. Wem durch die Aussenwelt nichts geboten wird, was er nicht schon hätte, sodass sie dies nur bestätigt, der kann auch nicht dulden, dass ihm irgend etwas geboten werde, was etwas Anderes wäre als eine Bestätigung von früher von ihm selbst Gewolltem (also Pflicht des selbstgewählten Berufs). Wer

feststeht, sich selber wehren und durchbeissen kann, darf fordern, dass nur Das ihm gewehrt bleibe, was mit seiner selbstgewählten Stellung streitet oder was er sich selber verwehrt; die eigene Einsicht ist daher an die Stelle des Gehorsams getreten. Wer endlich seine höchste physische Lust, die bei dem Knaben das Essen war, darin hat, im Dienste der Gattung zu arbeiten, der will auch, dass das ethisch Allgemeine, die Sitte, nicht als eine dem Schicksal ähnliche vorgefundene Art über ihn herrsche, sondern dass er sie zu seiner eigenen Lust mitmachen helfe. Er will frei sein in den Banden der Ehe und des Amtes, und er wird es, indem er beide durch sein Selbstwollen in Rosenketten verwandelt. Dieses Freisein im Nichtlassenkönnen ist was man Treue nennt. Sie ist so sehr die Mannestugend, dass, wer sie nicht hat, gar keine hat, untüchtig ist oder nichts taugt. Treu seinem Worte, treu seinem Weibe, treu seinem Amte! Wo dies als Last und Schranke empfunden wird, ist Unsittlichkeit und darum Unglück die unausbleibliche Folge. — Das Jünglingsalter nun, zwischen beiden in der Mitte stehend, zeigt sich schon in somatischer Hinsicht als Uebergang von dem einen zum andern, als Zustand des Reifens, der von der Unreife zur Reife die Brücke bildet. Befolgen wir hier dieselbe Reihenfolge wie bei den beiden andern, so zeigt sich sogleich das Empfinden oder das Aufnehmen der Eindrücke darin anders, dass (wahrscheinlich wegen einer eigenthümlichen Erregtheit in diesem Alter) die Eindrücke nicht rein aufgenommen werden, wie von dem unbefangenen Knaben oder dem kritischen Manne. Beide bemerken viel mehr. Knaben schnüffeln Alles heraus, gewitzigte Männer sind schwer zu betrügen. Jünglinge dagegen, die Alles mit dem gefärbten Glase der Jugend betrachten, übersehen Manches, Anderes erscheint ihnen grösser, schöner, kurz, rein physisch genommen haben sie Illusionen, weil sie zu den Eindrücken Eigenes hinzuthun. Noch mehr tritt der Unterschied von dem frühern Alter hervor, wenn man auf die Organe achtet, deren der Mensch bedarf, um sich gegen die Aussenwelt zur Wehr zu setzen. Die Stützpunkte der Extremitäten und diese selbst werden stärker. Indem die letztern zugleich eine Gelenkigkeit haben, wie

sie bei dem Knaben stattfand, ist kein Lebensalter so geschickt zum Angriff. In der Schlacht ist, wie eine Mauer festzustehen, Sache der Aeltern, stürmen dagegen die Lust der Jüngern. Das Organ, womit der Mensch seine gefährlichsten Feinde bekämpft, ist die Lunge, mit der er im Athmen sich gegen die Luft wehrt, dieses langsame Gift, an dem Alles stirbt und verwittert, und im Sprechen gegen den Menschen, diesen *hominis lupus*. Die Zeit dieses Organs ist mit dem Jünglingsalter gekommen. In der grösser gewordenen Höhle fungirt die Lunge mächtiger. Die Stimme, die im Knabenalter die glockenhelle Chorstimme war, bekommt erst jetzt ihr eigenthümliches Timbre und wird zur Solostimme. Mit dieser Ausbildung der Lunge hängt zugleich zusammen, dass das Blut, dieser flüssige Leib, diese Mutterlauge, aus der wie krystallinische Niederschläge alle Gewebe sieh bilden, mächtiger in den Adern rollt. Endlich zeigt auch die reproductive Thätigkeit sich sehr modificirt. Das Wachsen hat entweder ganz aufgehört, oder dauert nur kurze Zeit fort. Das Angeeignete wird dazu verwandt, dass der Körper in sich erstarke, sich auslege. Die Geschlechtsthätigkeit erwacht, soll aber nicht fungiren, sondern reifen, indem sie in dem Zustande der Möglichkeit erhalten wird. Parallel mit diesen somatischen Veränderungen gehen die, welche die ethischen Aufgaben des Subjects erfahren. Der Knabe, den die eigenen Beine nicht genugsam tragen, wird gestellt und verdient Lob, wo er anstellig ist, der fest und steif gewordene Mann hat die Anstellung und den Stand, die er gesucht und gefunden hat. Der Jüngling dagegen stellt sich und gibt sich eine Stellung. Dass bei ihm, gerade wie das eben hinsichtlich des Körperlichen bemerkt war, auch in moralischer Hinsicht Kraft und Flexibilität sich paaren, macht ihn fähig, sich zu bilden und zu einem Stande vorzubereiten. Während Kind und Knabe bestimmt sind zu hören, jenes, weil es *in-fans* ist und unmündig, dieser, weil er noch keine eigene Stimme hat, sondern mitsingen muss, der Mann dagegen reden und seine Stimme abgeben soll, durch welche er im Hause, in der Behörde, im Staate mitbestimmt, nimmt der Jüngling eine mittlere Stellung ein. Die Unmündigkeit hat

aufgehört, und indem das Hephata über seinen Mund ausgesprochen ist, darf, ja soll er ihn brauchen; ebenso ist, da er seine eigene Stimme hat, er berechtigt, sein eigenes Lied zu singen. Für Beides aber hat er nur Einen, welcher verpflichtet ist, auf ihn zu hören: sich selbst. Von diesem ihm Hörigen fordert er mit Recht, dass derselbe auf keinen Andern höre, und so ist er also weder auf des Andern Gehorchen, noch auf des Andern Befehlen, sondern auf das Antworten und Widersprechen als die Bethätigung der Selbstständigkeit hingewiesen. Was dann endlich die Stellung zum Allgemeinen betrifft, so erfuhr der Knabe das Gesetz der Gattung als das Gesetz, nach welchem er wächst, Zähne wechselt u. s. w., und das Gesetz der Sitte als Gebrauch, nach dem er sich richten musste, weil es so die Art ist. Der Mann diente beiden in freier Weise, indem er, auf eine bestimmte Sphäre concentrirt, im Besitz s e i n e s Weibes und Amtes, die Zwecke der Gattung realisirte, die Sitte consolidirte und machen half. In dem Jüngling zeigt sich der Uebergang so, dass er das Allgemeine, die Gattung sowohl als die Sitte, in sich selbst vernimmt als seine Wünsche, dass sie aber in ihm, dem Unbeweibten und Unbeamteten, den Charakter der Unbestimmtheit haben. Weil er noch nicht dazu gelangt ist, dass er sich ein Weib v e r schaffte oder eine äussere Stellung a n schaffte, so muss er sich beide e r schaffen, und indem dies durch die eigentlich schöpferische Kraft des Menschen, die Phantasie, geschieht, entsteht ihm das Ideal des Weibes, das er einst zu finden, des Amtes, das er einst auszufüllen hofft. Je mehr es wirklich Ideale sind, d. h. je mehr diese Wünsche idealen Gehalt haben, desto sicherer sind sie ihrer Erfüllung. Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle, und ist das (ideale) Weib unter den Weibern, das Amt unter den Aemtern gefunden, so zeigt sich, dass jenes viel schöner, dieses viel herrlicher ist, als man es sich träumte. Wie wir beim Knaben alle ethischen Forderungen zusammenfassten, wenn wir das Wort Gehorsam, beim Manne, wenn wir das Wort Treue aussprachen, so weist uns Alles, was wir hinsichtlich des Jünglings fanden, darauf hin, dass Unabhängigkeit und Selbstthätigkeit, deren Bewusstsein wir Kühnheit

nennen können, seine eigentliche Bestimmung ist. Muthlosigkeit, mag sie sich nun der Arbeit oder der Gefahr gegenüber zeigen, dort Faulheit, hier Feigheit sein (der französische Handwerker nennt den Fleissigen *courageux*), Muthlosigkeit, sage ich, ist für den Jüngling das absolute Laster. Der frische Muth, das kühne Feuer, das macht den Jüngling; es gibt jenes Gefühl des Erhobenseins, welches oft als der Rausch bezeichnet wird, gegenüber der Nüchternheit des spätern Alters. Gerade wie der Muth leicht zum Uebermuth wird, gerade so ist es erklärlich, dass in der ohnedies erregten und exaltirten Jugend sich das Verlangen zeigt, diesen Zustand noch zu erhöhen, zur natürlichen Erregung die künstliche zu fügen und, weil ihr Feuer in den Adern rollt, eben deswegen Feuer in die Adern zu giessen. So wenig ich damit, dass ich von dem Knaben sagte, es sei natürlich, dass er keinen grössern Genuss kenne als Essen, behaupten wollte, er thue Recht, wenn er sich den Magen überlade, ebenso wenig habe ich durch das eben Gesagte den Trunkenbold in Schutz nehmen wollen. Auch von den natürlichsten Trieben sich unterjochen lassen, heisst zum Thier herabsinken. Aber es kann zu der Brutalität noch eine Versündigung gegen die Natur des Lebensalters hinzukommen, wodurch sie, eben weil darin der Charakter verleugnet wird, viel nachtheiliger auf den Charakter wirkt. Weil es in der Natur liegt, dass der Junge während des ganzen Spaziergangs daran denkt, dass es Butterbrod oder Zwetschenkuchen am Ziel gibt, in der Natur, dass, wenn Jünglinge sich nach mehrwöchentlicher Trennung treffen, sie die grünen Römer vor sich sehen müssen, in der Natur, dass der Mann, wenn er heimkehrt, vor allem Andern an den Kuss seines schönen Weibes denkt, — eben deswegen wird hier selbst der Excess nicht die Natur beleidigen und für die ganze Zukunft Unwiederbringliches verlieren lassen. Unmass dagegen in Solchem, was Einer gar nicht thun soll, ist nicht Unmass, sondern Verbrechen. Ein Knabe, der sich einmal überfrisst, ist darum noch nicht verloren; wenn er aber anfängt, sich zu betrinken oder gar sexuelle Genüsse sucht, ist und bleibt er ein verpfuschter Mensch. Wem die Natur es vergönnte, in das

Heiligthum des Bacchus zu treten, der verunehrt allerdings den Tempel, wenn er in korybantischer Begeisterung sich übernimmt, aber er begeht kein Sacrilegium. Eines solchen aber macht er sich schuldig, wenn er, ohne die Weihe der Natur zum Eintritt empfangen zu haben, sich diebisch in die Mysterien der Aphrodite schleicht, eines doppelten, wenn er in diesem ihm verbotenen Tempel gar zum Thier wird.

B. Mit Absicht ist bisher von der intellectuellen Seite gar nicht gesprochen. Wir gehen jetzt dazu über, indem wir den zweiten Begriff erörtern, der sich uns ergeben hat, den Begriff des Studirens. Wie dem Knaben die Nahrung sowohl als die Normen seines Handelns geboten wurden, ebenso fordert sein Begriff Unterwerfung auch im Intellectuellen. Dazu wird er in die Lehre gethan. Nicht nur der Schuhmacher werden soll, wird zu einem Lehrherrn gethan, sondern auch der künftige Gelehrte erhält einen oder mehrere Lehrer oder muss lernen. Dies Wort hat zwei Bedeutungen, welche die wesentlichen Momente dieses Begriffs hervorheben. Einmal bedeutet es die Aneignung von Kenntnissen, welche, da sie von aussen herangebracht werden, auswendig gelernt, dem Gedächtniss eingeprägt werden, wo es nicht darauf ankommt, dass von dem Lernenden selbst gedacht, sondern darauf, dass von Andern Ge- und Erdachtes an ihn gebracht werde. Zweitens bedeutet lernen Geübtwerden. (Man lernt nicht nur Vocabeln, sondern man lernt auch reiten.) Bei der Uebung ist das Wesentliche nur die Fertigkeit im Thun, die Gelenkigkeit des handelnden Subjects; auf das Werk selbst oder das Product der Thätigkeit kommt es bei Dem, was man das Gymnastische oder Uebende nennt, gar nicht an. Das Einzige, was bezweckt wird, ist, dass der Lernende die Fähigkeit gewinnt, sich anzustrengen, seine Kraft im Dienste des vorschreibenden Lehrers zu brauchen, die von ihm gestellten Aufgaben zu lösen. Unter eine dieser beiden Kategorien gehört jeder Lehrgegenstand. Sie alle führen dazu, dass der Knabe viel gelernt hat, d. h. viel kennt und viel kann. — Wie der Mann selbst Knabe nur gewesen ist, so ist auch das Lernen bei ihm zum Praeteritum geworden, und wir nennen ihn deshalb den

Gelehrten, dem nicht Kenntnisse erst beigebracht werden, der ebenso wenig in Uebung erst gesetzt wird, sondern der Beides so als sein Eigenes besitzt, dass bei ihm das Kennen zum Erkennen oder Wissen, das Können zur Kunst wurde, an die Stelle des Lernens das Lehren getreten ist. Wie wir den lernenden Knaben mit dem Lehrburschen, so werden wir den Gelehrten mit dem Meister zusammenstellen, der für seine eigene Rechnung arbeitet. Wollte der Gelehrte noch (blos) lernen, so führte dies zu knabenhaftem Notizensammeln, wollte er noch sich üben, so wäre das Jungthuerei. (Der einzige Fall, wo es auch bei dem Manne vorkommen kann in einer ihm ziemenden Weise, ist, wo es zur Präparation für sein Berufsgeschäft dient. Damit aber hat es auch sogleich einen andern Charakter bekommen, gerade wie das Tonleiter-Ueben beim Virtuosen.) Bei allem noch so grossen Unterschiede zwischen der Thätigkeit des lernenden Knaben und des Gelehrten oder des lehrenden Meisters zeigt sich doch auch wieder manche Gleichheit. Sie liegt darin, dass ihre Beschäftigung nicht den Charakter blos persönlichen Beliebens hat, sondern ihnen geboten ist, dem Knaben vom Lehrer, dem Gelehrten von seinem Beruf und Fach. Beide müssen Notiz nehmen von Dem, was dem einen der Lehrer, dem andern sein Beruf zu kennen vorschreibt. Gerade wie der Knabe, so muss auch der Mann Aufgaben lösen, freilich nicht solche, die der Lehrer, sondern die das selbstgewählte Amt stellt. Eben darum steht in ganz gleichem Gegensatz zu beiden Der, welcher zwar ausgelernt hat, bei dem aber das Lernen noch nicht zum *praeteritum perfectum* geworden ist, und den wir eben deswegen den angehenden Gelehrten nennen wollen. Er empfängt nicht mehr Unterricht von Andern, ertheilt ihn aber auch Andern noch nicht, sondern er empfängt und gibt ihn zugleich, indem er sich unterrichtet. Ebenso stellt er Aufgaben, aber noch nicht Andern, sondern sich selbst; ihm werden keine gestellt, vom Lehrer nicht mehr, vom Beruf noch nicht. Seine Thätigkeit ist, da sie zwischen Lernen und Wissen, Uebung und Kunst in der Mitte steht: Wissenlernen, sich in der Kunst Ueben. Er versucht sich, und dieses sich Versuchen ist eben, was wir

studiren nennen. Weder der Lernende noch der Gelehrte studirt, sie arbeiten, weil Pflicht sie treibt, weil der eine muss und der andere soll. Zum Studiren gehört Belieben, Studium heisst Vorliebe (man denke an: *sine ira et studio*), studiren heisst darum: wollen, beliebig auswählen. Aehnlich wie dort der Lernende mit dem Lehrburschen, der Gelehrte mit dem Meister, wird hier der Studirende mit dem Gesellen verglichen werden können, der zwar bei einem Meister, aber bei einem selbstgewählten und für sich arbeitet, wenn er es nicht vorzieht zu fechten. Der Mittelzustand der Unabhängigkeit, der im Praktischen sich als Wählen, im Theoretischen als in Frage Stellen zeigt, ist hier das Normale, während er weder beim Lernenden noch bei dem Wissenden vorkommt. Ganz unabhängig von Andern beliebig streben heisst allein: studiren. Darum ist unfreies Studiren ein Widerspruch in sich, sowohl wo die Unfreiheit als Zwang, als wo sie als Furcht sich zeigt. Studiren heisst Lust haben, studiren ohne eigene Lust ist darum ein hölzernes Eisen.

C. Nicht um ihretselbst willen wurden die beiden Begriffe des Jünglings und des Studirens erörtert, sondern um durch eine Verbindung beider den vollständigen Begriff des Studenten zu erfassen. Da wir die beiden integrirenden Momente dieses Begriffs nur zu fixiren vermochten, indem wir sie als Uebergangs- und Mittelzustände erkannten, so darf es nicht auffallen, wenn auch die jetzt zu betrachtende Synthesis von zwei andern unterschieden wird, die dadurch zu Stande kommen, dass je ein Lebensalter sich mit der entsprechenden Stufe des intellectuellen Verhaltens in Eins setzt. Der Schauplatz nun, auf welchem der Knabe einerseits Kenntnisse empfängt, andererseits geübt wird, ist die Schule und der lernende Knabe ist seinem Begriffe nach Schüler. Er tritt aus dem Hause, in dem er ein Recht hatte, mit seinen Geschwistern ganz gleiche Liebe zu erwarten, in die Uebungsanstalt (Gymnasium), in welcher es sich darum handelt, selbst einen Platz zu erwerben, *primus omnium* oder *infimus ultimae* zu werden. Das Verdienst, wodurch er dies erlangt, besteht nur in der Unterwerfung, darin,

dass er lernt, was ihm vorgesagt, und lernt, was ihm vorgeschrieben wird. In beiden Fällen nimmt er an, was eine höhere Autorität gebietet, der Lehrer, dessen αὐτος ἔφα allem Streit und Zweifel ein Ende macht. Auf des Lehrers Befehl eignet der Knabe und gewöhnt er sich Alles an, so lernt er genau genommen für den Lehrer; was er für sich hat, ist die Befriedigung des Ehrgeizes, der Kenntnissreichste und Geübteste, darum aber auch der Höchste in der Schule zu sein. Der Mangel dieses Ehrgeizes macht zum schlechten Schüler, nicht der Muthwille, den der tüchtige Schulmann mit einem innern Lächeln zu strafen pflegt. Weil hier der Gehorsam die Hauptsache ist, die Selbstbestimmung und die Rücksicht auf die eigene Neigung zurücktritt, eben deswegen streitet es mit dem Begriffe der Schule, wenn nicht Jeder Alles lernt, was die Gesetze der Schule vorschreiben. Dispensationen (vom Griechischen z. B.) verkennen, dass auf der Schule gelernt wird, nur weil es von den Lehrern verlangt wird. Sie sind begriffswidrig, und daher zeigt auch die Erfahrung, dass sie der vollständigen Entwicklung des Schülers hinderlich sind. Der Begriff der Schule fordert Allseitigkeit, denn möglichst viel zu kennen und zu können ist die beste Vorbereitung für jede Laufbahn; die später ergriffen werden soll. Der Schüler also soll Alles lernen, was ihm aufgetragen wird. Auf der andern Seite aber wäre es ungerecht, von ihm das *opus supererogationis* zu fordern, dass er mehr thue, als ihm aufgetragen ward. Wenn ein Schüler alles Das thut, was ihm seine Lehrer aufgegeben haben, so hat er genug gethan, und wenn die Schule nicht schlecht ist, auch genug zu thun. Das Rechnen darauf, dass der Schüler ausser den Schulaufgaben sich noch selber Aufgaben stelle, das Rechnen auf den «Privatfleiss», wie man es zu nennen pflegt, ist ein Verkennen Dessen, was die Schule für den Knaben sein soll. Uebrigens liegt eine Art Ironie darin, dass gerade seit es aufgekommen ist, zugleich etwas Anderes Mode geworden ist, was gerade den Privatfleiss abgewöhnt. Ich meine, dass die Knaben ihre Schularbeiten nicht allein, sondern unter Aufsicht machen, wodurch sie entwöhnt werden, sich zusammenzunehmen und zu concentriren. Nur als

Strafe, in Form des Nachsitzens, kam das früher vor. — Weil der Begriff der Schule fordert, dass der Knabe ganz nach dem Willen der Lehrer lerne, eben deswegen ist es auch ganz gerecht, dass, wenn ein Knabe kenntnisslos und ungeschickt von der Schule entlassen wird, dass man da die Schule anklagt. Ebenso auch wieder ist es vollkommen in der Ordnung, wenn, wo Einer viel gelernt hat, dies der Schule zur Ehre angerechnet wird und er selbst mit Dankbarkeit an seinen Lehrern hängt. Er dankt es ihnen wirklich, es ist ihr Verdienst, und darum hat das Verhältniss zum Lehrer eine entschiedene Analogie mit dem zum Vater. — Gehen wir von dem lernenden Knaben zu der Betrachtung des Gelehrten über, so fragt sich, ob der Mann für seine wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit ebenso einen Schauplatz hat, wie die Schule dies war für das Lernen. *Schleiermacher* hat in seiner Schrift über Universitäten die Idee eines Institutes aufgestellt, welches er Akademie nennt, in welchem Meister der Wissenschaft sich so verbinden, dass jeder darin das specielle Fach, dem er sich gewidmet hat, weiter ausbilde und also zu seinem eigentlichen Berufe mache, nicht wie dem Lehrer dem jüngern Geschlechte zu überliefern, was constatirt ist, sondern unbekümmert um die Subjecte die Wissenschaft selbst zu fördern. Wir wollen diesen Namen adoptiren, weil das Wort Akademie einmal gebräuchlich ist, um Specialschulen zu bezeichnen (medicinische Akademie), andererseits aber auch für solche Institute, wo die renommirtesten Gelehrten in Stand gesetzt sind, jeder seine, also alle zusammen die Wissenschaft auszubilden (Pariser Akademie), und weil der Begriff des Gelehrten im Gegensatz zum Schüler wirklich verlangt, dass er sich concentrire, Eines, d. h. Seines, mit ungetheilter Kraft und darum mit Virtuosität treibe. Nur darin wollen wir uns von *Schleiermacher* entfernen, dass wir uns ein solches Institut nicht in der Art denken, wie das *Institut de France,* welches *Schleiermacher* offenbar vorgeschwebt hat, und dem er, so lange er das einflussreichste Mitglied der Berliner Akademie war, diese näher zu bringen suchte. Eine solche Nacheiferung war erklärlich, denn trotz aller Spöttereien, welche die Pariser Akademie von Zeit zu Zeit

sich muss gefallen lassen, geniesst sie doch in Frankreich eine solche Achtung, dass in der Regel ein französischer Gelehrter, wenn er hinter seinen Namen setzen darf: *de l'Institut*, darauf so stolz ist, wie ein Engländer auf das *M. P.* Dies ist eben dort auch sehr erklärlich. Nur in Paris Ansässige können ordentliche Mitglieder der Akademie werden; durch die seit Jahrhunderten angebahnte, seit der Revolution bis zum Extrem getriebene Centralisation aber ist, wie in jeder andern Beziehung Paris Frankreich ist, so es auch dazu gekommen, dass, sobald sich ein Gelehrter recht auszeichnet, er nach Paris versetzt wird, und allmälig sich alle Franzosen gewöhnt haben, in einem Pariser Gelehrten etwas ganz Apartes zu sehen. Dazu kommt noch ein Anderes: den eigentlichen Glanzpunkt des Pariser Instituts bildet die *Académie française*, diejenige aus vierzig Gliedern bestehende Abtheilung, welche die Literatur repräsentirt. In der französischen Literatur aber hat sich ein gewisser Begriff der Classicität gebildet, welcher, obgleich er durch das Aufkommen der romantischen Schule manchen Stoss erfahren hat, dennoch die Geister in Frankreich so beherrscht, dass man dort Fragen wie diese: ob Herr *Cousin* oder Herr *Villemain* besseres Französisch schreibe? als ganz natürlich und eine objective Entscheidung darüber für möglich ansieht. Endlich aber hat der französische Geist überhaupt eine vorwiegende Richtung auf Das, was man das exacte Wissen nennt; in diesem Gebiete aber ist es leichter als irgendwo, die Grösse und Wichtigkeit wissenschaftlicher Entdeckungen gegen einander abzuwägen und so von Einem zu sagen, er sei viel bedeutender als ein Anderer. Alle diese Umstände, welche sich in Frankreich vereinigen, machen es erklärlich, warum dort darauf, was die Pariser Akademiker meinen, ein so grosses Gewicht gelegt wird, dass man es vollkommen in der Ordnung findet, wenn dieselben in der Ertheilung des *Monthyon*'schen Preises ihr feierliches Urtheil darüber aussprechen, welches die tugendhafteste Handlung im Lauf des Jahres gewesen sei. In allen diesen Beziehungen verhält es sich nun in Deutschland ganz anders. Wir haben glücklicher Weise noch nicht eine Hauptstadt, welche sich als der Geistaussauger der Provinzen erweist, und wenn

es auch Manchen geben mag, welcher meint, ein Berliner Gelehrter sei doch etwas ganz Anderes als ein nicht Berlinischer, so ist er doch klug genug, dies für sich zu behalten, weil er weiss, dass kein Vernünftiger ihm dies glauben wird. Der intellectuelle Republikanismus weiter, welcher uns Deutsche oft bis zu einer wahren Anarchie hinsichtlich des Styls, ja der Grammatik kommen lässt, verhindert doch auch wieder, dass die spanischen Stiefel der Klassicität uns beengen; die Frage: ob *Goethe* oder *Schiller* besseres Deutsch geschrieben, und wer jetzt unser bester Stylist sei, versteht man kaum, geschweige dass man sie beantworten kann. Endlich kommt noch hinzu, dass die Richtung des deutschen Geistes mehr als die des französischen auf die Begründung durch die fundamentalen Principien geht, also auf Das, was man speculative Betrachtung nennt. Die speculativen Principien aber hängen so mit dem Allerpersönlichsten im Menschen zusammen, dass, namentlich wo ein in der Speculation Epochemachender, etwa ein Philosoph ersten Ranges auftritt, es gar nicht ausbleiben kann, dass die Mehrzahl gegen ihn sein wird. Entscheidet nun aber über die Aufnahme in eine Akademie die Mehrzahl ihrer Glieder, so werde ich in dem bekannten Factum, dass die Berliner Akademie *Kant* erst als alten Mann, *Fichte* und *Hegel* nie zu Mitgliedern ernannte, nicht einen Grund zum Tadel, sondern etwas ganz Natürliches sehen und mich vielmehr auf die Seite *Schleiermacher's* stellen müssen, welcher geradezu aussprach, eine Akademie könne die Gründer philosophischer Systeme nicht aufnehmen, als auf die Seite Derer, welche das Gegentheil behaupten. Freilich aber wird dies auch ein Grund mehr für mich sein, festzuhalten, dass bei uns nie eine Akademie ein solches Ansehen erlangen wird wie in Frankreich. Selbst dann nicht, wenn gewisse Aenderungen in der Geschäftsordnung vorgenommen würden, wodurch unsere Akademien sich in Einklang setzen würden nicht nur mit der Pariser Akademie, sondern, woran mehr liegt, mit Dem, was sich ziemt. In Frankreich, wo die Zahl der Mitglieder eine bestimmte ist, fangen, sobald eine Vacanz eingetreten ist, die Meldungen an, welche durch persönlichen Besuch bei den einzelnen Akademikern

geschehen. Wer sich nicht melden will, wie z. B. der Dichter *Béranger*, den die Akademiker oft darum gebeten haben, über den kann nie abgestimmt werden. Von Denjenigen, welche sich gemeldet haben, wird durch eine kleinere Commission diejenige Anzahl ausgesucht, die des Ballotements würdig befunden werden, und aus diesen wählt dann das Plenum den Einen, der, weil blos eine Vacanz stattfindet, allein es werden kann, neben welchem vorgeschlagen zu sein schon als Ehre angesehen wird. Bei uns nun, z. B. in Berlin, ist dies ganz anders. Ohne dass Jemand sich meldet, schlägt ein Mitglied der Akademie ihn vor; wird er nicht aufgenommen, so hat das hier, weil die Zahl der Glieder nicht begrenzt ist, etwas Beleidigendes. Es heisst nicht, wie in Frankreich: ein Anderer ist ihm vorgezogen, sondern: «er ist durchgefallen», wobei es mit den geheimen Sitzungen, in welchen das geschieht, beinahe so geht, wie mit den geheimen Sitzungen der Stadtverordneten, über welche folgenden Tages die Vossische Zeitung referirt. Der Mann hat seinen Klex weg, und das wird so lange so fortgehen, bis einmal Einer, den die Akademie aufnimmt, ohne dass er sich gemeldet hat, ihnen mit einer Ablehnung der Ehre die Frage vorlegt: wer ihnen denn eigentlich das Recht gegeben habe, über ihn zu ballotiren? — Ich wiederhole aber, was ich vorhin schon gesagt habe: nicht nur wegen dieser schlechten Einrichtung, sondern überhaupt können deutsche Akademien nie ein solches Ansehen unter uns erlangen, wie die Pariser Akademie unter den Franzosen. Wir brauchen sie aber nicht zu beneiden. Wir haben ein *Institut d'Allemagne*, das grossartiger ist und diesen Namen mit mehr Recht führt als das *Institut de France;* das ist die deutsche Gelehrtenrepublik. Sie ist die deutsche Akademie in dem idealen Sinne, in welchem *Schleiermacher* sie entwickelt, und gegen sie erscheinen alle Residenzakademien nur als Winkelakademien. Zur Mitgliedschaft an ihr meldet sich, wer als Lehrer der Wissenschaft auftritt oder als Schriftsteller ihr dient, und fordert dadurch die Meister der Wissenschaft auf, abzuurtheilen, ob er zu ihnen gehöre. Indem er selbst das gelehrte Publicum, die stimmfähigen Meister, zu Richtern aufgefordert hat, hat er sich

nicht über ihre Anmassung zu beschweren, wenn sie, seine *pares*, über ihn absprechen. Indem wir an diese Akademie denken, nennen wir mit *Schleiermacher* die Meister in der Wissenschaft oder die Gelehrten Akademiker. Sie sind es, weil sie sich concentriren sollen (wer über Alles schreibt, erregt kein gutes Vorurtheil); sie sind es, weil sie lehren, dociren, wenn es ihnen glückt, eine Schule gründen sollen. Kurz, sie sind in jeder Hinsicht der diametrale Gegensatz zum Schüler. — Die Mitte zwischen der Schule und der Akademie bildet die Universität, auf welcher der Jüngling ebenso sich mit dem Studiren befreundet, wie der Knabe in der Schule mit dem Lernen, der Mann in der Gelehrtenrepublik mit dem Wissen. Das ursprünglich mittelalterliche Institut der Universität hat nur in Deutschland sich organisch entwickelt. In Frankreich sowohl als in England sind an ihre Stelle Schulen und Akademien getreten (*collége* und *école de médecine* u. s. w.). Eben darum zeigt auch in der Regel ein Pariser *étudiant* blos ein Gemisch von Jungenhaftigkeit und verfrühter Mannhaftigkeit (Blasirtheit). Zu verschiedenen Zeiten sind auch in Deutschland Stimmen laut geworden, die für unser Vaterland eine ähnliche Veränderung forderten. Hätte man gethan, was vor Jahren *Diesterweg* (ein Mann, von dem ich voraussetze, dass er die Schule sehr gut kennt, weil er von dem Wesen der Universität so gar keine Ahnung hat), so wären alle Universitäten zu Gymnasien geworden. Und wieder hätte man den Rath befolgt, den einst von Giessen aus ein «Akademiker» ersten Ranges gab, so wären an die Stelle der Universitäten chemische Akademien getreten mit einem Appendix für die übrigen Wissenschaften. Bis jetzt hat man sich glücklicher Weise weder an *Diesterweg* noch an *Liebig* gehalten, sondern an den Begriff der Universität. Nach diesem ist sie Keines von Beidem, weil sie Beides ist, und eben darum auch ihr Glied, der Student, wenn wir ihn mit dem Schüler und Akademiker vergleichen, Beides, weil er Keines von Beidem ist. Indem nämlich die Universität dem Studenten die ganze Fülle des Wissens darbietet, in ihr als der *universitas literarum* (früher hiess sie so nur, weil sie die *universitas doctorum et scholarium*

war) alle Fächer vertreten sind, kann sie wegen dieser Allseitigkeit, die das Wesen der Schule ausmacht, die hohe (d. h. höchste) Schule, ihre Glieder Hochschüler genannt werden. Auf der andern Seite ist sie eine Anstalt, auf welcher Jeder von Anfang an sich ganz und gar auf ein einzelnes Fach concentriren kann, und sie kann sich daher Akademie, ihr Bürger sich einen akademischen Bürger, sein Leben akademisches Leben nennen. Das Wesentliche aber ist, und darum ist der Student weder ein Schüler noch ein Akademiker, dass er weder wie der Schüler allseitig sein muss, indem eine Autorität ihn dazu zwingt, noch wie der Akademiker sich concentriren soll, weil er dazu innerlich genöthigt, verpflichtet ist, sondern dass er Beides sein kann, dass er all- und einseitig sich auszubilden vermag. Ob er das Eine oder das Andere thue, ist lediglich seine Sache; darum hat auch er allein es zu verantworten. Darum kann, wenn ein Student missräth, der Professor nicht deswegen angeklagt werden, wie es der Lehrer durfte. Ebenso wenig aber, wenn ein Student etwas Ausgezeichnetes wird, darf der Professor dies sich zuschreiben oder gar Dank für sich in Anspruch nehmen. Der Student ist für Das, was er wurde, dem Professor durchaus keinen Dank schuldig; was er wurde, wurde er durch sich, und wenn er dazu die Vorträge des Professors benutzte, so waren sie eben nur Mittel; und wie Keiner, welcher einen gewaltigen Sprung macht, dafür sich bei der Erde bedankt, vermittelst deren Widerstand allein er sich erhob, ebenso wenig dem Professor, dessen Vorträge, wenn es hoch kommt, auch den Stützpunkt bilden, vermöge dessen der Student nicht passiv erhoben wird, sondern sich in die Luft schwingt.

Alle die Erörterungen aber, welche wir angestellt haben, führen, wie die Perpendikel auf verschiedenen Sehnen eines Kreises, auf einen gemeinschaftlichen Schneide- und Schwerpunkt. Ist nämlich das Jünglingsalter die Zeit des auf sich selber Beruhens, der Selbstständigkeit und kühnen Ungebundenheit, besteht ferner das Studiren in dem rücksichtslosen und selbstständigen in Frage Stellen und Prüfen, ist endlich die Universität das Institut, wo das vorschriftsmässige Müssen aufgehört und, da das pflichtmässige Sollen

noch nicht eingetreten ist, das Wählen und Selbstversuchen sich geltend macht, so ist der Begriff des Studenten von dem der unbeschränkten Freiheit gar nicht zu trennen, und unsere Frage: Wer ist der wahre Student? fällt mit der zusammen: Worin bethätigt sich die akademische, studentische Freiheit? In der Analyse des Satzes: «Der Student ist frei», wird unser ganzer erster Theil bestehen. Was aus ihm für das Verhältniss des Studenten zu Familie, bürgerlicher Gesellschaft, Staat folgt, das ist das Normale in sittlicher Hinsicht oder seine ethische Pflicht, wie seine religiöse Pflicht nur ist, was aus dem Begriffe der Freiheit hinsichtlich seines Verhältnisses zur Religion abgeleitet werden kann. Dagegen was mit der Freiheit streitet, das ist das absolut Verwerfliche und Schlechte. Es gibt nur ein Ziel, auf welches das Leben des Studenten zielt, wie die Magnetnadel nach dem magnetischen Pol; es ist: dass er frei sei und sich frei wisse.

Vierte Vorlesung.

Unser Thema ist gefunden. Es lautet: Der Student ist frei. Dem Componisten gleich, der sein Thema in den mannigfaltigsten Variationen durchführt, sehen wir zu, welches die verschiedenen Gebiete sind, in denen sich dies Freisein und sich unabhängig Wissen zeigen kann, und welches die Form, die es in jedem derselben annimmt.

Wir beginnen mit dem Physischen. Hier besteht das Gefühl des Freiseins in Dem, was wir Unerschrockenheit und Muth nennen. Wir verstehen darunter das Bewusstsein des durch sich selbst Unangreifbarseins. Durch sich selbst, denn wer die Kälte nicht fürchtet, weil er einen guten Ofen hat, der ist nicht muthig, wohl aber Der, welcher ihr trotzt, weil ihm das nichts ausmacht. Zunächst ist es die active und passive Widerstandsfähigkeit gegen äussere Natureinflüsse, was diese Unerschrockenkeit gibt. Jene nennt man Stärke, diese Gesundheit. Beide sind Naturgaben, nicht ein Selbstgemachtes, darum aber ist auch der Muth, der darin

besteht, dass man auf seine Stärke und feste Gesundheit trotzt, dem ähnlich, welchen der gute Ofen gab. Anders verhält es sich dort, wo jene beiden wenigstens unterstützt, vielleicht gar ersetzt wurden durch mich selbst, durch Solches, wofür ich selbst etwas kann. Das künstliche, selbsterworbene Starksein ist Geschicklichkeit, die künstliche Gesundheit ist Abhärtung. Indem Beides durch Uebung erlangt wird, ist *conditio sine qua non* für vollendete Ausbildung des Studenten, was man gymnastische, Leibes- oder Turnübungen nennt. Wo alle Uebungen hingehören, dahin auch sie, auf die Schule. Gymnastische Uebungen sind Gymnasiastenübungen. Schon deswegen sind sie es, weil, wenn sie einen Werth haben sollen, sie strenge Regel und Disciplin fordern, der Schauplatz des Gehorsams aber die Schule war. Das Turnen oder, wie man eigentlich sagen sollte, das Geturntwerden, denn es ist wie *vapulo* ein *neutrale passivum,* ist Sache des Knaben; der Student soll es hinter sich haben. Darum ist es eine Ehre, die man den bärtigen Turnern erweist, wenn man voraussetzt, dass hinter ihren Turnvereinen Anderes, der Männer Würdiges, z. B. Politisches, stecke. Männer spielen nicht mehr. Hat es ein Mann sich nicht in seinem Knabenalter erworben, so kann es zweckmässig sein, dass er es nachholt, dann aber ist es, wie jedes Nachholen, etwas ganz Anderes, Medicin nämlich. Der Knabe w u r d e in allem Diesem geübt und erlangte dadurch diese Fertigkeiten, der Student dagegen übt s i e; während jener ihr Object war, ist dieser ihr Subject, und darum werden die Künste, welche man den Knaben machen liess, jetzt zu solchen, die der Student macht, um sich den Genuss der eigenen Kraft und Ausdauer zu geben. An die Stelle der Turnübungen, zu denen der Knabe getrieben wurde, sind die Künste getreten, die der Jüngling treibt und die dadurch zu r i t t e r l i c h e n K ü n s t e n werden.

Zuerst findet sich der Mensch gegenüber den e l e m e n t a r e n M ä c h t e n der Natur, Ungeheuern an Kraft, die eben deswegen unsere hochpoetischen Vorfahren als Riesen von massloser Grösse, als Ungeheuer aller Art sich dachten. Ihnen gegenüber soll, wer frei sein will, seine Unerschrockenheit behaupten. Der Mensch ist kein Wasserthier, eben deswegen aber soll er es diesem Elemente nicht einbilden, dass

es ihm gehe wie den Katzen. Was die Natur ihn nicht lehrte, das erfindet er selbst und zwingt das Wasser, ihn zu tragen, mittelbar, indem er den Nachen führt, unmittelbar, indem er schwimmt. Gelernt soll er, wie Alles, so auch dies als Knabe haben. Das Schwimmen aber des Schülers ist wie Alles der Art ein Geübtwerden. Darum schickt man ihn ins Bad oder führt ihn dahin, der Reinlichkeit, der Gesundheit, endlich des Schwimmenlernens halber. Der Spass, den der Knabe ausserdem für sich selbst hat, der liegt in dem Wetteifer: von der Leine loskommen, die rothen Hosen bekommen, endlich eine Schwimmfahrt mitmachen, das Alles belohnt ihn. Dagegen ganz allein zu schwimmen, nicht nur ohne Aufseher, sondern auch ohne Zeugen, während des Schwimmens über der bodenlosen Tiefe hineinzublicken in den bodenlosen Himmel, und das mit dem Gefühle bodenloser Glückseligkeit, das sind die Genüsse, die der Jüngling hat, den nicht sein Schwimmmeister übt, sondern der als Meister die Schwimmkunst übt als eine freie, ritterliche Kunst. Lord *Byron* war auf sein Schwimmen fast stolzer als auf seine Gedichte. Es ist schon eine Erkältung werth, von einem Welttheil zum andern geschwommen zu sein. Dass Englands Jugend so früh den Nachen führen lernt und es als ein Hauptvergnügen ansieht, um die Wette zu rudern, hat England manchen Seehelden und viele eiserne Männer gegeben. — Nicht nur das Wasser erschien unsern Voreltern als ein mächtiges Ungeheuer. Ebenso dachten sie sich auch den Winter und seinen mächtigen Bundesgenossen, das Eis. Mit beiden wagt der Mensch den Kampf. Schon als Knabe daran gewöhnt, der Kälte zu trotzen, auf dem Eise erst zu stehen und zu gleiten, dann auf dem eisernen Schuh pfeilgeschwind hinzugleiten, hat er dies stets unter Aufsicht gethan. Anders der Jüngling. Ihm gibt es den wahren Genuss, einsam und nur für sich in phantastischen Kreisen auf der Ebene, die jedes Schwerpunktes zu spotten scheint, sich zu bewegen, romantisch schwärmend Namenszüge dem tückischen Elemente einzuschneiden, oder es wie den hellerleuchteten Ballsaal zu benutzen, um das zartere und schwächere Geschlecht, auf dem Gleitstuhle sitzend, von seiner Kraft und Geschicklichkeit profitiren zu lassen. (Freilich die gegenwärtige Mode, sich in einen Shawl gerade so einzu-

wickeln, wie die neugeborenen Kinder, die gewickelt werden, macht diesen chevaleresken Dienst den jungen Männern unmöglich. Dennoch, denke ich, wird das Vergnügen der Eisfahrten nicht aufhören; denn da sich jetzt bei dem weiblichen Geschlecht die Lust, ja eine wahre Wuth zeigt, trotzdem dass es rothe Hände und hässliche Füsse macht, Schlittschuh zu laufen, so wird es wohl hier so werden, wie es beim Tanz gegangen ist: die Touren werden aufkommen, wo die Damen die Herren auffordern. Und so ungalant werden doch hoffentlich auch die eingewickelten Musensöhne nie werden, dass, wenn eine junge Dame sie einladet, sich schieben zu lassen, sie das ablehnen, weil sie sich zu erkälten fürchten.) — Nicht minder furchtbar erschienen den alten Germanen und Skandinaviern die Berg- und Felsriesen. Auch sie fordern höhnend zum Kampf, und der kühne Mensch nimmt ihn auf. Nicht zur Gemse ist er, noch zum Steinbock geboren, und doch sieht man ihn auf Spitzen, zu welchen jene niemals gelangten. Auf der Schule geübt, zu klettern, auf die Höhe hinaufcommandirt, um sich den Schwindel abzugewöhnen, ersteigt er als Student die Berge um seines Genusses willen, eines Genusses, bei dem die schöne Aussicht viel weniger wichtig ist, als das Gefühl des Ueberwundenhabens durch eigene Kraft und Standhaftigkeit.

Gehen wir vom Unorganischen zum Organischen über, so hat der Mensch das Paradies, wo er mit den Thieren sprach wie mit seines Gleichen, glücklicher Weise verlassen und steht jetzt in einem negativen Verhältniss zu ihnen. Dieses bethätigt er in dem Kriege gegen sie, den er mit Waffen führt, welche menschlicher Scharfsinn erklügelte, menschliche Kunst vervollkommnete. Vertraut mit dem Gebrauche des Feuerrohrs, gibt sich der Jüngling in der Jagd das Gefühl der Freiheit um so mehr, je mehr sie den Charakter einer ritterlichen Kunst hat. Dieser kommt ihr am meisten zu, wo es sich darum handelt, wirkliche Gefahr zu überwinden. Darum hat die Leidenschaft, mit der ein *Gérard* in Algerien den Löwen nachstellt, etwas Grandioses, darum die Passion der Gemsenjäger etwas so Poetisches. Der Bär, das Elennthier, auch noch, obgleich viel weniger, der Wolf, sie werden nicht ohne Gefahr für den Jäger angegriffen. Aber auch den ungefährlichern Thieren gegenüber kann die

Jagd etwas Erhebendes haben, wo nämlich sie dem Menschen das Gefühl gibt seiner Ausdauer und geistigen Kraft. So dort, wo es auf sehr ausgedehntem Terrain nur wenig Wild gibt, wo die Spur im Schnee dem Jäger als Compass dient, wo alle listigen Versuche des Hasen, seine Spur zu zertrampeln, dem noch listigern Verfolger gegenüber vergeblich sind, oder wieder wo der Mensch, der selbst die scharfe Witterung nicht hat, die des Hühnerhundes in seine Dienste nimmt und stundenlang demselben folgt, oder endlich wo er geduldig in der poetischen Dämmerung auf die so eigenthümlichen Töne der vorüberstreichenden Schnepfe horcht. Wo, wie in dieser Gegend, bei der Jagd die mercantile Seite sehr hervortritt, indem die Jagdbesitzer immer zugleich Wildhändler sind, wo zum Behuf einer versprochenen Lieferung Freunde eingeladen werden, um die Hunderte von Hasen schlachten zu helfen, welche auf die in der Grube verborgenen Schützen zulaufen, da tritt das Ritterliche in der Jagd so sehr zurück, dass ich es nicht für einen sehr grossen Verlust für Sie halte, wenn nur sehr Wenige unter Ihnen in die Lage kommen, an einer Jagd Theil zu nehmen. Namentlich, da in unserm Vaterlande durch die allgemeine Dienstpflichtigkeit Jedem Gelegenheit gegeben, ja zur Pflicht gemacht ist, sich mit dem Gebrauch des Feuergewehrs vertraut zu machen, und er so in Stand gesetzt wird, auch ohne je Jäger gewesen zu sein, das Gefühl der Sicherheit zu haben, welches der gute Schütze hat, ein Gefühl, welches der oben schon erwähnte Lord *Byron* gleichfalls in fast gleichen Rang zu seinem Dichterbewusstsein stellte. Leider ist in der letzten Zeit eine Massregel beliebt worden, welche in unsere herrliche Einrichtung der allgemeinen Militärpflichtigkeit einen verhängnissvollen Riss gebracht hat. Ich meine, dass man den Theologie Studirenden (also hier in Halle mehr als der Hälfte aller Studenten) Das als eine vermeinte Wohlthat gestattet hat, was (als eine Strafe) alle Ehrlosen, welche die Cocarde verwirkt, immer schon erduldet hatten: dass sie das Dienstjahr nicht machen dürfen. Diese Massregel, durch welche die Studenten der Theologie ebenso von allen andern Studenten getrennt werden, wie durch die Cooperation des Oberkirchenrathes bei Besetzung theologischer Lehrstühle die Professoren der Theologie von uns ge-

trennt werden, die wir Gottlob! ohne Oberkirchenrath angestellt werden, diese wird, wenn sie nicht (was ich wünsche und hoffe) bald zurückgenommen wird, sehr schlimme Folgen haben. Hier hebe ich von diesen nur hervor, dass die stolze Sicherheit, die es gibt, wenn man weiss, man könne auch den gefährlichsten natürlichen Feind abwehren, sich in den künftigen Hirten der Gemeinde nicht so entwickeln wird, wie in den übrigen Studenten, welche ihr Dienstjahr machen. — Es gibt aber noch eine andere Weise, in welcher der Mensch sich seiner Herrschaft über die Thierwelt bewusst wird, als wo er ihm das tückische Blei ins Herz sendet; es geschieht dort, wo er muthig dem Thiere entgegentritt und es zähmt und bändigt. Hierin liegt der Reiz, den das Dressiren von Hunden für sehr Viele hat, hierin ferner das bildende Moment der Reitkunst. Das Wesentliche dabei ist das kunstmässige Reiten, das Bändigen, in seiner Hand und seinem Schenkel Haben des Pferdes; schnell sich fortschleppen lassen kann jeder Postillon. *Scheidler,* dem ich diesen letzten Satz entnehme, legt auf das kunstreiche Reiten ein solches Gewicht, dass er sagt, eine gute Reitbahn sei einer Universität so nothwendig wie die Bibliothek. Eins wünsche ich auch: dass der Gebrauch beider den Studirenden gleich wohlfeil und leicht gemacht werde, sodass jeder so viel Sicherheit erlangte, dass er auch ein unzugerittenes Pferd zu bändigen vermöchte. — Beides, das Bekämpfen der Thiere und das Bändigen und Regieren derselben, vereinigt sich in manchen Weisen der Jagd, deren Wichtigkeit für den Muth und die Geistesgegenwart nicht zu gering angeschlagen werden darf. Lord *Wellington* pflegte zu sagen, dass er die besten Officiere, d. h. welche die Tapferkeit mit der grössten Besonnenheit paarten, stets unter Denjenigen gefunden habe, welche viel an Fuchsjagden Theil genommen hatten, und rieth überhaupt diese Jagd als die beste Vorbereitung zum Kriege Allen an, die Soldaten werden wollten.

Die Elemente aber und die Thierwelt sind nicht die einzigen Mächte, deren physischer Uebermacht der Mensch entgegentreten kann, und denen gegenüber der Student Muth, d. h. das Gefühl der Unangreifbarkeit haben soll. Gefährlicher ist der Angriff von Seiten des Wesens, das wehrlos ge-

boren eben deswegen sich Waffen aller Art macht, des Zweihänders, des Menschen. Gegen den bewaffneten Angriff desselben sicher sein, das ist das Wenigste; dafür sorgt die Sitte und die Polizei. Aber dagegen sich durch sich selbst sicher fühlen und wissen, darauf kommt es an, und dazu führt die kunstreiche Führung der Waffen, die Fechtkunst. (Waffen, gegen die man sich nicht vertheidigen kann, wie das Schiessgewehr, sind Vertilgungsinstrumente.) Während der Knabe auf die natürlichsten Waffen (Nägel, Fäuste u. s. w.) und im schlimmsten Falle auf den Schutz des Lehrers verwiesen ist, und darum er, ganz abgesehen von Gesundheitsrücksichten, nicht einmal im Scherz das Schwert ziehen soll gegen éinen andern Menschen, soll dagegen das Alter, welches bestimmt ist, seinen Mann zu stehen, ihn stehen können in jeder Weise, und dazu führt die Kunst der Waffenführung. Ich sage die Kunst, denn es handelt sich hier um Anderes als die von der Natur gegebene Kraft; die Ausdauer, das kalt Blut-Behalten, das Fintenmachen und Fintenpariren, alles Das ist Kunst, d. h. Product des Geistes. Beim Stossfechten, welches feiner ausgebildet, ja wissenschaftlich betrieben worden ist, ist dies ganz offenbar. Aber auch beim Hiebfechten ist der Naturalist, und wäre er ein Hercules, gegen den Künstler verloren. Indem ich hier die Bedeutung des geschickten Fechtens für das Duell, für die Vorschläge der Abschaffung desselben u. s. w. übergehe, indem dieselbe dort berücksichtigt werden wird, wo ich vom Studentenduell spreche, hebe ich an dieser Stelle nur dies hervor, dass der Meister im Fechten das stolze Gefühl hat: Ich finde nirgends, oder wenigstens: Ich finde nicht leicht meinen Meister, und dass ihm dieses Gefühl die innere Sicherheit spitzem und scharfem Eisen gegenüber gibt, welches der geschickte Schwimmer hat, möge der See, worin er sich badet, auch noch so tief sein. Eben darum bedauere ich es tief, dass das Fechten auf deutschen Universitäten so heruntergekommen ist. Was zuerst das Stossfechten betrifft, so gab es eine Zeit, wo es keinem Zweifel unterliegen konnte, dass der nach deutscher (*Kreissler*'scher) Art Geschulte Dem überlegen war, der nach französischer Art stiess. (Vom General *Pfuel* werden aus der Zeit, wo er Gouverneur von Paris war, sehr hübsche Anekdoten in dieser Hinsicht er-

zählt.) Diese deutsche Fechtkunst aber hatte ihre eigentlichen Meister unter den deutschen, besonders den Jenaischen Studenten. Das zuchtlose Fechten der Naturalisten gab die schulmässig gebildeten Fechtmeister allmälig dem Hungertode preis, die zunftartig fortgepflanzte Kunst verschwand, es werden Die immer seltener, die bei dem letzten zünftigen Meister gelernt haben, und während Frankreich nicht nur seinen *Didier*, sondern jedes Regiment seinen *maître d'armes* hat, bei dem die gemeinen Soldaten kunstmässig stossen lernen, wird es in Deutschland immer mehr eine Seltenheit, dass Einer es kann. Mit dem Schlagen sieht es nicht viel besser aus. Die Kosten, die es an den meisten Orten macht, auf dem Fechtboden zu schlagen, besonders aber das beklagenswerthe Verbot, auf der eigenen Stube zu fechten, wo man in den kurzen Viertelstunden, die man dazu anwandte, mit dem geringsten Zeitverlust am besten schlagen konnte, lassen jetzt die Meisten entweder gar nicht oder nur in seinen Rudimenten das Schlagen lernen und sich dess getrösten, dass die eigene Ungeschicklichkeit durch die des Gegners, sowie durch gute Alliirte (lederne Hosen, seidene Tücher u. s. w.) werde compensirt werden. Vielleicht wird, dass jetzt die Frauen nicht nur Schlittschuh laufen und rauchen, sondern dass einige derselben auch anfangen sich zu duelliren, ambitiöse junge Männer dahin bringen, sich zusammenzunehmen, damit die Weiber es ihnen nicht zuvorthun. Es wäre Zeit.

Als geschickter Fechter weiss sich der Student sicher oder hat Muth Denen gegenüber, die ihn mit bewaffneter Hand angreifen. Die Fälle aber, wo dies geschieht, sind in unserer *Elihu Burritt* zugeneigten Zeit selten. Dagegen aber gibt es in dem gewöhnlichen Verkehr der Menschen einen feinen Plänklerkrieg, in welchem jener Muth nicht ausreicht, wie das Beispiel Manches beweist, welcher ein wahrer Heros auf der Mensur war und Angst vor einem parquettirten Fussboden zeigt, oder in jeder Damengesellschaft zittert. Es fragt sich, wie wir, im Gegensatz zu dieser Aengstlichkeit oder Blödigkeit, welche, so hübsch sie dem weiblichen Geschlechte steht, ebenso sehr den jungen Mann eine dumme Rolle spielen lässt, den Muth, den ich als den g e s e l l i g e n bezeichnen möchte, zum Unterschiede von dem bisher betrach-

teten physischen, wie wir denselben nennen sollen? Dreistigkeit bezeichnet mehr eine Knabeneigenschaft, sicheres Benehmen wieder erwartet man nur von dem reifern Mann; so möge denn der negative Ausdruck ungezwungenes Benehmen gewählt werden. Wir werden also darunter die Unerschrockenheit andern Menschen gegenüber verstehen, die sich zu dem Kampfesmuth des tüchtigen Fechters so verhält wie zu dem Muthe des guten Schützen der, mit welchem Einer ein wildes Pferd zügelt oder einen bissigen Hund aufzieht, ein Vergleich, den ich mir um so eher erlaube, als es hier sich auch um ein Aufziehen handelt, dem der junge Mann entgehen soll, sei es auch nur dadurch, dass er vermöge, es activ zu üben. Wodurch nun wird dieses ungezwungene Benehmen erlangt? Gegenüber dem einen Theile der Gesellschaft, dem weiblichen Geschlechte, namentlich den jüngern Individuen desselben, ist von grösster Wichtigkeit die Fertigkeit in den geselligen Künsten. So also zuerst der Tanz. Unterricht darin soll der Knabe erhalten haben. Da es sich hier wie bei allem Lernen nicht um andere Zwecke handelt, sondern nur um die zu erlangende Fertigkeit, so werde auch die Aufmerksamkeit des Tanzschülers nicht durch andere Umstände gestört, also dadurch, dass es Fremde, gar Mädchen sind, mit denen er tanzt. Tanzen, als einen Theil der Turnübungen, sollen die Jungen unter sich lernen, an einander es sich abgewöhnen, dass sie sich auf die Füsse treten, mit den Knien stossen, aus dem Tacte kommen, vom Schwindel erfasst werden, — Schulkameraden geben sich einander zu diesen Experimenten gern her. Nachdem er im Tanzen ganz geübt ist und also die Pas und Touren so fest hat, dass er, ohne an sie zu denken, sie von selbst macht, fängt nun der Student an, den Tanz zu üben. Er verabredet sich mit Der, die ihm am besten gefällt, sich allein inmitten der Gesellschaft zu unterhalten, und dies, dass er sich dazu engagirt hat, die aufregenden Umstände, wie der Glanz der Lichter, die wirbelnde Bewegung u. s. w., bringt leichter dazu, die Unterhaltung zu beginnen und fortzuführen. Freilich, seit man von den schlechtesten Pariser Bällen die Gewohnheit nach Deutschland verpflanzt hat, dass der Tänzer die Tänzerin so an sich presst, dass das arme Ding sich über seinen Arm herüberstreckt, als wollte sie se-

hen, was er in seiner Fracktasche hat, seitdem ist von Unterhaltung während des Tanzes wenig die Rede. Wo anstatt dieser gemeinen Weise des Tanzes ein anständiger und geregelter Tanz unternommen wird, ist er ein Mittel, auch die ungelenke Zunge zu lösen. Jeder Schüler sollte tanzen lernen, um als Student, wie in Allem, so auch im Tanz perfect zu sein. Dass es nicht der Fall ist, hat zur Folge gehabt, dass jetzt die tanzlustigen Mädchen sich ihre Tänzer vom L'hombretische holen müssen. Neben dem Tanze ist die Musik zu nennen. Bei den ungeheuern Forderungen, die man gegenwärtig auch an den Dilettanten auf einem Instrumente macht, haben wir uns auf den Gesang zu beschränken. Er ist wie der Tanz ein Mittel, sich activ an der Unterhaltung zu bethätigen, nicht nur Ambos, sondern auch Hammer zu sein; das Gefühl, es zu können, benimmt die Befangenheit und Aengstlichkeit. Auch hier wird der Schulunterricht vorausgegangen sein müssen. Durch Ueben und Zusammensingenlassen wird der geschickte Lehrer das Ohr auch des Talentlosen so weit öffnen können, dass er nichts verdirbt, ziemlich sicher trifft. Auch hier ist wieder die Veränderung eingetreten, dass der Student nicht mehr im Gesange geübt wird, sondern den Gesang übt, etwas, was dem deutschen Studenten um so näher gelegt ist, als derselbe den reichen Schatz von Studentenmelodien besitzt, die, gerade wie unsere Choralmelodien, keine andere Nation besitzt. Diese Lieder zu singen, ist das Privilegium des Studenten. Knaben mögen den Text auswendig lernen, auch, wenn keine Studenten dabei sind, sie in ihrem Knabendiscant piepen, singen wird sie nur der Student. Auch hierin lässt die Gegenwart Vieles vermissen. Verbote aller Art, namentlich das ziemlich alberne, welches den Studenten das Singen auf der Strasse untersagt, haben, namentlich hier in Halle, die Folge gehabt, dass man hier den besten Gesang in den Ferien hört, wo sich die Handwerksgesellen von der Anwesenheit der Studenten erholen, und dass die Studentenlieder am besten von jungen Mädchen gesungen werden, was denselben gerade so schlecht steht, wie das Tabakrauchen. — Ein geselliges Unterhaltungsmittel, welches sehr verschieden beurtheilt worden ist, ist die Theilnahme an dramatischen Aufführungen. Ich kann in das Verdammungsurtheil nicht

unbedingt einstimmen. Die Gefahr, dass die Liebhaberrollen gar leicht aus Dichtung Wahrheit werden lassen, wird leicht vermieden, wenn man diese (ohnedies etwas insipiden) Rollen von Damen ausführen lässt, oder wieder, wenn die ganze spielende Truppe aus jungen Männern besteht, wie dies zu *Shakespeare's* Zeit noch auf dem königlichen Schauspiele war. In beiden Beziehungen habe ich in meiner Jugend Wundervolles leisten sehen. Also die (Haupt-) Gefahr ist zu beseitigen. Dagegen ist gar nicht zu leugnen, dass, abgesehen von dem Genuss, den diese Art von Unterhaltung gewährt, sie den grossen Nutzen hat, dass man dadurch sprechen lernt. Nicht reden, sondern sprechen, wozu auch Antworten und also Schweigen gehört. Dies ist etwas so Seltenes, namentlich bei deutschen Gelehrten, dass ich öfter von Fremden die Frage vernommen habe, ob es überall in Deutschland gewöhnlich sei, dass Alles zugleich spreche, dass man so schreie u. s. w. Spielen Studenten nur unter sich, so können sie zu dem Spass, den dies macht, einen sehr nachhaltigen Nutzen hinzufügen, wenn sie ein Stück in einer der alten Sprachen dazu erwählen. Wenn dies öfter geschähe, so würden bei den öffentlichen sogenannten Disputationen (selbst der Philologen) die vorher aufgeschriebenen Exceptionen, Repliken und Dupliken wenigstens auswendig gelernt und der Illusion nicht gar zu sehr ins Antlitz geschlagen werden. — Summa: Wer oft eine Tänzerin im Arm getragen und die Unterhaltung mit ihr begonnen und munter fortgeführt hat, wer öfter vorgesungen, den gemeinschaftlichen Gesang geleitet oder wenigstens mit getragen hat, wer sich gewöhnt hat (wenn auch nur im Spiel), sich in verschiedene Situationen hineinzudenken und (wenn auch fremde) Galanterien zu sagen und treffende Antworten sogleich zu geben, der wird diejenige Ungezwungenheit dem weiblichen Geschlechte gegenüber zeigen, die ihn vor knabenhafter Angst und ebenso knabenhafter Zudringlichkeit sicherstellt.

Viel wichtiger als der Umgang mit dem weiblichen Geschlecht ist dem Studirenden, auch zum Abstreifen der linkischen Blödigkeit und lächerlichen Aengstlichkeit, der Umgang mit Männern. Und zwar nicht sowohl der, den wir von einer andern Seite als den allerwichtigsten kennen lernen werden, der Umgang mit seinen jüngern und ältern Com-

militonen, denn dieser Umgang führt sehr bald zu vertrauter Bekanntschaft, und im Zusammensein mit Bekannten legt man die Angst vor Solchem, was, und Denen, die uns fremd sind, nicht ab. Vielmehr um sich gerade diese abzugewöhnen, bedarf es häufiger Gelegenheiten, sie zu bekämpfen, also häufigen ersten Zusammentreffens, bei dem jene Blödigkeit am stärksten zu sein pflegt. Hinsichtlich des häufigen Zusammentreffens mit ganz Unbekannten, die den verschiedensten Gegenden und Ständen angehören, ist nun der Hallische Student schlimmer situirt als der Bürger mancher andern Universität. Wirkliche Fremde, von denen Bonn und Heidelberg wimmeln und mit denen man an der Wirthstafel, in Godesberg und auf dem Schlossberg zusammentrifft, sind, da die Reize der Stadt sie nicht anziehen und die Eisenbahn sie so rasch vorüberführt, *rarissimae aves.* Was die hier Ansässigen betrifft, so ist es hier meines Wissens nicht Gebrauch, dass die Banquiers den Studenten, die bei ihnen ihre Wechsel erheben, ihre Häuser öffnen, oder dass Honoratioren der Stadt Studirenden Wohnungen vermiethen und zugleich sie in ihr Haus ziehen. Diejenigen Professoren, welche Studenten ins Haus ziehen, thun das doch meistens nur an sogenannten Studentenabenden, wo diese also höchstens immer andere Studentengesichter zu sehen bekommen, nicht aber mit den allerverschiedenartigsten Gliedern der Gesellschaft in Berührung kommen. An öffentlichen Orten, in Vergnügungsgärten u. s. w. scheint mir in Halle mehr als an andern Orten jeder kleine Kreis sich zu isoliren. Studenten sieht man meistens an ihren eigenen Tischen sitzen; sie fürchten, und zwar nicht mit Unrecht, etwas seltsam angesehen zu werden, wenn sie sich an einen Tisch, wo ein sich unterhaltender Kreis bereits sitzt, auf einen leerstehenden Stuhl setzten, etwas, was ich als junger Mensch in Berlin, Jena, Wien sehr oft gethan habe. Endlich aber, wenn Sie auch bald an diesen, bald an jenen Tisch freundlich zugelassen würden und die verschiedenen Gespräche anhörten, so würden Sie hier vielleicht weniger Abwechslung finden als an andern, grössern sowohl als kleinern Orten. Der Umstand nämlich, dass hier in Halle, mehr als ich es sonst wahrgenommen habe, die Meisten ihren Umgang ganz auf Berufsgenossen beschränken, mancher Professor nur mit

Professoren, viele Officiere nur mit Officieren, die meisten Adligen nur mit Adligen umgehen, lässt nicht sowohl die Unterschiede dieser Kreise prägnanter hervortreten, sondern (da es im Grunde eine ganz gleiche Beschränktheit ist, wenn ein Schuhmacher nur von Pech und Draht, ein Landedelmann nur von Kornpreisen oder ein Professor nur von Staatsangelegenheiten sprechen kann) erzeugt ein gewisses handwerksmässiges Beschränktsein, welches dadurch noch genährt wird, dass Leute von verschiedenen politischen und religiösen Ansichten theils durch ihr eigenes Verlangen, theils durch Freunde, welche Streit fürchten (als wäre dieser nicht ein bildendes Element), stets aus einander gehalten werden. Kurz, wir Alle laufen Gefahr, je mehr wir mit Halle verwachsen, um so mehr uns in dieses beschränkte Wesen so einzuspinnen, dass wir uns zuletzt beengt fühlen, wenn ein fremdes Gesicht ins Zimmer tritt, oder eine Phrase ausgesprochen wird, die wir nicht hundertmal gehört haben. Wie wir, um diesen bornirenden Einflüssen zu entgehen, da die Fremden nicht zu uns kommen, genöthigt sind, sie aufzusuchen, so ist auch für sie das Mittel nothwendig, welches ich darum die Panacee für die physische und gesellige Ausbildung des Studenten nenne, weil darin Alles, was wir bis jetzt vereinzelt betrachtet haben, sich vereinigt, ich meine das Wandern der Studenten. Ich bezeichne mit Absicht die Ferienreisen derselben mit einem Worte, welches über die Weise der Locomotive keinen Zweifel übrig lässt. Fussreisen sind die Reisen des Studenten, weil er frei sein soll; wie aber ist der Mensch freier, als wenn er allein und wie jener Weise *omnia sua secum portans*, ohne Führer und vorausgeschickte Sachen, die beide zu Sclaven machen, im fremden Lande von Niemand gekannt und darum ohne alle äussere Rücksicht, nur seiner Ehre und seinem Gewissen verantwortlich, dasteht, wenn er in jedem Augenblick, ohne die Einwilligung irgend Eines nöthig zu haben, seinen Reiseplan ändern kann, Vormittags liegen bleiben, einzig und allein weil der Himmel so blau ist, Abends, wo die gewöhnliche Stundenzahl längst abgegangen ist, weiter gehen, weil ihm die Façade des Wirthshauses wie ein hässliches Gesicht erscheint, oder eine Fliege an der Wand ihn ärgert. Vergleichen Sie mit diesem freien Mann Den, der auf den Pfiff

der Locomotive wie der dressirte Hund auf den des Jägers herbeilaufen muss, und Sie werden es keine Uebertreibung nennen, wenn ich sage: Die auf der Eisenbahn fahren, sind doch im Grunde nur Waaren-Colli, die versandt werden, nur so sorgfältig verpackt, dass sie nicht gedrückt werden. In späterer Zeit, wo Beine und Rücken steif oder schwach werden und die Natur ein Ränzlein vorn anschnallt, da wird das Reisen auf der Eisenbahn das angenehmste, und Dem, der sich gewöhnt hat, in den ersten Minuten mit Denen in Gespräch zu kommen, die im Coupé sitzen, gewähren auch Eisenbahnfahrten und Eisenbahnbekanntschaften hundertfältigen Spass und, was mehr ist, nachhaltig bildende Wirkung. Bei dem Studenten ist dies nicht der Fall. So viel ich bemerkt habe, sitzt er, wenn er nicht in Gesellschaft von Commilitonen fährt, ziemlich stumm und gelangweilt da, und die Bekanntschaften, die er während der Fahrt macht, pflegen nicht ausserhalb der Familie Seidel (sie ist im Bayrischen ansässig) zu fallen; etwas, was jedenfalls als sehr einseitig angesehen werden muss. Der wahre Nutzen, darum aber auch der wahre Spass, beginnt für ihn erst da, wo er sich nur auf seine eigene Locomotive verlässt. Abgedroschen ist die Behauptung, jedes Leben sei eine Wanderschaft. Ebenso wahr ist die, die man nicht so oft hört, dass jede Wanderschaft ein Leben ist, ein Leben an Genuss und Erfahrung, ein unversiegbarer Quell der Erinnerung, weil die Wirkung dauert. Es war vielleicht das allerpfiffigste Attentat gegen die akademische Freiheit, dass man einst die Ferien auf eine Zeit verlegte, wo das Reisen keinen Reiz gewährte. Die Freiheitsfreunde hatten in ihrer Art Recht, denn wer Wochen, ja Monate lang so selbstständig gewesen ist, wie ein fussreisender Student, der vergisst das nie und behält darum ein Freiheitsfiber in sich. Während die Klassen- oder Turnfahrten der Schüler unter Aufsicht eines Lehrers gemacht wurden, schliessen die Fussreisen des Studenten jede fremde Aufsicht aus. Auch die indirecte eines Bekannten, und darum werden sie am besten ganz allein unternommen. Das Gefühl des Alleinseins, welches allerdings zuerst etwas Drückendes hat, bringt andererseits dahin, überall, wo man hinkommt, sich an Die anzuschliessen, welche man findet. Der Jugend kommt man überhaupt freundlich entgegen, und nicht

leicht wird ein reisender Student lange sich erholend vor einem Hause sitzen, dass nicht ein Bewohner herauskäme und ein Gespräch begänne. Ist man aber durch stundenlanges Alleingehen nach einem Gespräche durstig, so ist jedes interessant und belehrend. Sind der Reisenden dagegen zwei, die mit einander sprechen, so mischt sich kein Fremder in ihr Gespräch, und die Belehrung fällt weg. Oekonomische Gründe können dahin bringen, dass man sich vereinigt (es ist sehr fraglich, ob nicht, was man durch das gemeinschaftliche Schlafzimmer erspart, gerade durch das Zusammensein wieder hingeht); thut man dies, so ist die Zahl zwei etwas gefährlich; gar manche Freundschaft hat durch eine gemeinschaftliche Reise einen harten Stoss erfahren. Namentlich in den ersten Tagen, wo man noch müde und leicht verdriesslich wird. Irgend eine vielleicht ganz unschuldige Gewohnheit des Freundes ist uns zuerst nur auffällig, am folgenden Tage missfällt sie uns, am dritten ist sie uns unerträglich. Oder aber, er macht den Vorschlag, vor dem zum Voraus bestimmten Orte schon zur Nacht einzukehren. Die von unserer Seite ganz erklärliche Frage: Warum denn? ist ihm kränkend, denn der Grund war eben der unaussprechliche, der kein Warum statuirt, dass ihm nach Einkehren zu Muthe war. Und so gibt es hundert Kleinigkeiten, welche gefährlich werden können. Die Zahl drei möchte hier die beste sein; bei ihr gibt es eine Stimmenmehrheit, die in streitigen Fällen entscheidet, und sind auf der andern Seite die Inconvenienzen vermieden, die es bei längern Reisen hat, wenn die Zahl grösser ist. Am besten ist, man binde sich nicht, verbinde sich für einige Tage mit Diesen, für die folgenden mit Andern, und trenne sich wieder ganz nach Belieben. Alles Dies wird am leichtesten, wenn man die Reise allein begonnen oder auch nur für die ersten Tage derselben sich mit Andern verbunden hat. Als unverbrüchliche Regel aber möchte ich hier aussprechen, dass diese Andern nicht Brüder oder Verwandte seien, damit man bei dieser ersten Ausflucht in die Fremde auch wirklich die Fremde kennen lerne und nicht die Vetter- und Basengeschwätze stets mit sich führe. — Wenn ich sagte, dass in den Fussreisen der Studenten Alles sich vereinige, worauf von uns für die physische und moralische Aus-

bildung Gewicht gelegt ward, so ist dies so wenig eine Uebertreibung, dass es vielmehr schon von manchem einzelnen Reisetage richtig ist. Wie oft ward ein Tag mit einem Bade früh Morgens begonnen, bei eingetretener Rast mit Ziegenhainern oder abgeschnittenen Haselstöcken ein Gang gemacht und Abends, nachdem ein Berg erklommen war, wo Musik erscholl, mit einem Tanz der Tag beschlossen, welchen einsamer oder gemeinschaftlicher Gesang, scherzhafte und ernsthafte Unterhaltungen mit Jung und Alt, völlige improvisirte Lustspiele und Possen ausgefüllt hatten! Eben weil sich hier Alles so vereinigt, kommt es, dass so oft der Student nach seiner ersten grössern Reise kaum wieder zu erkennen ist, so sehr hat er sich, physisch und psychisch, entwickelt und vervollkommnet.

Ich würde nun in dem bisher Entwickelten eine sehr wesentliche Lücke lassen, wenn ich nicht einem Skrupel begegnete, der sich ohne Zweifel in Manchem von Ihnen geregt hat. Es scheint, als sei ich bei Allem, was ich gesagt habe, von der Voraussetzung ausgegangen, und als habe es daher auch nur Geltung unter der Bedingung, dass der Student reich, wenigstens wohlhabend sei, eine Voraussetzung, die überhaupt, namentlich aber was Halle betrifft, falsch sei. Es hiesse nun dem gesunden Menschenverstande ins Antlitz schlagen, wenn ich behaupten wollte, der arme Student könne ebenso gut wie der reiche Reitstunden nehmen. Da ich nun es für ein Glück halte, wenn man das Letztere kann, so natürlich das Gegentheil für ein Unglück. Ich gestehe aber noch mehr zu: die Armuth, die überhaupt eine grosse Versuchung ist (bei den Meisten halte ich sie für eine gefährlichere als den Reichthum), ist es namentlich in der Studentenzeit so sehr, dass ich es für eine Gewissenlosigkeit halte, wenn Männer die Söhne, die sie leichtsinnig in die Welt gesetzt haben, so erziehen, dass dieselben nur im Universitätscursus ihre Befriedigung finden können, ohne sie pecuniär sicherzustellen. Wenn der arme Student sich Vieles versagen muss, was zu dem Begriffe des Studenten als eines möglichst Unabhängigen gehört, so gilt dies natürlich auch von ihm, wo er reist. Auf den Reiz und den Nutzen für die Ausbildung, der darin liegt, dass bei dem Eintritt in eine Stadt nur das eigene Belieben entscheidet, ob man im

ersten Hôtel oder in einer Fuhrmannsherberge einkehren will, auf diesen wird er verzichten müssen, eben darum auch auf eine Fülle von Eindrücken, die gerade durch ihren Wechsel so wichtig werden. Wenn ich aber dennoch behaupte, dass auch der arme Student weder auf das Reisen noch auf Das zu verzichten habe, was das Reisen vor Allem erheitert, so spreche ich nur nach Dem, was ich selber gesehen und erfahren habe. Auf meiner allerersten, sehr ausgedehnten Reise, auf der ich mir so reich vorgekommen bin, wie nie vorher und auch nachher kaum, traf ich mit meinen Reisegefährten mit vier österreichischen Studenten zusammen (einer derselben war promovirter Doctor und hat sich gleich darauf in Wien als Arzt niedergelassen), welche, ganz arm, sich das Reisen dadurch möglich machten, dass sie überall mit vierstimmigen Gesängen sich hören liessen und das verdiente Geld an denselben Orten, wo, und mit Denselben, von denen sie es verdient hatten, verlebten. Wir, wie gesagt, kamen uns dazumal wie Krösusse vor, wir waren Studenten und unser Ehrgefühl sehr kitzlich, und dennoch hat selbst damals die Sache auf mich gar keinen beklemmenden Eindruck gemacht, sondern nur den, dass wir gegenseitig uns mit Dem erfreuten, was wir hatten, sie mit ihren schönen Gesängen, wir und die übrige Gesellschaft mit unserm Gelde. Sie werden mir sagen, ein norddeutscher Student könne dergleichen nicht thun, ohne sich zu entehren, und ich will darüber nicht mit Ihnen streiten. Ich gehe auf eine andere Erfahrung über, die ich selbst gemacht habe. Unter den vier Donaufahrten, die ich bis jetzt gemacht habe, ist die ohne Vergleich schönste die gewesen, wo ich auf der sogenannten «Ordinari» eilf Tage zwischen Regensburg und Wien zugebracht habe. Die Fahrtaxe betrug sehr wenig, und hätten wir Drei (Studenten, welche die Honoratioren der Gesellschaft bildeten) *ex officio* auf uns genommen, was wir ohnedies den ganzen Tag thaten, mit den reisenden Handwerksburschen zusammen am Ruder zu stehen, so hätten wir gar nichts zu zahlen gehabt. Die abenteuerlichen, lächerlichen, reizenden, ja sentimentalen Situationen, in welche ich auf dieser Reise theils hineinsah, theils hineingerieth, gehören zu den Erinnerungen, die noch heute im rosigsten Lichte vor mir stehen. Bedenke ich endlich, dass,

wer in den Ferien mit der Post nach Hause fährt, oder die Post benutzt, um eine andere Universität zu beziehen, dass Der, wenn die Entfernung mehr als fünf Meilen beträgt, ohne sich viel zu versagen, diese Fahrt in eine Fussreise verwandeln kann, dass Fussreisen in wenig bereisten Gegenden die angenehmsten und bildendsten zu sein pflegen, gewiss aber die wohlfeilsten sind, und dass es viel weniger auf die Länge des Weges als auf die Mannigfaltigkeit der Eindrücke ankommt, so glaube ich aussprechen zu dürfen, dass auch der arme Student sich dieses Bildungsmittels leichter bedienen kann, als Viele meinen. (*Schubert* erzählt uns in seiner Selbstbiographie, dass, als ihm eine Erbschaft von zwanzig Thalern zufiel, er eine mehrere Wochen dauernde Rheinreise dafür machte.) Damit verlassen wir die Mittel, durch welche der Student zu dem Gefühl der Selbstständigkeit oder zu der Freiheit kommt, die in der Abwesenheit der (physischen) Angst und (geselligen) Aengstlichkeit besteht. In der nächsten Vorlesung werden wir uns mit Dem zu beschäftigen haben, wodurch er sich im Sittlichen von aller Unfreiheit losmacht, oder zu jener sittlichen Selbsständigkeit entwickelt, die man Charakterstärke oder auch kürzer Charakter zu nennen pflegt.

Fünfte Vorlesung.

Wie der Mensch sich gesellig ausbildet in der Gesellschaft, so sittlich in den sittlichen Gemeinschaften. Nur findet der grosse Unterschied statt, dass, während es für den jungen Mann einen Augenblick gibt, in welchem er in die Gesellschaft zum ersten Mal tritt, er den sittlichen Gemeinschaften fortwährend angehört, nie seit seiner Geburt ausser ihnen steht, sodass hier von einem eigentlichen Eintritt nicht die Rede ist, wohl aber von einer Umgestaltung seines Verhältnisses zu ihnen. Der Act, wodurch diese Umgestaltung ganz plötzlich eintritt, ist die Maturitätserklärung,

welche als der eigentliche Anfang des Studentenlebens zuerst betrachtet werden muss. Ganz Das für den Studenten, was die Freisprechung für den Gesellen ist, tritt die Maturitätserklärung dort ein, wo die Bedingungen erfüllt sind, ohne die ein Student nicht denkbar ist. Soll er ein in physischer, moralisch-religiöser, intellectueller Hinsicht Selbstständiger sein, so ist erstlich ein bestimmtes Alter nöthig, damit er für reif erklärt werden könne. Dieses sollte normaler Weise nicht vor dem achtzehnten Jahre geschehen. Wo ein *ingenium praecox* sich früher entwickelt, kann der Staat Ausnahmen erlauben; selbst in diesen Fällen fände ich es besser, dass aus der zweijährigen Prima durch Wechsel der Schulen eine drei- oder mehrjährige würde. Ich habe bei einem meiner genauesten Freunde gesehen, was dies ihm für einen Vorsprung vor uns gab. Es wird ferner mit Recht verlangt moralisch-religiöse Mündigkeit, deren feierliche Erklärung die Confirmation ist. Auch bei dieser ist es wünschenswerth, dass sie spät, gegen das achtzehnte Jahr stattfinde. Nämlich wenn dies möglich ist, denn krankhafte Zustände der Gegenwart machen es jetzt in vielen, vielleicht den meisten Fällen nothwendig, die Confirmation früher vorzunehmen. Normaler Weise muss diese eintreten in dem Zeitpunkte, wo der Knabe gelernt hat, was in der Religion Geschichte und Lehre ist, und gelernt hat, in seinem Denken und Handeln Gott vor Augen zu haben, und noch nicht jenes Irrewerden an der Berechtigung der Religion eingetreten ist, welches man Zweifel nennt, welches bedenklich machen kann, sich feierlich zu dem Christenglauben zu bekennen. Wo das häusliche religiöse Leben nicht gestört, namentlich aber wo der Religionsunterricht von einem ordentlichen Menschen gegeben wird, da wird dieser Zustand noch an der Grenze des Jünglingsalters stattfinden und also die Confirmation in diesen Zeitpunkt fallen. Nun wird aber freilich, namentlich was den Religionsunterricht betrifft, heillos gewirthschaftet. Während jeder vernünftige Mensch sagen wird, dass, wenn ein Secundaner oder Primaner Bedenken trägt, auf den beim Unterricht zu Grunde gelegten Zumpt oder Buttmann zu schwören, er einen schlechten lateinischen oder griechischen Lehrer gehabt hat, findet man es ganz begreiflich, wenn in Folge des Religionsunterrichts der Gymnasiast

Bedenken trägt, sich auf den Katechismus zu verpflichten. Erklärlich ist dieser Unterschied leider! Die grammatischen Regeln nimmt der Knabe an auf die Autorität eines Mannes, von dem er erstlich weiss, dass er grundgelehrt ist, und bei dem er zweitens fühlt, dass derselbe alles Das, was im Buttmann steht, auch weiss und für richtig hält. Beides findet nun in den allermeisten Fällen hinsichtlich Derer nicht statt, die auf Schulen den Religionsunterricht geben. Das öffentliche Geheimniss, dass der Religionsunterricht Denen übertragen wird, die in Philologicis nicht die Stärksten sind, macht, dass der Knabe in dem Religionslehrer einen Untergeordneten (in der derben Schülersprache einen Mops) sieht, dessen Autorität nicht gross genug ist, um jede Bedenklichkeit zum Schweigen zu bringen. Dabei gibt es in diesem Augenblicke vielleicht nur sehr wenige unter den Religionslehrern an Schulen, die den Katechismus so inne hätten, dass sie nie nachzusehen brauchten; dass aber, was sie nicht einmal a u s w e n d i g wissen, i n w e n d i g in ihnen leben sollte, ist den Knaben zu fein. Kurz, das Ende vom Liede ist, dass man schon bei Vierzehnjährigen voraussetzen muss, sie würden bald irre werden an Dem, was ihnen der Lehrer vorgetragen hat, und dass man deswegen die Confirmation beeilt. Es ist vielleicht nothwendig, bleibt aber immer ein Uebel. — Es wird endlich für die Maturitätserklärung verlangt ein absolvirter Schulcursus oder, wenn ausnahmsweise dieser nicht gemacht wurde, der Beweis, dass der Knabe Das kennt und Das kann, was gewöhnlich auf der Schule pflegt gelernt zu werden. Im erstern, dem ordentlichen Falle ist es, gerade wie d e r Meister den Gesellen freispricht, bei dem er in der Lehre war, so völlig in der Ordnung, dass d i e Schule, welcher der Knabe angehört hat, über seine Reife entscheidet. Ein Examen ist dazu nicht nöthig und sollte eigentlich nur stattfinden, um dem Knaben selbst und Denen, die es angeht, zu zeigen, dass die Lehrer Recht hatten, wenn sie ihn noch nicht für reif erklärten. (Wenn ein Lehrer, nachdem er Einen zwei Jahre in der Prima gehabt hat, nicht weiss, dass derselbe unreif sei, und ganz überrascht ist, dass er bei ihm durchfällt, so steht es mit der Personalkenntniss, ohne die ein guter Lehrer nicht denkbar, schlecht. Nur im umgekehrten Sinne kann eine Ueberraschung dem Lehrer zu Gute

gehalten werden, weil Knaben manchmal ganz plötzlich wie aus einem Schlafe erwachen und dann rapide Fortschritte machen.) Hat Einer keine Schule durchgemacht, so ist es vollkommen in der Ordnung, dass er das Examen nicht wie früher bei der Universität, sondern bei einem Gymnasium macht. Was ein *maturus* gelernt haben muss, können Schullehrer besser beurtheilen als wir, die wir die doppelte Gefahr laufen, bald einen Massstab anzulegen, welchen wir beim Doctorexamen gebrauchen, bald wieder nur darnach zu urtheilen, wie vorbereitet wir selbst auf die Schule kamen, worin der Fortschritt, den seitdem die Schulen gemacht haben, übersehen wurde. Genug, das Vernünftigste ist die gegenwärtige Einrichtung, namentlich seit man die Freiheit, das examinirende Gymnasium ganz beliebig zu wählen, etwas beschränkt hat. Die Maturitätserklärung ist der letzte Act der Schule. Mit ihr, der Emancipation des bisherigen Schülers, ist ein wesentlich anderes Verhältniss des bisherigen Schülers zu allen sittlichen Kreisen eingetreten, denen er bisher angehört hat. Von diesen betrachten wir in der gegenwärtigen Vorlesung lediglich

die Familie. Es gibt gewisse metaphorische Redensarten, welche so glücklich gewählt sind, dass man bald ganz vergisst, dass es sich um ein Bild handelt, und ganz überrascht ist, wenn man daran erinnert wird. Ein solcher Ausdruck ist der ganz gewöhnliche, dass der Knabe im Schoosse der Familie lebe. In der That nämlich ist sein Verhältniss zur Familie normaler Weise ganz dasselbe, welches stattfindet zwischen dem Embryo und dem mütterlichen Organismus, der ihn in seinem Schoosse birgt. Wie in diesem Verhältniss das Normale ist, dass der Embryo bis zur erlangten Reife als Accidenz der Mutter folgt, in ihr beherbergt und genährt wird, gerade so ist es das Normale und Wünschenswerthe, dass der *immaturus,* der Schüler, in der eigenen Familie Wohnung und Kost habe, am väterlichen Orte die Schule besuche, die Freistunden zu Hause zubringe, im elterlichen Hause für sich arbeite und die Aufsicht, welche beim Arbeiten allein wünschenswerth ist (dass, wenn er aine Arbeit noch nicht gemacht hat, er daran erinnert und auf seine Stube geschickt wird), vom Vater ausgeübt werde. Aeussere Umstände können dies unmöglich machen, ganz

wie äussere Umstände es nöthig machen können, das Einer zu früh zur Welt gebracht wird. Wie in diesem Falle künstliche Mittel des Nachreifens nöthig sind, Baumwolle, in welche die Frühgeburt gewickelt wird, gerade so in dem Fälle, wo das elterliche Haus zu enge, kein Gymnasium am väterlichen Orte ist u. dgl. Da bedarf es eines Surrogats für das Leben im elterlichen Hause. Das beste ist, dass der Vater, der ohnedies die Schule bestimmt, in welche der Knabe gehen soll, ihn unterbringt in einem bekannten oder wohl renommirten Hause, am besten einem solchen, wo der Sohn oder die Söhne dieselbe Schule besuchen. Hier hat er Wohnung, Kost und wirkliche Aufsicht, die, wenn sie auch der väterlichen nicht gleich, so doch der eines Pflegevaters ähnlich sein kann. (Gibt es solche Gelegenheit nicht, so halte ich Unterbringen bei dem ältern Bruder, wenn dieser z. B. studirt, ja sogar das in vieler Beziehung sehr gefährliche Alleinwohnen des Schülers doch noch für viel besser als das Einkaserniren in einen der Erziehungsställe, die man Pensionen, Alumnate oder Pädagogien nennt. Nicht nur weil in diesem, wie in allem Kasernenleben, allerlei Schmutz sich erzeugen kann, sondern weil, wenn sorgfältige Aufsicht der Lehrer dieses verhindert, trotz dieser, ja durch diese beständige Aufsicht ein anderer Uebelstand eintritt: der Lehrer soll jetzt Zweierlei sein, in der Schulstunde Lehrer, in der Freistunde Gesellschafter. Die Folge ist, dass er gewöhnlich Beides halb, d. h. schlecht ist. Uebrigens hat sich die Sache jetzt seltsamer Weise so gestaltet, dass, wenn früher nur reicher und vornehmer Leute Kinder zur Kasernenerziehung verdammt waren, heutzutage die Kleinkinderbewahranstalten die Kinder der Proletarier daran gewöhnen, und zwar von der frühsten Kindheit an, was die Anhänglichkeit an die Eltern schwerlich sehr nähren möchte.) Alle diese Mittel haben ihre Gefahren, wie die künstlichen Früh- und Zangengeburten, mit denen ich sie vergleichen möchte. Wo sie nicht nöthig sind, lebt der Knabe, wie die unreife Frucht, als ein vom Leben der Familie durchdrungenes Glied derselben. Eben darum ist es auch vollkommen in der Ordnung, wenn der Knabe Alles, dessen er bedarf, *in natura* und zuerst gar kein Geld in seine Hände bekommt. Darauf bekommt er es, nicht aber um für sich zu sorgen, sondern damit er sich übe,

beliebig darüber zu verfügen und zu wirthschaften. Indem er Taschengeld bekommt, welches er anwenden kann, wie es ihm beliebt, hat er einen Spielraum eigener Thätigkeit erhalten, den wir, in dem einmal gebrauchten Bilde fortfahrend, mit den hüpfenden Bewegungen des Kindes unter dem Herzen der Mutter vergleichen können. Der Gesichtspunkt, dass an seinem Taschengelde der Knabe wirthschaften lerne, macht es nothwendig, dass er darüber Rechnung führe. Diese muss nicht nur, wenn der Vater es verlangt, ihm vorgelegt werden, sondern jeden Augenblick zur Einsicht offen stehen. Geheime Ausgaben darf der Knabe durchaus nicht haben. Eine verheimlichen lehre man ihn als Lüge ansehen. (In diesem Punkte verschulden viele Eltern Manches, sowohl durch Verbieten zur unrechten Zeit, als auch dadurch, dass sie erlauben, was sie untersagen müssten. Das unbedingte Verbot mancher Eltern, Geld für Näschereien zum Zuckerbäcker zu tragen, wozu fast alle Knaben eine grosse Neigung haben, bringt in sehr vielen Fällen zum Lügen, zum Verfälschen des kleinen Haushaltungsbuchs u. s. w. Auf der andern Seite wieder dulden sie als «unschuldige Lüge», dass der Knabe andere Ausgaben fingire, um den Vater durch ein Geschenk zu überraschen, als wenn eine Lüge je unschuldig und als wenn es keine Albernheit wäre, dass das Kind den Eltern Geld oder Geldeswerth schenke.) Schlechte Wirthschaft wird mit Verweis bestraft und am besten damit, dass nun bis zum nächsten Taschengelde nichts zum Verquasteln da ist, nie aber darf sie die Folge haben, dass der Knabe einbüsst, was nothwendig ist, Kost, Privatstunden u. s. w. Schuldenmachen lerne der Knabe gerade so ansehen wie Lügen, denn dies ist es bei ihm. Da das Taschengeld nämlich nur ein Geschenk ist für diese Woche oder diesen Monat, daraus aber, dass der Vater ihm für diesen Monat etwas geschenkt hat, gar nicht folgt, dass er im nächsten ebenso freigebig sein werde, so ist eine Verpflichtung des Knaben für die Zukunft eine eventuelle Lüge. Damit bei dem Taschengelde der Knabe nie meine, dass es ein ihm Zukommendes sei, ist es vielleicht gut, den Betrag in jedem Monate zu wechseln, sodass er zwar immer weiss, wie er in diesem Monate zu wirthschaften hat, nie aber versucht wird, über Solches zu verfügen, was nicht sein ist. Wenig Taschengeld und

dabei strenge Controle, dabei gesunde und reichliche Kost und nichts gespart beim Unterricht, Das ist, was der Vater an seinem Knaben thun soll.

Mit der Maturitätserklärung von Seiten der Schule fällt zugleich die Manumission aus der Familie zusammen; normaler Weise verlässt der Freigesprochene das Haus, das er bis jetzt unser Haus nannte, von da ab mein elterliches Haus nennt. Da die Wenigsten in einer Universitätsstadt geboren und ansässig sind, so ist das Beziehen der Universität für die Meisten ein Verlassen des bisherigen Wohnorts. Am besten wäre es, wenn auch die in einer Universitätsstadt Erzogenen ihre Studien auf einer andern Universität begönnen: das Vorurtheil gegen die sogenannten Kümmeltürken ist nicht ganz ohne Grund. Gerade wie es dem freigesprochenen Gesellen frei steht, Ort und Meister sich nach Belieben zu suchen, so soll, wo und was er studiren will, der von der Schule Entlassene ganz allein entscheiden. Die gesetzlichen Bestimmungen bei uns, dass Einer, um sich immatriculiren zu lassen, ja um die Facultät zu wechseln, der elterlichen oder vormundschaftlichen Erlaubniss bedürfe, halte ich für eine ebenso sachwidrige Bevormundung, als wenn der Student auch hinsichtlich jeder Vorlesung, die er hören will, bei Papa oder Mama um Erlaubniss bitten müsste. Vernünftig ist nur das Verfahren, welches wir hinsichtlich der Ausländer befolgen. — Hat sich der Sohn für eine Universität entschieden, so lasse der Vater ihn dahin ziehen und bringe nicht, wie das bei dem Schüler in der Ordnung war, ihn dahin. Viel genussreicher für den Sohn und, was mehr ist, viel besser ist, der Vater besucht ihn nach einigen Wochen, als dass er ihn zur Universität begleitet. Die Tage, wo der Vater, oft in der wohlwollendsten Absicht, mit dem Neuangekommenen auf der Universität durch die Strassen zieht, Wohnungen besucht, ihn zu Besuchen mitnimmt, haben für den jungen Mann mit Recht etwas Peinliches. Der Contrast zwischen einem solchen neben seinem Vater einhertrabenden Neuling und dem ihm begegnenden Haufen, der vielleicht eben «Frei ist der Bursch» singt, ist zu gross, als dass es nicht Neckereien geben sollte, welche den jungen Mann verletzen, ja ärgerlich über den eigenen Vater machen können, dass der ihn in eine so lächerliche Situation ge-

bracht hat. Ist die Universität, für welche sich der junge Mann entschieden hat, an demselben Orte, wo sich das elterliche Haus befindet, so verlasse er wenigstens dieses. Es geht selten gut, wenn er darin bleibt. Entweder nämlich wird die ganze Hausordnung um seinetwillen gestört, was (namentlich wenn andere Kinder da sind) sehr schlimm ist, oder es geschieht gar nicht, und dann kommt er selbst in eine schülerhafte Stellung, was mindestens ebenso schlimm ist. Weiter aber, was schon vorkommen wird, wenn er nur an demselben Orte bleibt, wird noch viel häufiger sein, wenn er unter demselben Dache wohnt: Vater und Sohn werden die gerade herrschenden Studentenmanieren sehr verschieden beurtheilen. Selbst wenn der Vater selbst studirt hat, denn die dreissig Jahre, die zwischen seiner und seines Sohnes Studentenzeit liegen, haben sehr viel geändert. Ist der Vater ein ernster energischer Mann, so gibt es bald Conflicte. Gehört er wieder zu Denen, die gern von ihren burschikosen Streichen erzählen, so ist es noch schlimmer, denn da geschieht es leicht, dass die Phantasie die Farben etwas zu glänzend mischt, und ein im Sohne entstehendes Misstrauen kann die Achtung gegen den Vater untergraben. Die Erfahrung lehrt, dass, wenn der vaterlose Student im Hause der Mutter bleibt, es noch am besten geht. Das weibliche Geschlecht ist vielseitiger und kann sich eher in ein neues Verhältniss finden; dazu kommt, dass die Mutter ohnedies früher dazu kommt, im Sohn ein selbstständiges Wesen zu sehen, dass Vieles, was den Vater gerade noch ärgerlicher macht, in ihren Augen eine Entschuldigung wird, z. B. Aehnlichkeit mit den Eigenthümlichkeiten des Vaters. (Unsere eigenen Gewohnheiten an Andern zu sehen ist immer unangenehm. Wir kommen uns wie geäfft vor.) Das Normale, wie gesagt, ist das Verlassen mindestens des elterlichen Hauses, am besten der Heimath.

Wie es aber verhindert wird, dass diese Trennung zur Scheidung, dass aus dem Auseinandergehen ein innerliches Auseinanderkommen werde, darüber gibt wieder das Verhältniss, mit dem wir das Leben des Knaben im Hause verglichen, einen guten Wink. Nachdem das Kind von dem mütterlichen Organismus, mit dem es Eins war und von dessen Fleisch und Blut es genährt ward, abgelöst worden

ist, selbst athmet, selbst Stoffe sich aneignet, wird es doch wieder in Intervallen ein Fleisch mit der Mutter, in den Augenblicken nämlich, wo diese ihm den eigenen Leib zu trinken gibt. Ist die Brust gesund, so soll, abgesehen von dem geistigen Entzücken, es auch physisch für die Mutter die grösste Lust sein; krank aber wird die Brust, und die entsetzlichsten aller Schmerzen sind die Folge, wenn der Säugling zu oft angelegt wird. Dieser Wink der Natur werde nun befolgt in dem Verhältniss, welches wir hier betrachten: der Student hat sich losgerissen vom mütterlichen Schoosse der Familie. «Unser Haus» kann er nicht mehr, «mein Haus» noch nicht sagen, darum heisst bei ihm «zu Hause» so viel als: auf seiner Stube. Aber in einzelnen, regelmässig wiederkehrenden Intervallen identificire er sich wieder mit dem elterlichen Hause, sodass er in ihm seine Stube habe, dass wieder «zu Hause» so viel heisst wie «bei der Mutter». Diese Augenblicke, die schönen Ferienbesuche, sie sollen zu bestimmten Zeiten wiederkehren, damit das Zählen der Tage, «bis der Junge wieder da ist», die Lust würze, nicht zu oft, damit nicht schmerzhafte Conflicte — der wunden Brust ähnlich — sich einstellen. Sie werden ausbleiben, wo der Sohn ein Gast im elterlichen Hause ist, denn ihm, dem Gaste, wird Manches zu Gute gehalten werden, und wieder er wird sich gern Manchem unterwerfen, weil er eben zum Besuch da ist. Diese gegenseitige Rücksicht, welche das Verhältniss des *hospitium* fordert, wird den Vater dahin bringen, dass er seine Antipathie gegen grosse Bärte, die Mutter, dass sie ihren *horror* vor fürchterlichen Redensarten überwindet. Dem Gaste wird zu Gute gehalten werden, wenn er Unordnung in die Bibliothek bringt, wenn sein Hund Unheil unter dem Federvieh, seine Cigarren in den Gardinen anrichten. Andererseits der Sohn, der sich sehr fühlt und dem es sehr schwer wird, sich zu fügen und zu schmiegen, wird es als ein Opfer ansehen, das dem gastfreundlichen Wirthe zu bringen ist, bei einem Gönner seines Vaters einen Besuch zu machen, oder der gastfreundlichen Hausfrau zu Gefallen ein armes tanzbedürftiges Wesen aus der Bekanntschaft der Mutter zum Walzer aufzunehmen. Beides oft, das ganze Jahr hindurch zu thun, das würde ihn empören und vielleicht mit Recht.

Mit dem Augenblick, wo der Sohn ausser dem Hause wohnt und nur, wenn er zum Besuch da ist, beim Vater Wohnung und Tisch findet, ist auch eine grosse Veränderung hinsichtlich des Oekonomischen vorgegangen. Der Knabe, welcher auf Taschengeld stand, besass nur geschenktes Geld, was ihn, der in dem Alter des Empfangens steht, nicht schändet. Eben darum wusste er auch nur, dass er gegenwärtig so und so viel besitze. Ob er im kommenden Monate ebenso viel, ob er überhaupt irgend etwas haben werde, wusste er nicht. Der Vater wieder besitzt, was er hat, durch die Arbeit seiner Hände oder seines Kopfes, oder geniesst, was glückliche Zufälle ihm schenkten. Auch er hat einmal mehr, ein ander Mal weniger, denn ein gutes Jahr kann die Einnahmen, Krankheiten, oder dass ein Sohn auf die Schule zu bringen ist, der älteste nach Heidelberg gehen will, kann die Ausgaben mehren; da muss Rath geschafft werden, man muss sich einschränken oder mit doppelter Kraft schaffen u. s. w. Zwischen diesen beiden Unsicherheiten steht in den normalen Verhältnissen der Student mit seinem festen Einkommen, das er an seinem Wechsel hat. Man darf diesen nicht in dem Sinne ein Geschenk des Vaters nennen, wie das Taschengeld gewesen war, sondern nur in dem, in welchem früher die Abgaben der französischen Stände *dons gratuits* genannt wurden. Taschengeld braucht der Vater nicht zu geben, denn was er braucht, hat der Knabe, und es ist vielleicht recht gut, wenn er von Zeit zu Zeit keines bekommt. Das Geld aber zum Studiren zu geben, ist der Vater verpflichtet. Wie ein vernünftiger Mensch nicht Kinder erzeugen soll, wenn er nicht im Stande ist, sie zu ernähren, ebenso soll er sie nicht zum Studiren erziehen, wenn er nicht im Stande ist, ihnen ein jährliches Einkommen zu sichern, mit welchem sie so, wie es der Begriff des Studenten fordert, leben können. Ganz im Gegensatz zu Dem, was ich bei dem Knaben für rathsam erklärte, fordere ich hier, dass der Wechsel des Studenten unwiderruflich fest sei. «So und so viel *pro* Semester, alle Ferien ein offenes Haus bei mir und damit Basta!» Kann der Vater und will er einmal etwas hinzufügen, so überrasche er den Sohn, wenn der in den Ferien kommt, mit einem kostbaren Werk oder Instrument, oder, wenn der Cursus zu Ende ist, damit,

dass er ihm eine wissenschaftliche Reise möglich macht; sonst sei die jährliche Summe ganz fest bestimmt, sodass der Student nicht nur wisse: so und so viel habe ich, sondern auch: so viel werde ich im nächsten Semester haben. Dieses sein Jährliches ist ganz sein, und er verhält sich dazu wie ein Mündiger zu einem Erbtheil. Die Dankbarkeit gegen den Erblasser schliesst nicht aus, dass er ganz beliebig mit dem Erbtheil schalte und walte. Wenn darum hinsichtlich des Taschengeldes ich vom Vater forderte, dass derselbe die Ausgaben controlire, so wird dagegen hier gesagt werden müssen, dass der Sohn dem Vater durchaus keine Rechenschaft darüber schuldig ist, wie er nicht des Vaters, sondern sein e i g e n e s Geld anwendet. Will er es sich vom Munde abhungern, um Reitstunden zu nehmen, eine erbärmliche Stube bewohnen, um eine Ferienreise zu machen, oder um Glacéhandschuhe zu tragen, so ist das seine Sache, die Niemand weiter etwas angeht. Eben weil der Student aber weiss, dass er auch im nächsten Semester so und so viel haben werde, eben deswegen wird es auch nicht gleich beurtheilt werden dürfen, ob ein Schüler oder ob ein Student Schulden macht. Jenes habe ich einer Lüge verglichen, es war wirklich ein Verbrechen. Unrecht bleibt das Letztere auch, denn der Vater kann sterben, Unglücksfälle eintreten, die es ihm unmöglich machen, im nächsten Semester das Versprochene zu geben, und dann kann der Student sein Wort nicht halten; es ist aber dieses Unrecht hier viel eher als Unbedachtsamkeit und Leichtsinn zu qualificiren, während es dort sich um Solches handelt, was gar keine Entschuldigung zulässt. In der Knabenzeit den Sohn daran gewöhnen, Schuldenmachen als V e r b r e c h e n anzusehen, in den Studentenjahren ihm so viel geben, als man vermag, aber n i e Zuschuss bewilligen, ist das beste Mittel, den Studenten vom Schuldenmachen abzuhalten oder zu entwöhnen. Im zweiten und dritten Semester sehr krumm liegen, weil man im ersten sich zu sehr gestreckt hat, ist Manchem eine Schule geworden. Das sichere feste Einkommen des Studenten fordern wir im Namen der Freiheit. Nur diese Sicherheit, dass er sein hinreichendes Auskommen hat, stellt ihn nämlich so, dass er sich nichts braucht schenken zu lassen; wer aber etwas geschenkt nimmt, ist nicht frei, er fühlt sich dem Schenker

gegenüber verpflichtet und ist also sein Sclave und, wo er undankbar die Verpflichtung vergisst, ein rebellischer Sclave. Frei ist nur Der, welcher sich nichts braucht bieten zu lassen; so steht der wahre Student, welcher sich nichts bieten lässt, weil er genug hat.

Gerade wie eine pathologische Untersuchung nur möglich ist, wo eine physiologische vorausgegangen ist, gerade so habe ich hier zunächst nur entwickelt, wie sich die ökonomischen Verhältnisse des Studenten gestalten werden, wo Alles seinen normalen Gang geht. Die Rücksicht auf die Abweichungen von diesem normalen Gange möchte aber auf keiner deutschen Universität sich als so nothwendig aufdrängen, wie hier in Halle. Mehr als die Hälfte der hier Studirenden sind Theologen, von diesen aber besteht der bei Weitem grössere Theil aus Predigersöhnen. (Ich selbst bin eines Predigers Sohn und bin Pastor gewesen, darum können Sie sicher sein, dass, was ich sage, hervorgegangen ist aus Liebe und Ehrfurcht vor diesem Stande.) Die pecuniäre Lage nun der Mehrzahl unserer Pastoren ist so schauderhaft, dass ich es oft ausgesprochen habe, der wüthendste Feind der Kirche könne, um sie zu ruiniren, kaum bessere Einrichtungen erfinden, als sie leider bei uns stattfinden. Die Folge davon ist, dass die meisten Pastoren bei uns nur die Wahl haben zwischen dem Unglücke des Cölibats und dem Elend, bei spärlichem Einkommen eine zahlreiche Familie zu haben. In Folge dessen finden sich auf unsern Universitäten, namentlich hier in Halle, manche, oft sehr viele Studenten, die mit einer solchen Kleinigkeit auf die Universität kommen, dass man sagen kann, sie haben gar kein fixes Einkommen, geschweige denn ein solches, mit dem sie auskommen können. Die Frage entsteht nun: wie sollen diese es anfangen, damit nicht zu dem ohnedies grossen Unglücke, ein armer Student zu sein, das viel grössere hinzukomme, durch Verlust des Studentenbewusstseins ein blosser Armer zu werden? Da zum Studenten die Freiheit macht, die Freiheit aber, wie wir vorhin gesagt haben, verloren geht, wo man sich etwas bieten (schenken) lässt, so werde ich, im Einklange mit der guten alten Zeit, welche sagte: Armuth schändet nicht, aber Almosennehmen, sagen: auch der arme Student bleibt Student, so lange er sich nichts schenken lässt.

Dies würde ein unbarmherziges Wort sein, wenn es nicht ein Mittel gäbe, ein jedes Geschenk in redlichen Erwerb zu verwandeln, durch Gegenleistung nämlich. Und hierin liegt die Beantwortung unserer Frage, was der arme Student zu thun habe, um doch ein wahrer Student zu bleiben. Muss Einer die Schuld des leichtsinnigen Vaters oder unglücklicher Verhältnisse tragen, indem er ein Student ohne festes Einkommen ist, so erwerbe er, d. h. er leiste. Es ist nun nicht zu leugnen, dass manche Erwerbsquelle, die sich früher oder auch an andern Orten dem Studirenden eröffnete, heutzutage und hier ihm nicht fliesst. Was jeder Student leisten kann, ist alles Das, was nur gründliche Schulbildung voraussetzt; so hat sich in früherer Zeit Mancher auf der Universität durchgeschlagen, indem er die Correctur gelehrter Werke für eine Buchdruckerei übernahm, oder Kindern Unterricht ertheilte. Das Erstere hat fast ganz aufgehört, indem der Factor der Druckerei die Correctur, der Autor die Revision besorgt. Was das Zweite betrifft, so ist es Sitte geworden, die Kinder schon ganz früh in die öffentliche Schule zu schicken, die Concurrenz hat weiter den Preis der Unterrichtsstunden sehr gedrückt, endlich hört jetzt der Student viel mehr Stunden als früher, — kurz, unter den so vielen armen Studenten ist höchst selten einer so glücklich, sich Wohnung und Tisch dadurch zu schaffen, dass er die Arbeiten der Kinder beaufsichtigt. Eine Einrichtung, die ich auf einer ausländischen Universität gefunden habe, dass der Staat jedem Mediciner, der sich dazu meldete, für das Quadriennium, dem Philologen für ein Triennium ein anständiges Jährliches gab, wofür sich die Studirenden verpflichteten, nach vollbrachtem Cursus als Aerzte und Lehrer sechs Jahre lang dem Staate zu dienen, wo er sie hinsenden wollte, kann natürlich bei uns, wo Jeder eine solche Anstellung als das Ziel seiner Wünsche ansieht, nicht stattfinden. Eine andere Einrichtung, die mir von einer inländischen Universität bekannt ist, dass wissenschaftliche Arbeiten über selbstgewählte Themata eingeliefert werden konnten, die dann salarirt wurden, haben wir hier in Halle nicht. Dagegen haben wir, wie andere Universitäten und in grösserer Zahl als sie, Stiftungen, durch welche dem unbemittelten Studenten der Mittagstisch und auch mehr oder minder baares Geld für ein oder

mehrere Semester gewährt wird. Wären dies nun wirklich, wie sie genannt werden, *beneficia*, wirkliche Freitische, die der Student lediglich dem Wohlwollen der Collatoren verdankt, so würde ich ihre Existenz beklagen, weil sie unsere Universität mit Solchen bevölkerten, welche Wohlthaten empfangen wollen und der Versuchung ausgesetzt sind, das Mitleid Derer zu erschmeicheln, welche diese Wohlthaten bewilligen. Glücklicher Weise hören sie immer mehr auf, sogenannte wohlthätige Stiftungen, d. h. Schenkanstalten zu sein. So sehr ich, aus später zu entwickelnden Gründen, ein Feind davon bin, dass durch Examina der Fleiss der Studenten controlirt werde, so halte ich es doch für ein Glück, dass die Einrichtung getroffen worden ist, dass der Mittagstisch oder eine halbjährige Geldzahlung nur unter der Bedingung eines Examens bewilligt werde. Ich halte es für ein Glück, nicht weil, woran vielleicht die Urheber jener Massregel gedacht haben, jetzt nur die Fleissigsten beschenkt werden, sondern weil ein Tisch, den Sie durch ein Examen erkauft haben, eben kein Freitisch mehr ist, und Sie also das Gefühl haben, dass Ihnen nichts geschenkt worden ist, Sie das Geld, welches Sie haben, als ein erarbeitetes ansehen dürfen. Dies ist auch der allereinzige Gesichtspunkt, aus welchem ich die jährlichen Preisaufgaben, welche sonst manche Schattenseite, namentlich die, dass junge Männer zu früh zur Schriftstellerei kommen, darbieten, zweckmässig finde. Sie geben dem Studirenden die Möglichkeit, eine für den Armen nicht ganz unbedeutende Summe ehrlich zu erwerben, indem man nicht, wie im Unterrichtgeben oder Corrigiren, mit Allotrien sich beschäftigt, sondern gerade in seinem Fache arbeitet, und setzen also den Unbemittelten in Stand, ganz wie der Bemitteltere zu sagen: ich bin ein freier Mensch, denn ich nehme nichts geschenkt. Eben darum kann ich auch nicht umhin, meine Betrübniss auszusprechen, dass bei uns, wenn zehn bis fünfzehn Geldbewilligungen von je fünfzehn, zehn, ja — es ist eine Schande es auszusprechen — von fünf und drei Thalern zu ertheilen sind, mehr als hundert Petitionen einlaufen, während es vorkommt, dass in einem Jahre für die theologische Aufgabe und für zwei philosophische sich nicht ein Bewerber meldet, obgleich wenigstens die letztern mit Absicht so eingerichtet wa-

ren, dass ein angestrengtes Arbeiten von einigen Wochen fünfzig, vielleicht hundert Thaler einbrachte, die nicht erbeten, sondern erarbeitet waren.

Ich weiss sehr gut, dass, was ich eben ausgesprochen habe, Ihnen nicht in den Ohren kitzeln kann. Vielleicht habe ich sogar Manchen von Ihnen durch Das, was ich eben ausgesprochen habe, gekränkt. Ich habe aber es auszusprechen erstlich deswegen ein Recht, weil, obgleich ich die Universität vor einem Menschenalter verliess, ich nie aufgehört habe, wo es die Ehre gilt, wie ein Student zu fühlen, und weil ich der Ansicht bin, dass, wen man achtet, man auch tadeln darf. (Wen man verachtet, den behandelt man *en canaille*, d. h. man schmeichelt ihm, wenn man nicht mächtig genug ist, ihn zu prügeln.) Ich habe aber dazu zweitens die Pflicht. Ich habe schon bemerkt, dass Sie einmal die eigentliche Aristokratie Deutschlands, die der studirten Leute, mit bilden werden. Von oben her, bei der Aristokratie, beginnen nach einem sehr begreiflichen Gesetze alle Reformen und Revolutionen, Wie Sie einst denken werden, so wird eine oder einige Generationen später die Mehrzahl der niedriger Stehenden denken. Nun gibt es aber bei diesen einen Punkt, wo reformirt und regenerirt werden muss, wenn nicht unser ganzes Volk ganz herunterkommen soll. Es handelt sich darum, den Grundsatz, den ich vorhin als den der alten guten Zeit bezeichnete, unserm Volke wieder einzuimpfen, dass Armuth keine Schande ist, wohl aber Almosen nehmen oder gar erbitten. Dieser Grundsatz ist und wird immer mehr vergessen, und zwar durch Schuld der höhern und vornehmern Stände. Bei diesen ist es nämlich allmälig dazu gekommen, dass es als Zeichen der Vornehmheit und Christlichkeit gilt, wenn man ohne Erröthen zu betteln versteht. Hier stirbt einem Bürger eine Kuh, — augenblicklich wird in höhern Kreisen gebettelt. Hier fällt es Einem ein, liederliche Handwerksgesellen tugendhaft zu machen; ohne Geld thun die das nicht, also man bettelt Geld zusammen. Da feiert irgend ein verdienter Mann sein Jubiläum; Verdienste ohne einen silbernen Pocal sind unserer poculirenden Zeit ein hölzernes Eisen, die Bettelliste geht umher bei Leuten, die jenen Ehrenmann nie sahen und nie etwas mit ihm zu theilen hatten.

In den feinsten und höchsten Kreisen ist es so weit gekommen, dass man nie in Gesellschaft gehen kann, ohne (wie man sich mit Pfennigen versieht, wenn man über die böhmische Grenze geht) Geld, viel Geld mitzunehmen, weil man gefasst sein muss, dass hier eine Präsidentin, dort eine Gräfin oder noch Höheres mit Loosen zu wohlthätigen Zwecken oder ganz simpel mit dem sammelnden Teller herumgehen wird. Sie betteln, und weil bei ihrer Stellung man ihnen nichts abschlagen darf, ist es ein Betteln mit dem drohenden Knittel in der Hand, es ist purer Zwang, «sanfter Communismus», wie ein geistreicher Freund es einst nannte. Wenn aber nun der gemeine Mann sieht, wie die Vornehmen, wie Gräfinnen und Prinzessinen betteln, wie soll es ihm wohl einfallen, schamroth zu werden, wenn er auch nach dem Bettelsack greift? Den Einwand, dass jene es nicht für sich selber thun, den wird er schwerlich gelten lassen, sondern sich sagen, dass das Brod, welches er sich für das erbettelte Geld kaufte, und die Freude jener Gräfin, der Armuth geholfen zu haben, Beides — Genuss gewährt. Nicht nur aber, weil sie zur Nachahmung reizen, depraviren die durch unsere hohen Herrschaften veranstalteten Betteleien, sondern indem sie direct die edelsten Empfindungen in den Empfängern der Wohlthat ertödten. Wenn früher Einer ein Almosen empfing, das ihm ein mitleidiger Mensch gab, so war ausser dem Demüthigenden, was das Empfangen für Jeden hat, es das mit der Demuth nahe verwandte Dankgefühl, was ihn beseelte. Heute, wo er die Unterstützung empfängt von einem Verein, nicht einer wirklichen Person, geht es den meisten Almosenempfängern ihrem Wohlthäter gegenüber so, wie es wohl mit sonst ganz rechtlichen Menschen geht, die sich den Staat zu übervortheilen gar kein Gewissen machen. Behorchen Sie einmal die Gespräche Derer, die auf der Vereinscasse ihr Almosen empfangen haben, beobachten Sie die Art, mit welcher Suppen- und Holzmarken in Empfang genommen werden, und Sie werden mir Recht geben, wenn ich sage: seit nicht mehr Menschen, sondern Hülfsvereine die Wohlthaten erweisen, wird der dankbare Sinn des Empfängers ebenso immer seltener, wie die Verschämtheit beim Empfangen. Und wo diese noch existiren sollte, fängt man an, eigene Anstalten zu errichten, die

ihr den Tod drohen. Ich meine die Unterstützungsanstalten für verschämte Arme, d. h. für solche, die sich, im Gegensatz zu jenem Grundsatze der alten Zeit, nicht schämen Almosen zu nehmen, aber wohl schämen arm zu sein, sodass ich jene Anstalten wahre Unverschämtheitsschulen nennen möchte. — Wohin muss dies führen, wenn oben und unten das Betteln als eine ganz natürliche Sache angesehen wird, ja wozu hat es bereits geführt? Ein geistreicher Franzose erzählt, wie er nach Deutschland gekommen, sei das Wort «Trinkgeld» das gewesen, welches er am häufigsten vernommen habe. Es ist dies leider nicht nur richtig hinsichtlich der Packträger, Hausknechte, Kellner u. s. w., an die jener Schriftsteller besonders denkt. Nein, «Trinkgeld!», d. h. «Schenken Sie mir etwas», ist bei uns so die allgemeine Losung geworden, dass, wenn das in der bisherigen Progression fortgeht, die Devise Deutschlands «Trinkgeld» lauten wird, und auf seinem Grenzpfahl stehen wird: «Grosse Bettelanstalt.» Dass Einer mit Dem sich begnügt, was ihm zukommt, wird immer mehr eine Seltenheit. Der Droschkenkutscher, dem Sie seine Marke bezahlen, verlangt sein Trinkgeld, der Junge, der Ihnen die Stiefel vom Schuhmacher, die Bücher vom Buchbinder bringt, er will dafür noch ein Geschenk haben, der Lotteriecontroleur, der den Gewinn abliefert, erwartet (sagt man, denn ich habe hierin keine Erfahrung) etwas geschenkt zu bekommen, der Schullehrer, der seine Pflicht thut, erwartet ausser seiner Besoldung ein Geschenk, der Professor Titel, und mancher Professor denkt, weil er nicht gewissenlos war, müsse er nothwendig ein Trinkgeld ins Knopfloch bekommen. In demselben Masse aber, als dies um sich greift, wird die Zahl Derer seltener, welche Kühnheit genug haben, ihre Rechte zu behaupten und jedes Attentat dagegen abzuwehren. Es ist dies begreiflich. Nicht zufällig heisst «sich bieten lassen» ebenso wohl: sich beschenken, als: sich malträtiren lassen. Beides hängt zusammen wie die concave und convexe Seite eines Uhrglases. Wer Geschenke annimmt oder gar erbettelt, mit dem ist Alles zu machen, der lässt sich eben etwas bieten. — Warum ich nun Ihnen dies Alles sage, warum vor Studenten diese Jeremiade anstelle über Gräfinnen und vornehme Herrschaften? Weil Sie einmal mit zu den Tonangebern in unserm Vaterlande gehören

werden, und weil, wenn bei Ihnen in den Jahren, wo sich der Charakter decidirt, dies *in succum et sanguinem* vertirt wurde: Nur nichts geschenkt nehmen! der grössere oder kleinere Kreis, den Sie einst beherrschen, ebenso denken wird. Mögen Die unter Ihnen, die einst Präsidenten werden, wenn sie es sind und sie eben eine Subscriptionsliste unter ihren Räthen umhergehen lassen wollen, oder ihre Frauen den Teller ergreifen, um bei den versammelten Frauen der ihnen untergebenen Räthe eine Zwangsanleihe zu machen, an die heutige Stunde denken, die Liste zerreissen und den Teller in den Porcellanschrank setzen, — dann ist die heutige Stunde nicht unnütz gewesen. Ich werde es nicht erleben, aber die Zeit wird kommen, wo man diesen Bettelassociationen entgegentreten wird, sei es auch durch eine Anti-Betteleien-Association. Vielleicht werden Sie sie gründen, vielleicht, was mir lieber wäre, ohne einen solchen Verein durch Ihr Beispiel zeigen, dass es in Deutschland und namentlich unter den deutschen Gelehrten genug Leute gibt, die das Betteln für eine Schande halten, darum aber auch eine Widerlegung sind jenes bekannten, von einem Könige gesprochenen Wortes, dass Federvieh für Geld überall zu haben sei. Um dies zu können, prägen Sie sich schon jetzt, wo Sie angehende Gelehrte sind, als unerschütterlichen Grundsatz ein: Nur nichts sich bieten lassen! Weder Geschenke noch Beleidigungen!

Nach diesem Excurs in das pathologische Gebiet kehre ich zu der physiologischen Betrachtung des Verhältnisses zurück, in dem der Student zum Hause, zur Familie steht. Es kann nach dem bisher Gesagten der Anschein entstehen, als wünsche ich, der Student solle ausser den Ferien allem Familienleben entsagen. Dies ist nun nicht meine Meinung. Ich fordere nur, dass er nicht zum Umgange mit einer Familie determinirt, genöthigt sei, und dies wäre doch offenbar, wenn er sich mit seiner eigenen Familie an einem Orte oder gar unter einem Dache befände. Dem Knaben sowohl als dem Manne ist, in welchen Häusern er verkehrt, vorgeschrieben. Jenem durch den Vater, der, wenn er auch nichts gegen Strassen- und Klassenfreundschaften hat, doch nicht dulden wird, dass der Sohn in Häusern verkehrt, die ihm unbekannt sind, oder dass er nicht mitwill, wenn die

ganze Familie ein befreundetes Haus besucht. Der Vater selbst wieder ist durch seine Heirath mit den Verwandten seiner Frau in Verkehr gekommen und darf ihn nicht abbrechen, auch wenn sie ihm nicht sehr gefielen. Er ist ein vernünftiger Mann, welcher einsieht, dass, wer A gesagt hat, auch B sagen muss, und dass, wer heirathet, mehr oder minder eine ganze Sippschaft in den Kauf bekommt. Ganz anders verhält es sich mit dem Studenten. Weder findet der sich in einem Hause, noch gründet er sich eines, sondern er sucht sich seine Häuser ganz wie es ihm beliebt. Was nun die Möglichkeit des Zutrittes betrifft, und wo dieser für den Studenten am wünschenswerthesten, so haben Einige gesagt: das Natürlichste sei der Umgang mit Denen, wo man seine Wohnung genommen hat, also mit der Familie des Hauswirths. Ich finde es charakteristisch, dass der Schulmann *Diesterweg* in seiner (von dem Professor *Leo* sehr gut abgefertigten) Schrift darauf sehr grosses Gewicht legt. Für den Schulknaben, welcher Accidens an einem Hause sein soll, ist wirklich, wenn er nicht im elterlichen Hause wohnt, der Umgang mit dem Kostgeber der natürliche. Was aber für den Schulknaben das Beste ist, davon muss man zum Voraus vermuthen, dass es für den Studenten nicht passend sein werde. Namentlich hier bei uns ist jener Rath gewiss nicht gut, wo die Hauswirthe gewöhnlich in ihrem Bildungszustande weit unter dem Studenten stehen und blos aus Geldspeculation die Zimmer vermiethen, wenn sie nicht gar damit die Speculation verbinden, dass die Tochter zuerst aufwartet und zuletzt einen «Studirten» zum Mann bekommt. Andere wieder empfehlen vor Allem den Umgang in Häusern, welche den Eltern verwandt oder bekannt sind. Ich halte es gleichfalls für zweckmässig, wenn die Eltern solche Häuser in der Universitätsstadt haben, dass sie durch Empfehlungsbriefe dem Studenten es möglich machen, sich daselbst einzuführen. Nur jeden Zwang will ich entfernt wissen; man mache es ihm nicht zur Pflicht, die Briefe abzugeben, und binde ihn nicht so, dass es als Impietät erscheint, wenn er den Umgang abbricht. Ob er ihn fortsetzt, darüber soll nur Eines entscheiden: dass er sich in diesem Hause gefällt, und nicht irgend eine äussere Rücksicht. Dies nun vergessen Die, welche dem Studenten besonders zur Pflicht machen,

Zutritt in den Familien der Professoren zu suchen, bei denen er Vorlesungen hört. Wo dies geschieht, treten gar zu leicht genannte Nebenrücksichten ein, die aus einem solchen Umgange eine Kette machen können. Es ist schon oft vorgekommen, dass ein junger Mann Jahre lang in einem Hause mit der grössten Ueberwindung und ohne allen Nutzen verkehrte, blos weil die Vorlesungen des Professors ihm nothwendig waren oder ihn ansprachen, was doch mit dessen Frau und Fräulein Töchtern in gar keinem sachlichen Zusammenhang steht. (Nur von dem Hause des Professors ist hier die Rede. Was den Verkehr des Studenten mit dem Professor als solchem betrifft, so kommt dieser an einer andern Stelle zur Sprache.) Als das Allerrathsamste sehe ich den Umgang des Studenten in solchen Häusern (ich spreche absichtlich im Plural) an, deren Söhne seine Freunde sind. Hier wird es ihm leicht sein, Zutritt zu gewinnen, denn dem Freunde des Sohnes oder Bruders kommt man freundlich und zutraulich entgegen; zugleich ist er hier ganz ohne äussern Zwang eingetreten und lernt, was wesentlich ist, ganz fremde Kreise kennen, in denen Familien-, vielleicht Standes-, ja, wenn es eine ausländische Universität ist, Staatstraditionen ganz andere sind als seine. Mit dem Vater und der Mutter bildet sich das vertrauensvolle Verhältniss zu fast elterlichen Rathgebern aus. Zugleich aber bietet ein solcher Verkehr Gelegenheit zu einem Verhältniss, das von dem segensreichsten sittlichen Einfluss werden kann. Ich meine das Verhältniss zu den Schwestern des Freundes. Wenn das gesellige Zusammentreffen mit Individuen des weiblichen Geschlechts die Unbefangenheit des Benehmens gewinnen half (S. 64), so ist dagegen für die Ausbildung der zartern Seiten des sittlichen Charakters kaum irgend etwas wichtiger, als der freundschaftliche Verkehr mit der Schwester des Freundes. Es steht nämlich dieses Verhältniss in der Mitte zwischen dem ganz geschlechtslosen zur eigenen Schwester und dem zur Braut, in welchem die geschlechtliche Beziehung beginnt. Es ist in demselben nicht, wie in dem erstern Verhältniss, jede sinnliche Regung wegen der Stimme des Blutes unmöglich, und dennoch fehlt sie, weil man des Freundes Schwester, gleichsam als durch Wahl eigene, heilig halten will. Hier lernt also der junge Mann

mit einem weiblichen Wesen vertraut sein, weil sie und weil das Haus ihm vertraut, er lernt die Heiligkeit der Sitte achten und der Cultus unbefleckter Häuslichkeit wird ihm zur Gewohnheit. Der Umgang mit einem weiblichen Wesen, das wir achten, lässt Achtung gewinnen vor dem ganzen weiblichen Geschlecht. Und auf der andern Seite, wenn das Verlangen entsteht, seine innersten Empfindungen nicht einem Freunde, sondern einem weiblichen Wesen mitzutheilen, das nicht Natur, sondern eigene Wahl zur Vertrauten machte, so ist eine Freundin da, die mehr gewährt, als eine verworfene Creatur, die ihrer Larve wegen gefällt. Jenes Verhältniss ist darum einer der stärksten Dämme gegen sexuelle Versündigungen. Einer, nicht der einzige, nicht einmal der stärkste, denn sonst wären Die, welche keine solchen Familienverbindungen sich eröffneten, der Versuchung preisgegeben. Der allerstärkste und Allen gleich sehr sich darbietende Damm dagegen liegt in der intellectuellen Beschäftigung, im fleissigen Arbeiten, denn dieses schafft den Grund der Liederlichkeit fort. Dieser wird von Verführern und Liederlichen, die sich entschuldigen wollen, sehr gern in die Ueberfülle physischer Kraft gesetzt. Wer aber noch zweifeln wollte, dass nie die starken Lenden liederlich machen, sondern immer der hohle leere Kopf, der braucht nur unsere *commis voyageurs* anzusehen und dabei anzuhören, wenn sie ihre erotischen Heldenthaten in Postkutschen und auf Eisenbahnen ausposaunen. Wer fleissig studirt, sodass er sich nie langweilt, und wer dabei so glücklich ist, Umgang zu haben mit einem weiblichen Wesen, das er hübsch findet, aber doch noch sacrosancter als hübsch, der wird, ohne sich gegen die Penaten eines Hauses vergangen zu haben, einmal reine Hände zu den seinigen emporstrecken können.

Ich fasse, was bisher gesagt wurde, kurz so zusammen: Der Knabe findet sich in einem Hause, der Mann hat sich sein eigenes Haus gegründet, der Student wählt und sucht sich seine Häuser.

Sechste Vorlesung.

Die zweite sittliche Gemeinschaft, der Jeder angehört, die bürgerliche Gesellschaft, bildet gewissermassen den diametralen Gegensatz zur Familie. Wenn hier es der natürliche Zug des Herzens war, welcher zur hingebenden Liebe die einzelnen Glieder verbindet, so ist dagegen die bürgerliche Gesellschaft, wie sie uns z. B. in einer Commun, einer Stadt entgegentritt, ein künstliches Ganzes, zu welchem sich die Glieder (Familie, Häuser) verbunden haben um ihres Interesses willen, zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Damit aber würde die bürgerliche Gesellschaft ganz den sittlichen Charakter eingebüsst haben, nur wie eine Actiengesellschaft erscheinen, wenn nicht auch in ihr diejenige Gesinnung nothwendig wäre und herrschte, die mit dem Worte Glauben (*fides*) bezeichnet werden kann. Glaube, *fides*, verband auch die Ehegatten und Familienglieder, nur war es dort ein sich Angeloben Dessen und wieder ein Vertrauen auf Das, was den innersten Kern der Persönlichkeit ausmacht; hier dagegen hat die *fides* zu ihrem Inhalte das Interesse und die Befriedigung. Dies gibt den höchst merkwürdigen Begriff des Credits, der, wie schon das Wort andeutet, ein über die die Gesinnung frei lassende Rechtssphäre hinausgehender Begriff ist. Der Credit eines Mannes besteht in dem Glauben und Vertrauen, dass er nicht werde sein Belieben allein entscheiden lassen, sondern Das, was allgemein gewollt wird. Darum hat ihn nur Der, von dem man weiss, dass er sich nicht egoistisch isoliren, sondern auch zum allgemeinen Wohl beitragen wird. Im entgegengesetzten Falle traut man, creditirt man ihm nicht. Nur durch den Credit, das gegenseitige Vertrauen besteht die bürgerliche Gesellschaft, darum wird, ob es mit ihr wohl steht, d. h. ihr Wohlstand davon abhängen, dass selbst Den, welcher egoistisch blos geniessen wollte, die Einrichtungen dahin bringen, dass er im Befriedigen dieses Interesses zum allgemeinen Wohl beisteuert. Diese Einrichtung ist, was man Besteuerung nennt, worunter also gar nichts Anderes zu verstehen ist, als das Gebundensein des Genusses

an das zum allgemeinen Wohle Beisteuern, oder die Unmöglichkeit, ohne Leistung zu geniessen. Wenn man daher bei dem Worte Besteuerung nur an Geldabgaben denkt, so ist dies nicht richtig, da, wer zu Naturalleistungen herangezogen wird, ebenso beisteuert; es findet aber darin seine Erklärung, dass für alles der Gemeinde Geleistete und zu Leistende es Aequivalente gibt, und es also zuletzt ihr nur darauf ankommt, das allgemeine Aequivalent für Alles, Geld, zu erhalten.

Es fragt sich: wie wird hinsichtlich der Besteuerung der Student seinem Begriffe gemäss gestellt sein? Das Kind als blosses Accidens des Hauses existirt für die bürgerliche Gesellschaft gar nicht als ein leistungsfähiges Wesen. Das Haus steuert bei, es als ein Ganzes, die Kinder thun das so wenig als der Hausrath, sondern der Vater zahlt, je mehr Gott ihm Kinder schenkt, oder je mehr er sich Hausrath anschafft, direct oder indirect um so mehr Steuer. Beides ist in einer gut eingerichteten Gemeinde ein sehr theurer Genuss. Der wieder, welcher entweder als wirkliches Haupt einer Familie, oder wenigstens als potentielle Familie der Genüsse des Hausbesitzers, Wahlmannes, Meisters u. s. w. sich erfreut, erkauft diese Genüsse durch die regelmässigen Steuern. Der Student ist in der Commune, wo sich die Universität befindet, nur temporärer Einwohner, wie jeder durchreisende Fremde, nur dass sein Aufenthalt etwas länger dauert. Es ist darum vollkommen in der Ordnung, dass von ihm nur d i e Steuern erhoben werden, welche auch der Fremde bezahlt, die indirecten. Bedenkt man, wie viel der Student zur Mahl- und Schlachtsteuer, wie viel zur Erhaltung der Speise- und Bierwirthe beisteuert, so wird man sicherlich ihn nicht als unbillig bevorzugt ansehen und etwa den Vorschlag machen, die Einkommensteuer auch auf den Studenten auszudehnen.

Wichtiger, eben deswegen einer ausführlichern Beantwortung werth ist die Frage: wie der Student zu den organischen Bestandtheilen der bürgerlichen Gesellschaft steht? Besteht das Leben und Wohlsein der bürgerlichen Gesellschaft in der sittlichen Befriedigung der Bedürfnisse, so lassen sich in ihrem Leben drei Functionen unterscheiden. Erstlich muss der Stoff producirt werden, durch dessen Consumtion

die Befriedigung möglich ist. Dann muss, da die Bedürfnisse des Menschen immer künstlicher werden, sodass kaum irgend ein Rohstoff Befriedigung gewährt, derselbe verarbeitet und in dieser Gestalt an den Consumenten gebracht werden. Endlich muss dieses so Verarbeitete verbraucht, consumirt werden. Je mächtiger diese Circulation, um so kräftiger das Leben, um so grösser der Wohlstand der bürgerlichen Gesellschaft. Wie aber schon die Natur uns zeigt, bedarf jede Function ihres Organs und geht um so vollkommener vor sich, je exclusiver ein Organ nur dieser Function dient. Darum gliedern sich auch die eben genannten Functionen der bürgerlichen Gesellschaft in verschiedene Berufskreise. Wären die einzelnen Individuen mit diesen Kreisen durch Zwang verbunden, etwa durch Geburt, sodass gar keine Möglichkeit da wäre, aus diesem seinem Kreise herauszutreten, so hätte man Kastenunterschiede, welche, wenn sie auch die Geister beherrschen, den Kastengeist erzeugen. Der Kastenunterschied verschwindet und macht dem Standesunterschiede Platz, wenn an die Stelle der unüberwindlichen natürlichen Unterschiede solche treten, die künstlich, durch Freiheit überwunden werden können. Ebenso ist aber damit das innerliche, ganz und gar in seinem Stande Leben nicht mehr Kastengeist, sondern Standesbewusstsein, Standesgesinnung.

Unter den vom Begriff der bürgerlichen Gesellschaft postulirten Ständen tritt uns zuerst der Stand der Production entgegen, welcher die Rohstoffe hervorbringt, die selbst nicht blosse Naturproducte sind, sondern (wie die organischen Radicale etwas Zusammengesetztes) künstlich Hervorgebrachtes, Veredeltes. Diese Stoffe sind für die Nahrung die Cerealien, Hausthiere, das essbare Wild u. s. w., für die Kleidung Wolle, Leinen u. s. w., für die Wohnung Bauholz, Backsteine u. dgl. Dieser Stand ist an den Boden gewiesen, und wir nennen den *glebae adscriptus*, dem zugleich die *gleba adscripta* ist, diesen innerlich und äusserlich mit dem Boden Verwachsenen, den Bauer, das Wort in diesem weiten Sinne genommen, in welchem die englischen Lords es nehmen, wenn sie bei feierlichen Gelegenheiten sich die Bauern von England nennen. Die Landbesitzer, metonymisch das Land genannt, sind besonders die Träger

der Gesinnung, die wir (in demselben Sinne, wie wir das Wort von Metallen brauchen) die gediegene, edle nennen. Sie ist durch den Widerstand charakterisirt, den sie der Verbindung mit neuen Elementen entgegenstellt. Die Pietät ist hier zu Hause: Geld und Verstand können Sonnenschein und Regen nicht schaffen, das drängt sich dem Landmann tagtäglich auf. Ebenso entwickelt sich die Pietät, mit der der Landmann an der Scholle hängt, die seine Urahnen bereits besassen. Bezeichnet das Wort «gut» so viel als: seinem Begriffe entsprechend, so ist es nicht zu verwundern, dass hier ein gutes Haus, eine gute Familie so viel heisst als: eine alte, dass ein «guter Leute Kind» dem «Hergelaufenen» entgegengesetzt wird. Dies ist das Normale in grossen wie in kleinen Verhältnissen; wie der wahre Edelmann nur ein Bauer im Grossen ist, so jeder wahre Bauer ein kleiner Edelmann, der ebenso (heutzutage vielleicht mehr als mancher Edelmann) auf seinen unbefleckten Stammbaum hält, in dem blos gute Namen prangen. — Einen ganz andern Charakter hat der zweite Stand, dessen Bestimmung ist, die Rohstoffe verarbeitet an den Mann zu bringen. Wir nennen ihn den Stand der Gewerbtreibenden und verstehen darunter den Handwerker, den Kaufmann, endlich den Beides in sich vereinigenden Fabrikanten. Da es sich hier um die stets wechselnden Bedürfnisse handelt, so tritt der Unternehmungsgeist, die rasche Entschlossenheit, die kluge Berechnung in den Vordergrund. Eben darum findet der Neuerungsgeist in diesem Stande vorzüglich seine Stätte. Da der Massstab, ob man richtig calculirt habe, in dem Ertrage, im Gelde gegeben ist, und wieder ohne Geld nichts unternommen werden kann, so ist es begreiflich, dass hier das Geld eine so grosse Rolle spielt. Darum bekommt das Wort «gut» hier eine ganz andere Bedeutung. Ein gutes Haus heisst hier ein reiches, und wenn ein Hamburger Kaufmann von der Braut seines Sohnes sagt: Das Mädchen ist gut, so meint er, sie hat Geld. Nicht bezahlen können erscheint hier als die grösste Schande. In diesem Stande prägt sich das Eigenthümliche der bürgerlichen Gesellschaft vorzugsweise aus; während bei dem Stande des Landmanns sich das Familienprincip innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft geltend machte, ist der Gewerbtreibende der Bürger *par*

excellence. Uebrigens ist es erklärlich, dass diese beiden Stände einen Gegensatz darbieten, der bei innerer Beschränktheit leicht zum Adelshass auf der einen Seite und zur Verachtung der Krämer und des Industrialismus auf der andern Seite führen kann. Der alterthümliche Edel- und der Bauerhof bieten den grössten Contrast zum städtischen modernen Leben. — Zu diesen beiden Ständen kommt, da es sich drittens darum handelt, dass das Producirte und Verarbeitete auch consumirt werde, noch ein dritter hinzu. Dieser kann, insofern Alle consumiren, der allgemeine, sofern er die Bestimmung jener beiden nicht, wohl aber sie zu seiner Voraussetzung hat, der höhere, endlich sofern er für die ideellen Interessen sorgt, vermöge welcher die bürgerliche Gesellschaft auf höhere Gebiete hinweist, der Stand der höhern Bildung genannt werden, weil die Bildung mit der Vielseitigkeit der Bedürfnisse und Interessen wächst. (Der roheste Mensch hat die wenigsten Bedürfnisse.) Eben darum wird dieser Stand gebildet durch die grössern Landbesitzer (die Gutsherren, die Edelleute im engern Sinne), ferner durch die grössern, eben darum bedürfnissvollern und gebildetern Gewerbtreibenden (die Banquiers, Fabrikbesitzer u.s.w.), endlich durch Die, welche ihre ganze Bestimmung darein setzen, den ideellen Interessen zu leben, wie Beamte, Künstler, Gelehrte u. s. w. Wenn in dem ersten Stande das Familienelement, in dem zweiten das der bürgerlichen Gesellschaft besonders hervortrat, so hier das über beide hinausgehende politische. Daher die politische Wirksamkeit mit Recht ihnen übertragen wird. Der wahre Musterbauer ist schwerlich ein guter Deputirter. Mit der ganz andern Bestimmung dieses Standes bekommt natürlich das Wort «gut» abermals eine andere Bedeutung. Hier heisst ein gutes Haus ein feines, ein gebildetes, ein solches, welches die höhern Interessen repräsentirt und fördert, sei es nun, indem durch schöne Geselligkeit auf innere Verfeinerung hingewirkt wird, sei es, dass durch künstlerische und wissenschaftliche Thätigkeit dem Versinken in praktischen Materialismus entgegengetreten wird. — Wenn der äussere Wohlstand der bürgerlichen Gesellschaft davon abhängt, dass durch das gehörige Verhältniss von Producenten und Consumenten die Circulation rasch und ungestört vor sich gehe, so steht es inner-

lich wohl mit ihr, wenn Jeder mit Wissen und Willen seine Stelle ausfüllt und ebenso mit Wissen und Willen diese seine Stelle als die eines Gliedes am Ganzen behauptet. Das gibt, was wir Gemeinsinn nennen, welcher ganz das Analogon bildet zum ungestörten Gemeingefühl in einem gesunden Organismus. Es sind darin zugleich zwei Momente gesetzt, die, wenn sie einseitig hervortreten, in entgegengesetzter Weise die Gesundheit gefährden. Es kann nämlich eine Gesinnung sich ausbilden, wo nur der eigenen Stelle Werth beigelegt, das Ganze nicht als Zweck, sondern als Mittel für die Annehmlichkeit des eigenen Standes angesehen wird. Da haben wir eine Gebundenheit wie die des Paria, aber nur nach innen geschlagen; es ist dies der Standeshochmuth, wo der sich Ueberhebende dem Kastengeiste verfällt. Auf der andern Seite kann es geschehen, dass Einer auf seinen Stand gar nichts hält, im diametralen Gegensatz zum Hochmuth sich wegwirft, sei es nun, dass er einen andern Stand für besser ansieht und ihn beneidet, sei es, dass er die Eigenthümlichkeit seines Standes verleugnet, um mit den andern zu fraternisiren. Dies gibt nun, was ich commune Gesinnung nenne oder auch Niederträchtigkeit. Diese sehe ich nicht nur im Neide, sondern finde, dass etwas sehr Wahres dem zu Grunde liegt, wenn der gemeine Mann manchmal, wo er sagen will: herablassend, das Wort «niederträchtig» braucht. Der Hochmuth und die Niederträchtigkeit verhalten sich wie die egoistische Entzündung oder gar Verknöcherung eines Gliedes zur Verwesung, in der alle Unterschiede der Gewebe aufhören. Nicht eine Mitte zwischen beiden, sondern die allein gesunde Gesinnung ist die, welche ich am liebsten die aristokratische nenne oder auch die vornehme. Sie enthält dies Beides: erstlich: alle Stände sind gut, was der Kastengeist leugnet, und zweitens: meiner ist der beste, was die commune Gesinnung nicht wahr haben will. Keiner nun von allen Ständen hat so sehr die Bestimmung, den wahren Gemeinsinn in sich zu hegen und in den andern zu verbreiten, als der, welchen wir als den Stand der Bildung bezeichnet haben. Hat diese die Aufgabe, aller Beschränktheit entgegenzutreten, so wird auch Der, welcher dem Stande der Bildung angehört, nicht nur, wie das dem Handwerker

und Bauer erlaubt ist, bei dem Negativen stehen bleiben: Ich möchte kein Schuster sein, und wieder: Um Alles könnte ich nicht Bauer sein, sondern er wird im Stande sein, zugleich diese beiden Stellungen zu begreifen, d. h. zu würdigen.

Die ganze Untersuchung über die verschiedenen Stände ist nur angestellt worden, um uns die Frage zu beantworten: Zu welchem dieser Stände gehört der Student? Die Antwort: zu allen, ist am Ende ebenso richtig wie die: zu keinem derselben. Die Sache ist nämlich die, dass durch eine Standeslosigkeit, wie sie nirgends ihres Gleichen hat, der deutsche Student in die Lage gebracht wird, jene beiden krankhaften Zustände, die wir dem wahren Standesbewusstsein entgegensetzten, zu überwinden und sich zum vornehmen, aristokratischen Bewusstsein in dem Sinne, wie wir dies Wort nehmen, zu erheben. Wir sehen genauer zu, wie dies geschieht. Setzen wir hier zunächst den Fall, der Vater des Studenten sei einer, wie ich ihn jedem Studenten wünsche, der, was er ist, ganz, mit Leib und Seele ist, so ist, je mehr der Knabe an dem Vater gehangen hat, vorauszusetzen, dass dem Studirenden kein Stand mit dem des Vaters zu vergleichen sein wird, er also gar nicht daran zweifelt, dass der Stand des Edelmanns oder Beamten — gleichviel! — der hauptsächlichste Stand im Staate sei. Dies ist, da er so urtheilt, b e v o r er die andern Stände näher hat kennen lernen, Standes v o r u r t h e i l; es ist dies ferner, da doch solche Sicherheit ihm nur eingeredet, noch nicht durch eigene Erfahrung bestätigt ist, eine Beschränktheit, die an den Kastengeist erinnert, und ich möchte diesen Zustand mit dem vergleichen, wo einer festen Substanz durch Schnitte von aussen eine regelmässige Form gegeben ist. Selbst wenn diese Form die eigenthümliche Krystallisationsform dieser Substanz wäre, ist doch eine in Oktaeder-Form geschnittene Kohle oder ein in diese Form gegossenes Stück Schwefel nur durch äussere Determination oktaedrisch. Dies also wäre die Lage eines jungen Mannes, bei dem, weil ihm dieser Stand der beste nur d ü n k t, der Vorzug, den er ihm einräumt, Kaufmanns- oder Junker d ü n k e l wäre. Wie aber, wenn jene Substanzen in Fluss gebracht werden und sie sich nun von innen heraus krystallinisch formen, man trotz der Wieder-

kehr derselben Form ganz etwas Anderes hat, einen herrlichen Diamant, ein schönes Exemplar von Schwefelkrystallen, ganz so möchte es geschehen, dass, nachdem die Standesvorurtheile geschmolzen sind, an ihre Stelle das begründete Urtheil tritt, dieser Stand sei der beste, ein Urtheil, das, weil es sich nicht mehr auf Das stützt, was Einem dünkt, sondern was man weiss, nicht mehr Dünkel ist, sondern berechtigter, intelligenter Standes*stolz*, der mit dem sich überhebenden Hochmuth nichts gemein hat. Es gibt nun wirklich einen solchen Schmelzofen für Standesvorurtheile, und das ist eben das Leben als deutscher Student. Ich sage deutscher, denn von einem solchen völligen Verschwinden der Standes- und Vermögensunterschiede wie bei uns weiss man in keinem andern Lande etwas. Wenn hier ein Neuangekommener gegen den ältern Studenten prahlen wollte, er stamme von einem alten Hause, so könnte er leicht die stolze Antwort erhalten: Ich bin nicht nur *von* einem solchen, sondern bin selber eines. Oder wieder, wenn Einer darauf pochen wollte, seine Firma sei weltbekannt und sein Haus steinreich, so würde sich den letztern Umstand vielleicht Mancher hinter das Ohr schreiben, aber Bücklinge, wie seinem Vater auf der Börse, würde man ihm hier darum nicht machen. In dieser völligen Standeslosigkeit befreundet sich der Student als mit seines Gleichen mit Solchen, die, für den Moment in gleicher Formlosigkeit wie er, sich Jeder in eine Form hineinkrystallisiren werden. Er macht darin die Erfahrung, dass ein so wackerer Mensch wie dieser, während er selbst sich zum Gutsbesitzer ausbildet, mit Leib und Seele Beamter werden kann, beide so, nicht weil sie müssen, sondern weil sie wollen. Wenn die Erfahrung, dass der geachtete Freund aus innerm Drange einen andern Beruf erwählt, davor sicherstellt, diesen andern Beruf zu verachten, dazu bringt, ihm eine Berechtigung zuzugestehen, so wird wieder, dass der eigene Drang nur zu dem einen Ziele hinwies, dies gewiss machen, dass für Einen selbst es nur einen einzigen Beruf und Stand gibt, der Befriedigung gewährt. Beides zusammen nannte ich eben das aristokratische Bewusstsein. In dieser Weise vornehm kann und soll sich Jeder fühlen, und nichts führt so sicher dazu, als das Heraustreten aus der Standeslosigkeit in den selbstgewählten Stand,

auf den man stolz ist, weil man ihn über alle stellt. Die aristokratische Gesinnung verdenkt es auch dem Bierbrauer nicht, wenn er sich darin über die Andern stellt, dass er zu brauen versteht; sie schützt aber auf der andern Seite davor, dass der Professor sich niedrig vorkomme, wenn er von oder mit Ministern oder Fürsten spricht. 'Regieren und herrschen, spricht er in sich, kann ich freilich nicht. Dafür aber könnt ihr beide keinen Doctor creiren, und eine Vorlesung über akademisches Studium halten könnt ihr erst recht nicht. — In der dreijährigen Standeslosigkeit des Studenten schmelzen die Standesvorurtheile und der Kastengeist. Dieser Feind der eigentlichen Standesgesinnung aber ist heutzutage durchaus nicht der am meisten zu fürchtende. Er ist selten geworden. (Vielleicht zu selten, wenn man bedenkt, dass ein uralter Name heutzutage nur sehr Wenige verhindert, ein Stammgut, das Jahrhunderte lang in ihrer Familie war, wenn es nur theuer bezahlt wird, an eine Zuckerfabrik zu verkaufen, und dass man längst angefangen hat, wenn ein Graf eine reiche Bürgerliche heirathet, dies eine gute Partie, wenn eine Arme aus uraltem Geschlechte, dies eine *mésalliance* zu nennen.) Desto häufiger dagegen findet sich heutzutage, was ich die c o m m u n e G e s i n n u n g nannte; beide Formen derselben verbinden sich, sodass es vorkommen konnte, dass Einer in der Nationalversammlung sehr heftig gegen das Unwesen des Adels und der Titel declamirte, während ein Process gegen ihn anhängig war wegen unbefugter Anmassung eines adligen Titels. (Dagegen die Erscheinungen, die früher oft vorkamen, dass Einer den Adel hochschätzte, für sich aber ausschlug, verschwinden immer mehr.) Auch gegen diese Krankheit aber möchte es kaum ein sichreres Mittel geben, als ein mehrjähriges Leben als Student. Wir haben oben das Aufhören der Standesvorurtheile mit dem Schmelzen einer festen Form verglichen, eines oktaedrischen Stücks Schwefel z. B. Gerade wie bei dieser Substanz, wenn sie geschmolzen, dann aber die Krystallisation verhindert wurde, nicht etwa wieder ein harter Körper, sondern eine zähe, lederartige Masse das Resultat ist, welche, soll es anders zu einer festen und bestimmten Form kommen, nochmals geschmolzen werden muss, gerade so hat es sich auch mit Dem verhalten, was wir mit diesem Vor-

gange am Schwefel verglichen. Der beschränkte Kastengeist schmolz an dem Feuer der Intelligenz und Bildung, welches im achtzehnten Jahrhunderte angezündet ward. Im Namen der Intelligenz und Vernunft wurden die Institutionen, aus welchen der beschränkte Standeshochmuth Nahrung gezogen hatte, Fideicommisse und Majorate der Gutsbesitzer, Innungen und Zünfte der Handwerker, Monopole aller Art, bekämpft und abgeschafft. Aber die Neugestaltung, um deren willen allein jenes Abschaffen des Veralteten eine Berechtigung hatte, ist ausgeblieben. Der Schmelzungsprocess, welchen die Geistreichsten und Besten ihrer Zeit begonnen hatten, ist durch die darauf folgende Fluth der Revolution, die jene Neuerer zuerst verschlang, unterbrochen worden und jene lederne Gesinnung daraus hervorgegangen, die sich Rechte und Freiheiten leicht rauben lässt, wenn sie nur den Trost hat, dass Andere es nicht besser haben, die commune Gesinnung, deren consequenteste Frucht der Communismus ist, der nur Gleichheit, und wäre es auch Gleichheit des Elends, fordert. Je mehr die Maximen dieser Gesinnung in unsern Tagen überall laut werden, um so mehr werden sie schon von Knaben eingesogen, und da ist es eine Pflicht der Intelligenz, welche jenen Zustand mit veranlasst hat, vermöge der Anstalt, die lediglich ihrem Cultus gewidmet ist, jenen zweiten Umschmelzungsprocess zu unternehmen, in welchem die vom Communismus angefressenen Geister in einen Zustand gebracht werden, in dem sich ein neuer, besserer Particularismus entwickeln kann, der sein Ziel darein setzt, etwas Besonderes zu sein, und vor nichts eine solche Scheu hat, als vor dem Gemeinen. Indem ich die Art und Weise, wie in dem ganz standeslosen Studenten rein aus dem Studentenleben heraus sich eine Sehnsucht nach einem vornehmen Standesbewusstsein und eine Gewohnheit daran entwickeln kann, einer spätern Untersuchung überlasse, spreche ich die Summe unserer Erörterung über den Stand des Studenten so aus: er hat keinen Stand, um einmal seinem bestimmten Stande als eingefleischtes Glied desselben anzugehören.

Wir haben bis jetzt das Verhältniss des Studenten nur zu der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt betrachtet; der Umstand aber, dass die Universität, welcher er angehört,

sich in einer bestimmten Commune befindet, bringt ihn in ein specifisches Verhältniss gerade zu dieser einen, und es fragt sich: wie muss sich dieses gestalten? Da die Gemeinde nicht eine blosse Summe, sondern ein durch die beseelende Gesinnung lebendiges Ganzes ist, so muss sich dieser Gemeinsinn in jedem bestimmten Gemeinwesen als ganz eigenthümlicher, Leipziger oder Hallischer Communalsinn aussprechen, unter welchem also nur zu verstehen ist, was in jedem wahren Leipziger oder Hallenser so lebt, dass es angetastet reagirt, eine Reaction, die bis zur Ausstossung des antastenden oder sich isolirenden Gliedes gehen kann. Nun aber lässt sich in diesem Communalsinne ein doppeltes Element unterscheiden. Einmal nämlich Solches, was in rein zufälligen Umständen seinen Grund hat, aber dadurch, dass es eine uralte Gewohnheit geworden ist, eine Sanction erhalten hat. Wir wollen dies Herkommen nennen und davon unterscheiden, was, wenn auch verschieden modificirt, doch, weil es aus dem Begriffe der bürgerlichen Gesellschaft folgt, in einer jeden vorkommen muss. Dies Letztere möge die bürgerliche Ordnung genannt werden. Das Halten am blos Herkömmlichen ist nicht ohne Weiteres für Spiessbürgerlichkeit zu erklären. An und für sich liegt etwas Ehrenwerthes in dem Widerwillen des Bürgers gegen Neuerungen. «So ist es von jeher gehalten worden», ist ein ganz respectabler Grund. Dass man ihn als solchen gelten lässt, macht einen Theil der Stärke Alt-Englands aus. Je mehr in unsern Tagen der Staat, dieser Leviathan, der Alles verschlingt, sich auch in das Communalleben hineinmischt, um so mehr kommen die Fälle vor, wo, was der Staat vertritt, mit dem Herkommen der Commune streitet; da jenes nun die allgemeinern Interessen sind, so wird jetzt, aber erst jetzt, das Halten am Herkömmlichen Spiessbürgerlichkeit. Wo dieser Conflict nicht stattfindet, geschieht dies viel später, Herkommen und Ordnung sind viel inniger und bleiben viel länger mit einander verschmolzen, und wer von jenem abweicht, gilt sogleich, vielleicht mit Recht, nicht mehr für einen «ordentlichen» Mann. Für uns ist nun diese Unterscheidung von der grössten Wichtigkeit, denn es folgt aus dem Begriffe des Studenten, dass er zu diesen beiden Seiten des Communalsinnes sich ganz verschieden verhalten muss. Was nämlich

das Herkommen betrifft, so ist gar kein vernünftiger Grund da, warum er Hochachtung vor demselben haben soll. Er ist einmal in den meisten Fällen kein geborenes Glied dieser Commune, von Pietät gegen diese Gebräuche ist also nicht bei ihm die Rede. Zweitens ist er ein Jüngling, dem schon sein Alter verbietet, etwas zu respectiren, nur weil es existirt; den Grund nun gar, er solle etwas schön finden, weil es alt ist, kann er gar nicht statuiren, da er sonst gewohnt ist, das Gegentheil zu finden. Drittens ist er in einer Zeit, wo sich seine Selbstständigkeit ausbilden soll, ein abgesagter Feind aller nivellirenden Uniformität. Kurz, Alles vereinigt sich, um ihn in Dem, was Herkommen ist, nur eine alte Mode sehen zu lassen, die er eben deswegen mit dem Namen von etwas bezeichnet, was eben auch Mode war in alter Zeit, als Zopf. Dergleichen hat keine Gewalt über ihn; und Denen, über welche es eine Gewalt zeigt, legt er im Gefühl seiner Simsonsstärke einen Namen bei, welcher andeutet, dass ihm ein Eselskinnbacken genügt, um deren dreihundert zu Paaren zu treiben. Eben weil der Student nothwendig vom Herkommen wenig halten muss, eben deswegen wird ein höchst unpassender Ort für eine Universität ein solcher sein, wo Herkommen und Ordnung so mit einander verschmolzen sind, dass ein Angriff gegen jenes auch diese antastet. Ich habe darum meine guten Gründe, wenn ich es einen unglücklichen Einfall nenne, der in den vierziger Jahren laut wurde, man solle eine Universität in Hamburg gründen. Eine freie Reichsstadt wäre der schlechteste Universitätsort, nicht nur weil die Stadt Vorliebe für Stadtkinder bei Besetzung der Professuren zeigen würde, sondern besonders deswegen, weil der berechtigte Krieg der Studenten gegen Das, was ihnen als Zopf erscheinen könnte, unausbleiblich zur Folge haben würde den unberechtigten Kampf gegen Solches, was bürgerliche Ordnung, ja was Sittlichkeit ist. — Eine solche Gefahr ist nun in den zwei Fällen nicht da, wo die Universität in einer kleinen Landstadt und wieder wo sie in einer Residenz sich befindet. Fangen wir bei dem ersten Falle an, so gibt es in einer kleinen Stadt des Zopfes genug, welcher den Spott der Studenten hervorruft, ja alle rein städtischen Angelegenheiten haben so kleine Dimensionen, dass sie die humoristische Betrachtung hervorrufen. Der Spiessbürger

ärgert sich, aber er macht die Faust in der Tasche; er weiss, dass er und die ganze Stadt von der Universität lebt, schauerliche Traditionen von Studentenauszügen und ihren Folgen für die Stadt hat er in seiner Jugend vernommen, so lässt er seinen Grimm aus in den Ferien oder Abends, wenn man bei der Kanne Bier «unter sich» ist. (In Mittelstädten, wie Halle, gestaltet sich die Sache nicht so einfach. Es kommt vor, dass selbst Leute «bei der Stadt» die Universität als eine Calamität ansehen.) Eben darum wird aber, weil die Studenten die Tonangeber, die Universitätsangelegenheiten selbst für die Bürger das Wichtigste sind, der Kampf gegen das Herkömmliche möglich sein, ohne dass er zu sittlichen Conflicten führt. — Wieder anders gestaltet sich die Sache im zweiten Falle, wo die Universität sich in einer Residenz befindet. Dadurch dass der Hof und dass die Leiter der Regierung in ihr ihren Sitz haben, treten in einer solchen Stadt die allgemeinen Interessen in den Vordergrund, die Communalinteressen selbst haben riesenhafte Dimensionen, das rapide Anwachsen viel mehr noch durch Einwanderung als durch die Geburten bringt immer neue Elemente in die Stadt, in die Stadtverordneten-Versammlungen u. s. w. Kurz, Alles hat hier einen viel rationellern Charakter, ein blos Herkömmliches existirt kaum. Nimmt man nun noch hinzu die Menge von Bildungsmitteln, welche eine Residenz darbietet, ganz besonders aber die glänzende Rechtfertigung, die durch die Erfahrung solchen Versuchen zu Theil ward, so scheint Alles dafür zu sprechen, dass Residenzen der eigentliche Ort für Universitäten sind. Wenn ich nun hier, trotz der glänzenden Erfahrungen von Wien, Berlin, München mich dafür entscheide, dass, wenn Einer nur auf einer Universität studiren soll, er sich eine in einer kleinen Stadt wähle, wenn auf mehreren, nicht mit der in der Residenz beginne, sondern vielmehr dort seinen Cursus beschliesse, so habe ich dies zu rechtfertigen. Ich fasse hier zuerst den normalen Lauf der Dinge ins Auge, also ganz ruhige Zeiten. Da haben nun Residenzen das Schlimme, dass der Student in ihnen verschwindet. Es streitet aber mit der Idee des Zustandes, in welchem der Mensch gerade zum Bewusstsein seiner Selbstständigkeit und Kraft kommen soll, sich als verschwindende Grösse zu wissen. Als *Fichte* für die Grün-

dung der Universität Berlin schrieb und den Vorschlag machte, sie ganz anders als alle andern, zu einer Pflanzschule von Professoren zu organisiren, war diese Nachbildung der *École normale* allerdings ein unhaltbarer Plan. Etwas war aber darin doch ganz richtig gefühlt, nämlich dass die eigentliche Bestimmung dieser Universität sein werde, nur Solche aufzunehmen, die bereits studirt haben. Dies ist factisch so. Nicht nur bei den Würtembergern ist es Gebrauch, wenn sie ausstudirt haben, sich in Berlin die letzte Feile zu suchen. Durch diesen Umstand, ferner durch den, dass in den meisten Auditorien auch Nichtstudenten, Officiere, ältere Männer zu sehen sind, haben die Vorlesungen in Berlin etwas Universelleres, ich will es aussprechen, für Reifere Berechnetes. Ich erinnere mich aber sehr gut, dass in derselben Zeit, wo ich der Universität Berlin als Student angehörte und sie als die Königin aller Universitäten ansah (was ihre Lehrer betraf, war damals keine ihr auch nur von fern zu vergleichen), ich und Viele, die gleich mir für Berlin schwärmten, dennoch Die, welche nur in Berlin studirt hatten, über die Achsel ansahen. Was sie entschieden vor uns voraus hatten, ein abgeschliffeneres äusseres Wesen, das hatte ein Berliner Primaner gleichfalls, und wir wussten, dass, wenn wir uns Mühe gäben, besonders aber wenn wir dem Schneider viel bezahlten, der Unterschied sich ausgleichen werde. Dagegen das Gefühl, einmal zu den Königen der Stadt gehört zu haben, das war ihnen fremd; sie erschienen uns als Solche, welche wissen, dass nie nach ihnen gefragt worden ist. Aehnlich, hat man mir gesagt, gehe es Dem, der früher in Erlangen studirt hat, mit dem exclusiv Münchner Studenten. Aehnlich soll es sich mit dem Wiener verhalten. So also geht es im gewöhnlichen Lauf der Dinge. Nun aber lassen Sie einen Moment eintreten, wo alle Verhältnisse sich lockern, wo die gesetzlichen Organe der obrigkeitlichen Function ihre Kraft verlieren, und wo die einzelne Persönlichkeit in den Vordergrund, auf die Bresche tritt. In einer kleinen Universitätsstadt, wo der Student immer mitgezählt hat, versteht sich seine Geltung von selbst, es ändert sich nichts, er bleibt im Vordergrunde, und wenn bewiesenes Vertrauen in der Regel zur Besonnenheit mahnt, so ist es ganz erklärlich, dass Studenten, die daran

gewöhnt sind, eine Rolle zu spielen, als die besonnenen Zügler erscheinen. (*Stabat juventus*). Anders in der Residenz: der Sprung ist ungeheuer von des «Nichts durchbohrendem Gefühle» zu dem der unbeschränkten Macht, darum aber auch die Versuchung so gross, sich jetzt durch Zuvorthun auszuzeichnen. Ist nun bei unserm Centralisationswesen ein Aufstand in der Residenz sogleich eine Revolution im Lande, so ist es begreiflich, dass im Jahre 1848 in Wien, München, Berlin die Studenten sich als die eigentlichen Retter des Landes ansehen, dass sie es hier ganz in der Ordnung finden, wenn ein Minister hinsichtlich einer durchgreifenden Staatsveränderung sie fragt: Meine Herren! Ist es so recht? dort sich gar nicht darüber wundern, wenn unglückliche Frauen, damit ihre Männer sich bessern, sich klagend an die Aula wenden. Dies ist nun ein Unglück, nicht sowohl für das Land, das in den Tagen der Studentenherrschaft vielleicht besser fährt, als wenn die Intriganten ans Ruder kommen, welche die Studenten anreizten und, sobald sie Minister sind, das Rauhe herauskehren. Aber für die Studenten ist es ein Unglück. Einmal, weil jeder Irrthum ein Unglück ist, dann aber, weil bei diesem Irrthum auch die Enttäuschung kein Glück ist. Diese nämlich tritt ein, wenn der Enthusiasmus der Revolution erkaltet und Die, die eben noch vor den Studenten auf den Knien lagen, im günstigsten Fall dieselben in ihre frühere Stellung zurückweisen. Der Student lernt dadurch früher, als er es sollte, aus Erfahrung einsehen, was das Raisonnement ihm freilich hätte sagen sollen, dass der Enthusiasmus der Masse als Begeisterung der Unbegeisteten ein ebenso unnatürlicher Zustand ist wie der Rausch, diese Unvernunft des Vernünftigen, und darum ebenso vorübergeht und Katzenjammer nachlässt. Der Schmerz über eine solche Erfahrung lässt Manchen schon in jungen Jahren, was schlimm ist, misstrauisch werden gegen die Menschen, Manchen sogar, was noch schlimmer ist, gegen den Menschen. Wenn aber auch dies nicht die Folge sein sollte, so haben sie die Freude genossen, eine politische Bedeutung zu haben. Es gehört ungeheure Kraft dazu, jetzt wieder von Neuem die Vorbereitung zu beginnen, die, wenn sie viele Jahre gedauert hat, sie vielleicht nicht einmal so hoch in den Augen des Publicums stellt, als sie in jenen Tagen gestan-

den hatten. Ich wundere mich nicht, obgleich ich es beklage, dass manches hübsche Talent durch diese Erfahrungen dahin gebracht wurde, dem Universitätsstudium Valet zu sagen und auf dem Wege der Intrigue oder des Journalismus oder auch auf beiden zugleich dem Ziele wieder nachzustreben, das sie erreicht wähnten, als Alles ihren Reden im Club horchte. Anders bei dem Studenten, der, weil er besonnen blieb, solche Erfahrungen nicht machte, der auch in den Tagen, wo so Viele taumelten, das Ziel fest im Auge behielt: nicht durch den Zufall, sondern durch sich selbst erhoben einmal im Staate zu wirken. Er ist dem kühnen Rosse gleich, welches nicht durch Spazierrittchen und unnütze Capriolen ermüdet wurde, sondern stampfend vor der Barre steht, um den Lauf mit unzersplitterter Kraft, darum aber siegesgewiss zu beginnen. Also Summa: Universitäten in Hauptstädten sind nur gut, um auf ihnen das Studium zu beschliessen, bei dem Uebergange in das bürgerliche Leben. Als einzige geben sie dem Studenten in der Regel zu wenig, bei gewissen Umständen zu viel Bedeutung.

Wir haben davon gesprochen, wie sich der Student dem Herkommen gegenüberstellt. Wir haben uns dieselbe Frage vorzulegen hinsichtlich der bürgerlichen Ordnung, welche unter allen Umständen aufrecht erhalten werden muss, und wo auch die kleinste Commune nicht Spass verstehen darf. Die Commune als Wahrnehmerin dieser Ordnung fungirt als Obrigkeit und thut dies einerseits, indem sie die das Eigenthum betreffenden Rechtsnormen handhabt, andererseits, indem sie zur Erhaltung der Sicherheit und Sittlichkeit die polizeiliche Function übt. Was nun zuerst die Rechtspflege betrifft, so ist diese allmälig so zur ausschliesslichen Sache des Staates geworden, dass, so weit sie berücksichtigt werden muss, dies nur da geschehen kann, wo unsere Vorlesung über die bürgerliche Gesellschaft hinausgegangen ist. Anders verhält es sich mit der Polizei. Diese, auch historisch in ihrem Ursprunge eine Angelegenheit nicht des Staates, sondern der Commune, ist dies wenigstens zum Theil noch jetzt und erwartet also ihre Erörterung hier. Ihre Bestimmung ist eine doppelte. Einmal hat sie Alles, was die öffentliche Sicherheit gefährden kann, zu verhindern. Sie tritt daher präventiv auf und ist da Sicherheitspolizei.

(Diejenigen, welche alle Präventivmassregeln für ein Attentat gegen die menschliche Freiheit halten und verlangen, dass nur die vollbrachte Thatsache dem richtenden Urtheil unterworfen werde, müssen, wenn sie consequent sind, auch verlangen, dass Keiner verhindert werde, ein Pulvermagazin anzustecken. Er könnte ja, nachdem die Stadt eingeäschert ist, bestraft werden.) Zweitens zieht sie wegen Vergehungen, welche nach dem abstracten Reehte nicht bestraft werden können, weil sie die Gesinnung betreffen, zur Rechenschaft, duldet nicht, dass Einer durch unmoralisches Handeln sich um seinen Credit bringe, und darf dies, weil er ein Glied der Commune ist, Das aber, was ein Glied sich zuzieht, nicht mehr nur seine, sondern des ganzen Leibes Sache ist. In dieser Function ist die Polizei repressive Sittenpolizei. Für Denjenigen, welcher den Zustand der Stadt kennt, die Ansichten der Commune theilt, an Dem sich ärgert, woran die übrigen Glieder des Gemeinwesens Aergerniss nehmen, für den haben die polizeilichen Massregeln durchaus nicht den Charakter des Zufälligen. Alles Dieses aber verhält sich ganz anders bei dem Studenten, der nur *pro tempore* wie ein Fremder sich in der Commune aufhält. Die meisten Präventivmassregeln der Sicherheitspolizei erscheinen ihm als eine ganz unnöthige Schererei, als ein ängstliches Wittern von Gefahr, wo keine ist. Was dann wieder die Sittenpolizei betrifft, welche nicht dulden will, dass Einer Aergerniss gebe, so entsteht das Aergerniss ebenso oft durch Den, der es nimmt, als durch Den, der es gibt. Ob mit Recht an etwas Anstoss genommen werden darf, darüber entscheidet das Gewissen des Thäters, dieses ist aber nach dem ganzen Bildungszustande ein verschiedenes. Hinsichtlich dessen mein Gewissen oder das meiner *pares* mir gar keine Vorwürfe macht, das erscheint Leuten von einem ganz andern Culturzustande als eine fürchterliche Sache. Das Umgekehrte findet ebenso oft, vielleicht noch öfter statt. Eine gleiche Differenz wird und muss stattfinden zwischen Dem, was dem Studenten ein Aergerniss gibt, und Dem, woran sich der Spiessbürger ärgert. Dieser letztere aber bildet die städtische Polizei. Kurz, es liegt in der Natur der Sache, dass der Student sowohl mit der Sicherheits- als der Sittenpolizei in Conflict kommt. Mit ihr weiss sich zwar Mephistopheles ab-

zufinden, der aber ist auch nicht Student, sondern verhöhnt vielmehr die Studenten. Es bleibt daher, da es ebenso nothwendig ist, dass der Student Student bleibe, als es ist, dass die bürgerliche Ordnung erhalten werde, nur dies übrig, dass Einrichtungen getroffen werden, die Beides vereinbar machen. In der akademischen Gerichtsbarkeit, die wir später betrachten werden, ist ein Forum gegeben, welches von Solchen gebildet wird, die zur Commune und zur Universität gehören, eben darum freilich Gefahr laufen, von den Studenten als Spiessbürger angesehen und verlacht, von den Spiessbürgern als zu burschikos detestirt zu werden. Dort werden wir die positiven Gründe für diese Einrichtung kennen lernen. Hier bleiben wir bei dem negativen Resultate stehen, dass es mit der Bestimmung und Würde des Studenten nicht zusammenstimmt, unter dem städtischen Büttel zu stehen.

Siebente Vorlesung.

Der Staat ist die dritte sittliche Gemeinschaft, die wir zu betrachten haben. Er vermittelt den diametralen Gegensatz zwischen Familie und bürgerlicher Gesellschaft und steht über beiden, nicht nur in so fern, als er beide umfasst, aus Familien und Communen besteht, sondern so, dass er die Natur jeder der beiden als Seiten seines eigenen Wesens offenbart. Was nämlich der Sprachgebrauch andeutet, welcher, wo von Staatsverhältnissen die Rede ist, bald Ausdrücke anwendet, die ursprünglich nur für die Familie Bedeutung haben (Vaterland, Muttersprache, deutsche Brüder u. s. w.), bald wieder solche, die der bürgerlichen Gesellschaft angehören (Bürger, bürgerliche Freiheit, Obrigkeit u. s. w.); was ein gewisses Gefühl Allen sagt, das im sich Losreissen von der Familie eine Unsittlichkeit, im Wechseln der Commune etwas Gleichgültiges, im Auswandern ein durch sittliche Conflicte hervorgerufenes Unglück sieht: das wird durch genauere Erörterung des Staatsbegriffs be-

stätigt. Da zeigt sich nämlich, dass, wenn wir unter Nation eine durch Natur gesetzte Einheit verstehen, dadurch hervorgebracht, dass eine Menge von Individuen einem Naturganzen oder Lande angehören, die Nationalität die Seite des Staates ist, in welcher das Familienprincip hervortritt und sich wiederholt. Die natürliche Abstammung ist es, welche uns Deutsche zu Brüdern macht, und die Sprache, dieses natürliche Verständigungsmittel, wird mit Recht, auch in unserer Nationalhymne, als die Grenze der Nationalität angesehen. So viele Sprachen, so viele Nationen. — Weiter aber findet sich, dass mehrere Länder oder auch wieder Theile eines Landes nicht durch Natur, sondern auf dem Wege der Geschichte, also, da den Inhalt der Geschichte die in Verträgen endigenden Kriege bilden, vertragsmässig zu künstlichen Ganzen werden, die wir zum Unterschiede von Ländern Reiche nennen, und dass die Bewohner eines solchen Reiches, je länger es dauert, um so mehr zu einem nicht von Natur, sondern durch Geschichte gebildeten Ganzen werden, welches wir im Gegensatz zur Nation Volk nennen wollen, eine Unterscheidung, die sich auf das Gefühl aller Derer berufen kann, die es passender finden, wenn von deutscher Nation und preussischem Volke gesprochen wird, als wenn man sagt, das deutsche Volk bestehe aus einigen dreissig Nationen. Wie Nationalität Werk der Natur, so ist Volksthümlichkeit Product der Geschichte. Eben darum tritt uns in dem Volksein eine Analogie mit der bürgerlichen Gesellschaft entgegen, und wir finden es vollkommen in der Ordnung, dass, wenn ein Deutscher sich dem amerikanischen Volke einverleibt, er sich nicht ein Kind, sondern einen Bürger Amerikas nennt. Das Verhältniss zwischen Nation und Volk kann verschieden sein. Es kann Nationen geben, welche, weil sie nie als geschichtliche, vertragsmässige Ganze existirten, nie Völker waren, oder wenigstens aufgehört haben es zu sein, so die Letten, die Esthen. Dagegen sind die Böhmen und Polen durch Natur Nationen, durch ihre geschichtlichen Erinnerungen Völker. Es kann weiter, weil ein Reich mehrere Länder befasst, wie das Oesterreich oder das russische Reich, ein Volk aus mehreren Nationen bestehen, und wieder kann, wo ein Land in viele künstliche Ganze oder Reiche zerfällt, eine Nation, wie die deutsche, mehrere

Völker befassen. Endlich kann, wie bei den Schweden und Spaniern, Nation und Volk sich ganz decken. Nur bei diesen wird es deswegen erlaubt sein, beide Worte oder in einer sehr gewöhnlichen Metonymie die Worte Land und Reich als Synonyma zu brauchen. (Thut man das überall, so entstehen leicht Confusionen.) Steht nun ein Volk so, dass es keine irdische Macht über sich hat, von der es Gesetze empfängt, und wieder, dass alle seine Glieder von ihm Gesetze empfangen, so wird es durch diese Autonomie, man nennt sie gewöhnlich Souveränetät, zu einem Staate, sodass also ein nichtsouveräner Staat ein Widerspruch in sich selbst wäre, während es Nationen und Völker geben kann, die nicht souverän, d. h. die unterworfen und unterthänig sind und also nicht einen Staat, sondern höchstens eine Provinz in einem Staate bilden. Ich brauche kaum besonders hervorzuheben, dass bei Völkern wie den Portugiesen oder Schweden man ohne Gefahr die Worte Nation, Volk, Staat *promiscue* brauchen kann, während in andern Fällen dies zu Irrthümern führen müsste. In seiner Souveränetät zeigt der Staat, dass die Stelle über der Familie und der bürgerlichen Gesellschaft, die wir ihm anwiesen, ihm wirklich zukommt. Weder die Familie noch die bürgerliche Gesellschaft ist souverän, denn beide stehen unter ihrem Souverän, dem Staate. Die freien Städte bilden keine Instanz dagegen, denn da ist die Commune zugleich Staat.

Es waren des Folgenden wegen diese Erörterungen nothwendig. Wir verlassen sie jetzt und wenden uns zu einer Frage, deren Beantwortung uns leicht so viel Zeit nehmen möchte, als die der beiden zusammen, mit welchen wir uns in den letzten Vorlesungen beschäftigt haben. Hatten wir dort gefragt, wie der Student zur Familie und zur bürgerlichen Gesellschaft steht, so hier: welches ist sein normales Verhältniss zum Staate? Von den drei Kategorien, in welche alle übrigen Staatsangehörigen zerfallen, Unmündige, die für den Staat erzogen werden, Staatsbürger, die ihn erhalten, Staatsbeamte, die ihn verwalten, gehört er in keine. Vielmehr steht er so, dass die Unmündigkeit aufgehört, die Staatsbürgerschaft aber oder das Amt noch nicht begonnen hat, sondern er dazu sich vorbereitet. Es fragt sich, was aus dieser Mittelstelle zu folgern ist? Der Unmündige hat, wie sein Name das andeutet, sich

nicht laut zu machen, also über Staatsangelegenheiten innerlich und äusserlich zu schweigen. *Pueri taceant in republica,* können wir in einer Variation des bekannten Bibelspruchs sagen. Dagegen soll, der früher betrachteten Bestimmung des Knabenalters gemäss, der Unmündige dahin gebracht werden, dass er hören und pariren lerne auch in politischen Dingen, dass sich in ihm Das ausbilde, was die Engländer *fear of law* nennen, nämlich dass gewisse Grundsätze des vaterländischen Staatslebens ihm mit der Muttermilch beigebracht werden und ganz mit ihm verwachsen. Bei den Römern lernten die Kinder noch zu *Cicero's* Zeit die Gesetze der zwölf Tafeln auswendig. Wir haben keine Formulirung solcher Fundamentalgesetze, denn dass unser Staatsgrundgesetz, an das vielleicht Mancher denken möchte, dies nicht ist, wird ja schon dadurch bewiesen, dass es alle Jahre in neuer veränderter Auflage erscheint. Es ist darum eher dem Kalender als dem Katechismus zu vergleichen. Ein Katechismus aber des Staatslebens, welcher also nur die Sätze enthielte, die so unerschütterlich feststehen wie dem Engländer sein «*My house is my castle*», soll schon dem Knaben eingeprägt werden. Verstehen Sie mich recht: nicht jener englische Spruch (denn der ist bei uns, wo man völlig wehrlos ist, wenn eines guten Morgens ohne erbetene Erlaubniss, ja ohne vorhergegangene Anzeige fremde Kerle Ihnen Löcher in Ihr Haus hauen, keine Wahrheit), sondern was uns so unerschütterlich feststeht, wie dem Engländer jenes, werde dem Knaben zum bürgerlichen Glaubensartikel. Der beste Weg ist vielleicht, dass man den Knaben früh mit der innern Geschichte des Vaterlandes bekannt macht und, nachdem man gezeigt hat, seit wann diese Fundamentaleinrichtung besteht, sie durch eine sprichwörtliche Redensart, durch ein treffendes Wort eines grossen Monarchen (man denke an: In meinem Lande kann Jeder nach seiner Façon selig werden, u. dgl.) dem Gedächtniss und Herzen zugleich einprägt. Welches aber auch die Methode sein möge, dies ist gewiss, es muss etwas, es muss viel geschehen, damit als unerschütterliche Grundsätze dem Gemüthe des Knaben Solches eingeprägt werde, was er zu respectiren hat. Nicht damit Sclavenseelen gebildet werden, ist dies nöthig, sondern damit es willensstarke Gemüther gebe. Durch Gehorchen lernt der Mensch

befehlen. Wie durch Aneignen von Kenntnissen er Kraft gewinnt, später Gedanken zu erzeugen, so ist es die Frucht des Gehorsams, welche den Willen stählt für eine Zeit, wo es sich darum handelt, furchtlos zu sein. Gerade wie aber dort nichts den Geist so schwächt, als das vorzeitige Hervorrufen der Gedankenerzeugung, das Stopfen mit Ideen, ehe der Geist mit Kenntnissen aufgefüttert wurde, gerade so ertödtet nichts so sehr die Energie des Wollens, ohne die es kein freies Wirken im Staate gibt, als das vorzeitige Raisonnement über Gesetz, Recht und Staat. Die Schilderung, welche *Steffens* in seinen herrlichen «Caricaturen des Heiligsten» von den ernst-Catonischen Gesichtern der um ihre Knabenunschuld betrogenen politisirenden Schüler gibt, ist heute noch richtig. Ein Knabe, der über König und Minister raisonnirt, verdient, dass man ihn fragt, wie *amo a verbo* geht, oder irgend eine andere Beschämung altkluger Kinder. — Die beiden andern Klassen von Staatsangehörigen, die Staatsbürger nämlich und Staatsbeamten, stehen, wenn man die gesunden Erscheinungen ins Auge fasst, so, dass sie durch freie Einwilligung zu den wesentlichsten Einrichtungen des Staates so mit ihm Eins geworden sind, dass sie mit Freudigkeit in diesem Staate und für ihn wirken. Wer ohne diese innere Einwilligung, nur aus Zwang Bürger und Beamter ist, der erhält ihn nur als Staatsfutter und dient ihm blos als Staatsknecht. Eben weil aber bei dem wahren Staatsbürger und Staatsbeamten eine solche Einwilligung vorausgesetzt wird, eben deswegen wird man auch hier, nur freilich aus einem ganz entgegengesetzten Grunde als bei dem Knaben, das Raisonniren über Staatsverfassung u. s. w. kaum erwarten und sich auf die Seite des gesunden Sinnes stellen, der in der Regel mit den grössten Raisonneuren nicht zu thun haben mag, weil sie sich nicht als die solidesten Bürger zu zeigen pflegen. Es wird natürlich nicht gefordert, dass jede einzelne Massregel, weil sie oben beliebt ward, vortrefflich gefunden werde. Aber bei Dem, was man gewöhnlich Raisonniren zu nennen pflegt, bei dem Tadel von Fundamentaleinrichtungen, ja bei den Invectiven gegen das ganze Wesen eines Staates von Seiten eines seiner Bürger, liegt doch die Antwort sehr nahe: Das Alles hätte bedacht werden müssen, ehe man in den Verband dieses Staates trat. Noch viel

weniger wird natürlich das Raisonniren über und gegen den Staat dem Beamten desselben zu Gute gehalten werden können. Denn abgesehen, dass von Dem, der sich zum Eintritt in den Staatsdienst so lange vorbereitet hat, noch mehr als von jenem erwartet werden darf, dass er einen solchen Schritt nicht thue, ohne die Einrichtungen gehörig zu kennen, kommt noch dazu, dass Einer, der Besoldung, Ehren, vielleicht Wohlthaten vom Staate annimmt, auch gewisse Verbindlichkeiten und Rücksichten auf sich nimmt, von denen Andere nichts wissen. Wollte man mich fragen, ob ich denn dem Grundsatze huldige: Wess Brod ich esse, dess Lied ich singe, so antworte ich: insofern allerdings, als, wess Lied ich gar nicht singen kann, dess Brod zu essen ich zu stolz sein sollte. — Wenn für den Knaben die Zeit des Raisonnement noch nicht gekommen, für den Staatsbürger aber und Staatsbeamten mehr oder minder ein Präteritum ist, so ist dagegen für den studirenden Jüngling die Periode des Raisonnirens und Kritisirens herangebrochen. Da in seinem Mündigwerden das Hephata ausgesprochen ist, so darf er den Mund, da er andererseits noch standlos in der Welt ist, also den festen Stützpunkt nicht hat, an den er seinen Hebel ansetzen kann, so soll er die Hand nicht brauchen. Ohne den Halt, den die Stellung in der Welt gibt, sie umgestalten wollen, wäre theoretisch und praktisch Unvernunft, d. h. Thorheit und Verbrechen. Dagegen sie zu kritisiren und seinem Raisonnement zu unterwerfen, dazu sind ihm die Bedingungen gegeben, das Aufsichberuhen und Aufsichvertrauen. Das Raisonniren der Studenten über den Staat und seine Einrichtungen ist ein berechtigtes, und darum unterscheide ich sein Politisiren oder Politiktreiben von dem Kannegiessern, welches als unberechtigtes vielmehr ein *déraisonner* ist. Jener *Holberg*'sche Kannengiesser, von dem der Ausdruck hergenommen ist, zeigt sich, indem er die Zeit, die er auf sein Gewerbe verwenden sollte, damit tödtet, dass er die Stadt regieren will, als ein unzeitiger Raisonneur. Die meisten Philister unserer Tage zeigen sich ebenso. Der Student dagegen, für den die Zeit des Raisonnirens gekommen ist, thut, was an der Zeit ist, wenn er politisirt; es ihm verbieten wäre gerade so thöricht, als wollte man dem künftigen Arzte verbieten, Physiologie zu treiben. Wie dieser nämlich,

wenn er solchem Rathe folgte, nur ein gut abgerichteter Routinier werden würde, der, wo der alte Schlendrian ausreicht, vielleicht ganz brauchbar wäre, gerade so würde, wer die Studentenzeit nicht benutzte, um sich eine eigene Ansicht von Staatsverhältnissen zu schaffen, vielleicht ein ganz brauchbarer Staatshämorrhoidarius werden, nie aber ein lebendiges und belebendes Glied im Staate. Zu einem solchen wird er nur dadurch, dass er wirkliche Ueberzeugungen gewinnt hinsichtlich der Einrichtungen des Staates. Dieses Wort wird nun sehr häufig so genommen, dass damit jede intensiv starke Gewissheit bezeichnet wird. Dies ist nicht richtig. Es kann Einer von etwas so gewiss sein, dass er sich darauf hängen lässt, und es ist doch keine Ueberzeugung in ihm, weil seine Gewissheit in nichts Anderm besteht, als dass sie in ihm durch irgend einen Einfluss, Erziehung, Gewohnheit erzeugt wurde. So denke ich mir den Knaben, der in der *fear of law* erzogen war, dess ganz gewiss, was ihm vom Vater bezeugt worden ist. Das ist aber keine Ueberzeugung. Diese, wie das Wort ganz richtig andeutet, eine Neuzeugung, Superfötation, ist nur dadurch möglich, dass jenes zuerst (unmittelbar) Gewisse in Frage gestellt, dann aber, indem unser Geist jene zweifelnden Fragen beantwortet, durch unsern Geist zum zweiten Male erzeugt, neu bezeugt wird und eben darum wieder, in einer höhern Potenz, gewiss wird. Ueberzeugung ist also wiedergeborene Gewissheit; was wiedergeboren ist, lebt ewig, was aber wiedergeboren werden soll, muss durch den Tod hindurchgehen. Indem wir, was hier von Ueberzeugung überhaupt gesagt wurde, zunächst auf die politische Ueberzeugung beschränken, so ist leicht zu zeigen, dass es kaum irgend eine denkbare Situation gibt, in welcher es so nahe gelegt wäre, dass, was dem in Gesetzesfurcht erzogenen Knaben gewiss war, in Frage gestellt werde und sein «Leben verliere», um ein neues und «ewiges Leben zu gewinnen», als die Lage, in welcher sich normaler Weise der deutsche Student befindet. Studirt er auf einer auswärtigen Universität, so sieht er, dass mancher der ächt vaterländischen Artikel, die sein Katechismus enthält, hier nicht gilt. Die unbedingte Gültigkeit desselben macht, von selbst möchte ich sagen, der raisonnirenden Prüfung Platz. Aber auch wenn

es eine des eigenen Vaterlandes ist, die Rücksichten, von denen wir sagten, der Bürger und Beamte müssten sich von ihnen bestimmen lassen, finden bei dem Studenten nicht statt. Er hat sich noch nicht zum Bürger dieses Staates bestimmt, er hat daher das Recht, ja die Pflicht, sich ihn mit kritischem Auge anzusehen, ob es auch gerathen ist, in seinen Verband zu treten, nicht auszuwandern. Ebenso wenig hat er Handgeld genommen, das ihn bände. Es ist sein Belieben, dass er dieser Universität die Vortheile seiner Präsenz zuwendet, und in ihr isst er nur sein eigenes, selbstbezahltes Brod, von ihm kann weder gefordert noch erwartet werden, dass er ein anderes Lied singe als nur seines. Haben wir früher hinsichtlich des Standesbewusstseins die Universitätszeit den Schmelzofen genannt, in welchem die Standesvorurtheile in Fluss gebracht werden, damit ein eingefleischtes Standesglied daraus hervorgehe, so werden wir auch hier sagen können, die Loyalität, welche dem Kinde beigebracht ist, kommt hier in die Schmelze, und was herauskommen soll, ist die politische Ueberzeugung.

Das Ausbilden politischer Ueberzeugungen, d. h. wieder und selbst hervorgebrachter Gewissheit, ist aber Denen, die einmal Tonangeber in unserm Volke werden sollen (und dies steht uns fest hinsichtlich der Studenten), um so mehr nothwendig, als bei uns kaum etwas seltener sein möchte als sie. Was man als Beweis gegen diese Behauptung anführen könnte, dass nie so viel von Ueberzeugungen gesprochen worden sei als in den letzten zehn Jahren, werde ich erst dann gelten lassen, wenn die Frauen, die am meisten von Tugend sprechen, auch als die tugendhaftesten gelten. Dagegen spricht für meine Behauptung, dass Dem, was man heute politische Ueberzeugungen zu nennen pflegt, gewisse, aus dem Wesen der wirklichen Ueberzeugung abzuleitende Merkmale, die eben den Unterschied zwischen ihr und der uns (nur einmal) eingezeugten Gewissheit constituiren, ganz fehlen, ja bei Denen am meisten fehlen, die mit ihren Ueberzeugungen am meisten prahlen. Vergleicht man die plastische Ruhe, mit welcher der Mathematiker, der den Beweis geführt hat und also überzeugt ist, dass die Trisection des Winkels nur mit Zirkel und Lineal unmöglich ist, Den widerlegt, der sie meint gefunden zu haben, mit der Leiden-

schaft und persönlichen Gereiztheit, mit der manche Zeitungsblätter über einen Jeden herfielen, welcher vor einiger Zeit behauptete, dass, wenn Russland versprochen habe Bolgrad abzutreten, daraus für Tobako nichts folge, so kommt man auf den Gedanken, dass hier von einer Ueberzeugung kaum die Rede sein könne, sondern nur von einer aus persönlichen Sympathien und Antipathien erzeugten, darum aber auch persönlich reizbaren Gewissheit. Bedenkt man zweitens, dass Ueberzeugung nur gewonnen wird durch ein gründliches Eingehen auf alle Gegengründe, dieses aber nur möglich ist durch eine klare und genaue Bestimmung aller Begriffe, und sieht dabei zugleich, wie zum Stichwort und Panier, für welches die Ueberzeugungstreuen in den Tod zu gehen wenigstens versprachen, Phrasen gemacht werden, d. h. Worte und Wendungen, mit denen man keinen bestimmten Sinn zu verbinden pflegt; macht man z. B. die Erfahrung, dass von Zweien, von denen der eine für die Volkssouveränetät schwärmt, der andere sie detestirt, beide gleich sehr betreten sind, wenn man sie fragt, was denn Volk und was Souveränetät heisst: so, denke ich, wird man zugeben, auch bei den Wortführern ist politische Ueberzeugung nicht gerade im Ueberfluss zu finden. Folgt endlich drittens aus Dem, was wir von Ueberzeugung gesagt haben, dass sie selbsterzeugte Gewissheit ist und eben darum den Charakter der Selbsturheberschaft oder Originalität habe, so ist uns auch hiermit ein Kriterium gegeben, vermöge dessen wir sogenannte und wirkliche Ueberzeugung unterscheiden können. Wenn wir nun auch hier wieder sehen, wie Solche, die auf ihre Ueberzeugung pochen, nur horchen, was ein Parteihaupt sagt, um es im Chorus zu wiederholen, wenn wir sehen, dass selbst bei den Leitern der Parteien die Berufungen auf französische Zustände oder das Beispiel Englands die Stelle von Gründen vertreten, ja wenn dieses letztere Land, als wäre es das wahre Engelland, in einer Weise copirt wird, die geradezu bis ins Lächerliche geht, indem unter Anderm, weil die englischen Parlamentsglieder, wie bei uns die Adligen Hochwohlgeboren, die Generallieutenants Excellenz, so *right honourable* titulirt werden, es bei unsern Landtagsgliedern Mode geworden ist, dies wörtlich zu übertragen und zu sagen: das sehr ehrenwerthe Mitglied u. s. w.,

was gerade so geistreich ist, als wenn ein Franzose den Titel *Serenissimus*, der früher unsern kleinen Fürsten beigelegt wurde, mit *le plus gai* übersetzt hätte, — ich sage, wenn wir dies Alles bedenken, so werden wir zugeben, dass auch das dritte Merkzeichen wahrer Ueberzeugung nicht sehr häufig bei uns ist. Darum mag es recht Viele bei uns geben, die mit Eifer an einer Gewissheit festhalten, Solcher, die von Dem, was ihnen gewiss ist, sich selbst überzeugt haben, solcher gibt es sehr wenige, und es ist Ihre, der Studenten, Sache, dass die Zahl grösser werde.

Jetzt, nachdem wir wissen, was die politische Ueberzeugung ist, von der wir fordern, der Student solle sie in sich ausbilden, gehen wir über zu der Betrachtung der Mittel, die ihm dazu geboten sind. Hier tritt uns zuerst das Mittel entgegen, dessen sich der Student auch sonst bedient, um zu wissenschaftlicher Klarheit zu kommen, akademische Vorlesungen. Ueber Politik überhaupt, über Geschichte der Staaten und ihrer Verfassungen, über vaterländische Institutionen insbesondere sollte Jeder Collegia hören. Eine Menge von Umständen aber verhindern auf deutschen Universitäten das Interesse an ihnen und haben, wo es früher sich fand, es verschwinden lassen. Namentlich die Trennung der übrigen Wissenschaften von der allgemeinen Wissenschaft, welche lehrt, was vernünftig überhaupt ist, der Philosophie. Solche Vorlesungen, wie ich sie von allen Studenten gehört wünsche, würden am besten gehalten werden von Solchen, in welchen Bekanntschaft mit nationalen und volksthümlichen Institutionen sich mit dem idealen philosophischen Standpunkt vereinigt. Jenes schützt vor Abstractionen, dieses vor dem Vergöttern des blos Zufälligen, vielleicht des inveterirten Unrechts. Philosophisch gebildete Historiker, Juristen und Nationalökonomen wären daher Die, welche dergleichen für alle Studenten bestimmte Vorlesungen halten müssten. Solche Verschmelzungen sind aber und werden immer mehr selten. Die Zeiten sind vorüber, wo z. B. *Hegel's* Auditorium zum grössern Theil aus Juristen bestand, wo Juristen es waren, die später ganz zur Philosophie übergingen, und wieder wo umgekehrt Nichtjuristen bei Juristen Vorlesungen hörten, die freilich nicht blos auf Glieder einer Facultät berechnet waren. Jetzt recrutirt sich die Philoso-

phie vorzugsweise aus Theologen, und diese pflegen, vielleicht wegen des bösen Sprichworts, eine grosse Scheu vor der Juristerei zu haben. Umgekehrt hat wieder die Jurisprudenz eine antiphilosophische Richtung genommen, und ein Jurist, der eine philosophische Vorlesung (ich sage nicht annimmt, aber) hört, ist eine *rarissima avis.* Aehnlich ist es mit der Geschichte gegangen. Alles, was an eine Philosophie der Geschichte nur erinnert, wird als eine sogenannte Construction derselben perhorrescirt, die Vorträge über Geschichte, wenn sie nicht Tendenzromane geben, nehmen immer mehr ihre Richtung dahin, zur minutiösen Quellenforschung anzuleiten, womit sie freilich das allgemeine Interesse einbüssen, das früher den geschichtlichen Vorlesungen zu Theil ward. Wer darum heutzutage durch Vorlesungen Das gewinnen wollte, wozu, wie ich gesagt habe, sie ihn führen sollen, eine sichere, auf bestimmten Begriffen ruhende, selbsterzeugte Gewissheit, der wäre genöthigt, zweierlei zu hören, etwa philosophische Vorlesungen über den Staat und wieder Staatsrecht nur als positive Wissenschaft. Abgesehen davon, dass zwei getrennte Hälften, vielleicht gar zwei Einseitigkeiten, kein Ganzes geben, erfordert dies sehr viel Zeit, und so hat es kommen können, dass, Bonn ausgenommen, wo *Dahlmann* fortwährend ein sehr grosses Auditorium haben soll, auf deutschen Universitäten Vorlesungen über Politik kaum angekündigt werden, geschweige denn allgemeinen Anklang finden. Auf keiner einzigen Universität möchte es in dieser Hinsicht so schlecht stehen als auf unserer. Die Mehrzahl der Studenten bilden hier die Theologen. Die unselige Einrichtung, dass nach vollbrachtem Triennio das Consistorialexamen bei Denselben gemacht wird, bei denen man gehört hat, bringt dazu, dass, um recht sicher zu gehen, sehr viele Collegia gehört und an dem in die Feder dictirten Hefte sehr eifrig gelernt wird. Dies allein nimmt schon Zeit. Da nun ferner die frühere Einrichtung der kanonischen Stunden, nach welcher alle Theologica Vormittags gelesen wurden und der Nachmittag für die philosophischen Vorlesungen frei blieb, willkürlich umgestossen worden ist, sodass es eigentlich nur noch eine einzige Stunde gibt (und auch die nicht immer), die da nicht besetzt wäre von einem sogenannten Brodcollegium, d. h.

von einer Vorlesung, in der man von Demselben, der sie hielt, examinirt werden wird, so ist hier den meisten Studirenden jede Möglichkeit genommen, in der Art sich auszubilden, wie ich es andeutete. Zu diesen äussern Hindernissen kommen dann andere, innere hinzu. Es ist und wird immer mehr Mode, in römisch-katholischer Weise die Kirche der Welt entgegenzustellen. (Biblisch ist dies nicht, denn die Bibel spricht nirgends von einer Kirche, d. h. einer von der Weltmacht anerkannten, mit Besitz ausgestatteten und von der Weltmacht, dem Staate, darin geschützten Gemeinde.) Da dies auch von Solchen geschieht, die für die sich zu Dienern der Kirche ausbildenden Theologie Studirenden, zum Theil wohl auch mit Recht, eine grosse Autorität haben, so ist es erklärlich, dass die letztern sich dies aneignen. Je mehr sie es aber mit Allem, was sie thun, ernst nehmen, desto begreiflicher wird es, dass ihnen nun die Weltweisheit als antikirchliche Weisheit, ebenso aber auch das weltliche Gesetzbuch und die weltliche Obrigkeit nicht mehr als Autorität in Kirchensachen erscheint. Wo soll da am Ende noch ein Interesse herkommen für Weltgeschichte und für weltliche Institutionen? Ich glaube daher nicht zu irren, wenn ich sage, sogar wenn hier auf unserer Universität solche Vorlesungen gehalten würden, wie ich sie wünsche, sie könnten nicht darauf rechnen, so besucht zu sein wie die *Dahlmann*'schen in Bonn, denn dazu ist hier die Zahl der Theologen zu gross, welche es für ein Zeichen kirchlicher Gesinnung halten, Alles, was die Welt betrifft, gering zu achten. Nun aber werden sie nicht einmal gelesen. Früher, wo die Theologen noch ein Jahr lang im unbedingten Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit geübt und an ihn gewöhnt wurden, gab dies und die Erweiterung des Gesichtskreises, die bei so ganz andern Verhältnissen gar nicht ausbleiben kann, noch einigermassen ein Gegengewicht. Dies ist jetzt weggefallen, und ich kann es nur höchst traurig finden, dass mehr als die Hälfte der Hallischen Studentenschaft weder theoretisch noch praktisch Gelegenheit hat, sich ein selbstständiges Urtheil über politische Verhältnisse zu bilden. Es wird uns jetzt sehr häufig erzählt, im Jahre 1848 hätten sich die Pastoren ganz besonders loyal gezeigt. Ich will nicht widersprechen, denn aus dem nega-

tiven Factum, dass ich in den vierzehn Zeitungen, die ich in jenem Jahre täglich las, nicht eine Pastorenthat gefunden habe, die mich an die Vendée erinnert hätte, kann ich natürlich nichts folgern. Das aber weiss ich, dass die Theologen, welche vom ersten Semester an daran sich gewöhnen, Die als die wahren Säulen der Kirche anzusehen, welche fortwährend die Weltweisheit schmähen, unser jedenfalls bestehendes weltliches Gesetzbuch als Ausgeburt der Hölle signalisiren und vollständige Anarchie als das Symptom frischen kirchlichen Lebens begrüssen, dass diese Theologen, sage ich, denen dabei noch das stolze Gefühl jedes andern Preussen abgeht: Ich gehöre auch zu Denen, die, wenn der Feind ins Land kommt, gelernt haben, es zu vertheidigen, dass diese, wenn sie einst ins Amt kommen, uns schwerlich je an einen Haspinger erinnern werden. Ausser den Vorlesungen bietet sich dem Studirenden, und zwar jeder Universität gleich sehr, als Mittel, zu einer politischen Ueberzeugung zu kommen, das Bücherstudium dar. Irgend ein Buch über Das, was denn eigentlich der Staat ist und was man eben deswegen vernünftiger Weise von jedem Staate fordern muss, was wieder, wenn es auch von einem Staate geleistet wird, von einem andern nicht erwartet werden darf, sollte jeder studirte Mann, er sei Arzt oder Prediger, gelesen und, mehr als das, wirklich durchstudirt, d. h. mit seinen eigenen Gedanken bestreitend oder bestätigend begleitet haben. Vor wie viel thörichten Wünschen bewahrt es, wenn wir durch die Lectüre eines solchen Buches uns überzeugt haben, dass die natürliche Lage eines Landes und die vertragsmässige Stellung eines Reiches zur nothwendigen Folge haben können, was bei einem Staate, der durch Natur und Geschichte ein ganz anderer ist, eine Unmöglichkeit wäre. Wie mit dem Staate, geht es auch mit dem Rechte. Im Namen eines, wie es scheint, berechtigten Nationalgefühls wird heutigen Tages oft darüber geklagt, dass so viele privatrechtliche Bestimmungen römischen Ursprungs bei uns, die wir keine Römer sind, noch gelten. Ein Buch wie das von Ihering, das auch dem Laien eine genussreiche Lectüre gewährt, kann Manchen die Ueberzeugung gewinnen lassen, dass nur einmal in der Geschichte die Bedingungen gegeben waren, unter denen der Mensch auf sich

nicht in seiner nationalen oder religiösen Bestimmtheit, sondern sofern er Person, Rechtssubject ist, den höchsten Werth gelegt hat, und dass es eben deswegen ebenso wenig absurd ist, wenn wir die Römer als unsere Rechtslehrer ansehen, als wenn wir von den Griechen lernen, was plastische Schönheit ist. Die Fragen, inwiefern der Staat berechtigt sei, den Verbrecher hinzurichten, inwiefern verpflichtet, für die moralische Besserung der Gefangenen zu sorgen, werden heutzutage überall ventilirt. Wie viel unnützes Geschwätz erscheint Dem, der es hört, als ausserordentlich wichtig, blos weil er sich nie die Arbeit machte, irgend ein Buch über die verschiedenen Strafrechtstheorien zu lesen, welches ihn in ziemlich kurzer Zeit darüber orientirt hätte. Verbindet man nun gar mit der Lectüre solcher Bücher, wie die eben charakterisirten, die mehr einen allgemein wissenschaftlichen philosophischen Charakter haben, die rein historischen Beschreibungen der Verfassungen verschiedener Länder, wie sie uns in so vielen Sammlungen der Verfassungsurkunden vorliegen, wirft man dabei endlich einen Blick in dieses oder jenes bürgerliche oder Strafgesetzbuch, so wird man, auch wenn man nicht Jurist ist, zu gewissen unerschütterlichen Principien und Fundamentalsätzen kommen, von denen man, weil man sie sich selber bewiesen hat, wirklich überzeugt ist. — Die Summe dieser Sätze können wir mit dem Worte politische Einsicht bezeichnen. Diese allein reicht aber für die Beurtheilung der jedesmaligen Tagesfragen nicht aus. Bei diesen handelt es sich zugleich um die Ausführbarkeit, um die etwaigen Folgen u. s. w., kurz um rein Zufälliges, welches nicht Gegenstand der Einsicht ist, sondern der Ansicht oder Meinung. Wie hinsichtlich alles Uebrigen, so hat auch hinsichtlich der Tagesfragen das Taceat, unter welchem der Knabe stand, beim Studenten aufgehört. Er darf, er soll über sie eine Ansicht, eine Meinung haben und aussprechen. Wie Alles, was er ausspricht, so soll auch diese nicht eine nachgesprochene, sondern selbsterzeugte sein, kurz, nicht nur eine, sondern seine Meinung soll er haben, die er sich gebildet hat. Wie er, um seine Einsicht zu bilden, sich der Hülfe Derer bediente, die ihm als Autoritäten der Einsicht und des Wissens gerühmt waren, so wird er sich hier natürlich an Diejenigen halten, welche allgemein als Autoritäten in An-

sichts- und Meinungsangelegenheiten gelten. Sie werden passend die Leiter oder auch die Repräsentanten der öffentlichen Meinung genannt. Es entsteht nun die Frage: Wer sind diese, auf deren Stimme, wie wir behaupten, der Student aufhorchen soll?

Vor Allen Die, welche durch das öffentliche Vertrauen dazu berufen sind, über die Interessen des Tages zu verhandeln, also die Landesdeputirten. Kaum irgend etwas kann für die Bildung einer eigenen Meinung einen so guten Fingerzeig geben, als Debatten des Landtags. Indem hier die allerverschiedensten Ansichten geltend gemacht, an jeder vom Vertheidiger die glänzendste, von dem Bekämpfer die schwächste Seite hervorgehoben wird, hat der Student die beste Gelegenheit, Gründe und Gegengründe neben einander zu stellen und abzuwägen. Diese Debatten sind uns durch die authentischen stenographischen Berichte viel zugänglicher als den Franzosen und Engländern die ihrigen. Bei den erstern waren sie, als sie noch veröffentlicht wurden, sehr theuer; jetzt kommt bekanntlich nur so viel ins Publicum, als der Regierung gut dünkt. In England wieder halten die grössern Journale sich ihre Stenographen im Parlament und nach deren Notizen veröffentlichen sie die im Parlamente gehaltenen Reden. Es ist das ein Risico, denn erstlich können sie wegen Verletzung der Privilegien des Parlaments belangt werden, zweitens kann Der reclamiren, dessen Rede sie bringen, dass sie nicht exact sei. Das Erstere ist so lange nicht geschehen, dass man es fast für unmöglich ansieht; hinsichtlich des Letztern sollen, wie mir gesagt ist, die Zeitungen dadurch gesichert sein, dass die Redner, die gern im vortheilhaften Lichte erscheinen wollen, die Nachschriften der Berichterstatter corrigiren. Jedenfalls bekommt man in England nicht Alles zu lesen, was im Parlamente gesprochen wurde, und nicht in seiner authentischen Form, wie bei uns. Diese Art, durch Lesen der stenographischen Berichte den Landtagsverhandlungen beizuwohnen, lässt den scheinbaren Vortheil der Berliner Studenten, die sich an dem Orte der Verhandlungen befinden, vor den hiesigen z. B. verschwinden und ist deswegen die beste, weil (abgesehen, dass man viel schneller liest als hört) man durch wiederholtes Lesen sich vor Ueberrumpelung schützen

kann, auch die Abwesenheit der schönen Stimme, imposanten Persönlichkeit u. s. w. vergönnt, dass man rein den Inhalt des Gesagten auf sich wirken lasse. Damit will ich durchaus nicht gesagt haben, dass Sie nicht suchen sollen, den Versammlungen selbst beizuwohnen. Vielmehr rathe ich Jedem von Ihnen, der sich in den Weihnachts- oder Osterferien in Berlin befinden sollte, ja nicht zu versäumen, den Verhandlungen der beiden Häuser beizuwohnen. Er wird manchen grossen Nutzen davon haben. Wenn ich nun hier zuerst als negativen Nutzen anführe, dass er dort Vieles sehen werde, was er ganz mit Recht wegwünschen wird, so könnte mich fast bedenklich machen, was ich neulich in einer «conservativen» Zeitung las, dass ein Tadeln oder Verspotten Dessen, was in unsern Landtagsversammmlungen vorgeht, eigentlich Verhöhnung der Obrigkeit sei. Indess, abgesehen davon, dass ich leugne, dass unsere Abgeordneten die Obrigkeit bilden, glaube ich, wird ein Jeder, der Rechte und Lasten für Correlate hält, wie sie es sind, eingestehen müssen, dass gerade die Abgeordneten am allerwenigsten sich beklagen können, wenn, was sie auf der Tribune vorbringen, streng kritisirt wird. Sie sind nämlich in einer Weise, für welche es gar kein Analogon irgendwo gibt, gegen uns Uebrige in Vortheil gestellt, sodass wir vollständig wehrlos gegen sie wären, wenn wir uns nicht einmal offen über sie aussprechen dürften. Es kann vorkommen und ist vorgekommen, dass auf der Berliner Tribune der Hallischen Universität und Studentenschaft unwahre und ehrenrührige Dinge nachgesagt sind, und wir standen dem rechtlos gegenüber, denn für Das, was Einer dort auf der Tribune sagt, kann er nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Nun, da denke ich, es wird mir wiederum erlaubt sein, nicht zur Welt, sondern zu meinem Auditorium, nicht Unwahres, sondern Wahres über unsere Landtagsdebatten, nicht Solches, was ich nicht zu vertreten brauche, sondern wofür ich einstehen kann, offen auszusprechen. Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen die erste Gelegenheit ergreifen, um es mit leiblichen Augen zu sehen, wie unsere Abgeordneten über das Wohl des Landes berathen. Treten Sie nicht hinein mit der Erwartung, wie jener Gesandte des Pyrrhus in Rom, eine Versammlung von Königen zu finden; die Täuschung

wäre zu grausam. Die, wenn sie nicht leer sind, meistens mit Damen garnirten Gallerien werden Sie viel eher an eine Schaubühne erinnern, als an den ernsten römischen Senat. Die Berathung, das werden Sie bald sehen, ist in den allermeisten Fällen, ehe sie beginnt, bereits beschlossen, denn die einzelnen Fractionen haben sich verabredet, wie sie stimmen werden, und gehen nur selten davon ab. (In dieser Hinsicht war trotz alles Cynismus in den Berathungen des Jahres 1848 in der Singakademie viel mehr Wahrheit.) Vielleicht um der Sache etwas mehr Leben zu geben, spickt man die Reden mit Witz, und da dieser den Meisten bald ausgeht, verschmäht man es gelegentlich nicht, den Possenreisser zu machen. So hat es dahin kommen können, dass die Glieder der Versammlung gar nicht mehr merken, wie sie eigentlich behandelt werden, wenn die Stenographen, um anzuzeigen, dass gelacht wurde, den witzelnden Ausdruck «Heiterkeit» brauchen. Wenn ich Gelächter Heiterkeit nenne, so spasse ich; die Gesellschaft dort ist so spasshaft gestimmt, dass sie es selbst den Stenographen vergönnt, über sie zu spassen. Kurz, der Mangel an Würde und Ernst, welcher machen wird, dass Sie sich dort als Zuschauer, wenn das Glück gut ist, unterhalten, amüsirt, gewiss aber nicht erhoben fühlen werden, wird Ihnen manche Illusion nehmen. Dass es geschieht, habe ich einen Nutzen genannt, nicht nur für Sie, sondern jede Illusion, die Sie heute loswerden, wird nach einem Menschenalter Ihrem Vaterlande in Abrechnung gebracht werden. Vergessen Sie es nie, dass, was die Studenten der Jahre 1815—19 träumten, dass das im Jahre 1848 von der Paulskirche her Deutschland beherrschte! Sprechen Sie, wenn Sie durch den Anblick, den Sie in der Versammlung hatten, indignirt waren, diese Indignation, wo Sie hinkommen mögen, aus, sie wird sich Ihrer Hörer bemächtigen und diese breiten sie noch weiter aus, und vielleicht wird sie bald so allgemein, dass, wenn Sie das gesetzliche Alter haben, um in eines der beiden Häuser zu treten, der Landtag seinen jocosen Charakter verloren hat, aus ernsten Männern besteht, die nicht für die Gallerien sprechen, sondern um den Gegner zu widerlegen. Dieser negative ist aber nicht der einzige Nutzen, den es Ihnen gewähren wird, sondern auch positiven werden Sie haben, wenn Sie auf-

merksam einer solchen Landtagsdebatte zuhören. Indem man bei solcher Aufmerksamkeit doch immer innerlich mitspricht, beistimmt oder Einwendungen macht, gewöhnt man sich bei öfterm Hören solcher Auseinandersetzungen, diese Einwendungen sogleich bei der Hand zu haben, welche Geistesgegenwart, obgleich die Antworten inwendig bleiben, ebenso geübt wird, wie es für das Sprechen einer fremden Sprache, d. h. das Präsenthaben des passendsten Wortes, kaum ein besseres Uebungsmittel gibt, als das Anhören eines raschen Dialogs in dieser Sprache auf der Bühne, in welchen wir auch nur inwendig hineinreden.

Dies führt mich nun auf Institute anderer Art, bei welchen der Student nicht genöthigt ist, den Debatten blos zuzuhören, sondern, wenn sein Raisonnement inwendig zu mächtig geworden ist, demselben auch Worte leihen kann. Ich meine die Debatten in politischen Clubs und Volksversammlungen, Erscheinungen, die zwar jetzt, theils durch ihre Langweiligkeit, theils durch Verbote, verschwunden sind, jeden Augenblick aber wieder ins Leben treten können. Fange ich nun mit den Clubs an, so sind diese trotz des englischen Namens eigentlich eine französische Erfindung, denn England hat sie eigentlich nie gehabt, da auch die (übrigens aufgehobenen) Orangelogen etwas Anderes sind; Nordamerika wieder hat Tact genug gehabt, den Wink Washington's in seinem politischen Testament zu befolgen und sie verschwinden zu lassen. (Ganz temporär, bei der Präsidentenwahl, treten sie nur zum Behuf dieser wieder hervor.) In Frankreich dagegen sind sie zu verschiedenen Zeiten allmächtig gewesen; man denke an den Jakobinerklub, der ganz Frankreich beherrschte. Immer hat man sie unterdrückt, wenn die Anarchie aufhörte, immer sind sie bei jeder neuen Revolution wieder hervorgetreten, so im Jahre 1830, so im Jahre 1848. Deutschland hat sowohl in den neunziger Jahren als auch im Jahre 1848 Clubs nach französischem Zuschnitt gehabt und beide Male bestätigt, was Washington hervorhob, dass solche Institute, welche eine politische Macht besitzen, ohne durch Verantwortlichkeit contrebalancirt zu sein, unvereinbar sind mit einer starken Regierung. Dass sie bei uns das Regieren nur erschwert, nicht unmöglich gemacht haben, das hat seinen Grund in

gewissen deutschen Eigenthümlichkeiten. Einmal, dass bei uns nie, wie bei den Franzosen zu allen Zeiten, ein einziges Individuum Alle für sich gewinnen kann, dass wir, wie ich das gern ausdrücke, nicht wie die Franzosen ein Bienen-, sondern vielmehr ein Ameisenvolk sind, und dass demgemäss jeder Chef eines Clubs andere Chefgelüste hervorruft, in Folge deren der Club in Clübchen zerfällt und in der Zersplitterung seine Kraft verliert. Dann wieder calmirt sich jede Aufregung, die ein Clubredner hervorruft, dadurch, dass nur sehr Wenige mehr als eine Viertelstunde ohne Butterbrod und Bier aushalten können, dass diese Zugaben aber die Sache so gemüthlich machen, dass sie aufhört gefährlich zu sein. (Für den Staat meine ich, nicht für das Individuum, denn nächst der Bürgerwehr hat nichts so Viele zu Trunkenbolden gemacht, wie die Clubs.) Nutzen kann ich den Clubs, seit ich sie in der Nähe gesehen habe, bei uns wenigstens gar keinen zuschreiben. Die sogenannte politische Reife, die man als ihr Werk zu rühmen pflegt, halte ich für die Keckheit des Absprechens, und dass seitdem Schuster und Schneider, anstatt zu arbeiten, Politik treiben, halte ich aus demselben Grunde nicht für ein erhöhtes politisches Leben, aus welchem ich in den Nachtschweissen, in welchen die Haut für die Lunge fungirt, nicht ein gesteigertes, sondern ein krankes Leben suche. Die Clubs haben bei uns, indem sie in einer schlechten Weise die Unterschiede der Bildung verwischten, verwildernd gewirkt, eine gewisse Rohheit unter uns verbreitet, die ich für kein Glück erachte. Damit streitet aber gar nicht, dass, wo sie existiren, sie dem Studenten dazu dienen können, zu einer politischen Meinung, wie sie ihm ziemt, zu gelangen. Nicht durch Mitgliedschaft, von dieser rathe ich ab. Zwar kann sich der Student kaum anders normal entwickeln, als in der Gemeinschaft, wie der junge Baum, um gerade zu wachsen, des Waldes bedarf, aber diese Gemeinschaft bieten ihm die später zu betrachtenden Studentenverbindungen. In diesen erhält er seine eigentliche Form, wie Diamanten an Diamanten geschliffen werden und nicht an Schmutz. Aber er wohne den Clubs als *hospes* bei. Die meisten erlaubten auch einem solchen, wenn er sich dazu gedrungen fühlte, ein Wort hineinzureden. Aber selbst wenn er schweigend solchen Versammlungen bei-

wohnt, wird er Nutzen haben. Zuerst, dass er sieht, was es mit sogenannten Majoritätsbeschlüssen, was es mit der sogenannten Begeisterung der Masse, was es mit den Redensarten «ganz Preussen», «ganz Deutschland» u. s. w. für eine Bewandtniss hat, ist ein Schutzmittel gegen die Gewalt der Phrasen. Dann aber ist es gut, wenn schon der junge Mann selbst erfährt, was er bis dahin nur gehört hat, dass es der Klugen überall sehr wenige gibt, oder (*per inversionem*) dass überall die Schöpse die Mehrzahl bilden, und dass man eben deswegen am allergescheidtesten thut, wenn man auf sich steht und sich isolirt. — Wie die Clubs eine französische, so sind die Meetings, diese eigentlichen Urbilder unserer Volksversammlungen, eine ächt englische Erscheinung. Nicht in regelmässigen Intervallen, sondern wegen irgend einer gerade jetzt interessirenden Frage ladet man alle Welt zu einer Versammlung ein, Reden werden gehalten, eine Resolution wird gefasst und sehr genau redigirt, und dann geht man aus einander. Die ungeduldigen Franzosen sagen, dabei komme nichts heraus. Die praktischen Engländer denken anders. Als *Sir Robert Peel* die Abschaffung der Korngesetze vorschlug und durchsetzte, sprach er aus, das Verdienst gehöre Herrn *Cobden* und seiner Agitation durch die Meetings. Bei uns hatten die Volksversammlungen (mit Ausnahme vielleicht der in Berlin im März 1848 gehaltenen) sogleich einen andern Charakter. Es ward auf denselben nicht nur von einer Frage, sondern von allem Möglichen gesprochen, und sie waren eigentlich Versammlungen von Clubs ohne strenge Mitgliedschaft. In ihnen kann der Student noch mehr für seinen Zweck finden, und ich rathe Ihnen, sollten sie je wiederkehren, diese Gelegenheit nicht zu versäumen. Hier spreche er auch selbst; namentlich in den Fällen, wo er sieht, dass man durch Schmeichel- und Lügenkünste die Masse bezaubert, trete er auf und zeige ihr, dass er sie nicht fürchte. Gefahr wird er nicht laufen, wohl aber den Vorgeschmack haben von dem seligen Gefühl, das man unter Umständen im spätern Leben haben kann, wenn man allein gegen Hundert steht und sich sagt: Am liebsten schmissen sie dich hinaus, aber sie haben nicht die Courage.

Ich gehe von diesen Manifestationen der öffentlichen Meinung zu denen über, denen der herrschende Sprachgebrauch,

der nur sie als Organe der öffentlichen Meinung bezeichnet, die höchste Stelle anweist, zu den politischen Tagesblättern, den Zeitungen. Um diese richtig zu nutzen, muss man ihren wahren Werth erkennen, also sie weder über- noch unterschätzen. Wir haben darum zu untersuchen, worauf denn eigentlich das Ansehen sich gründet, welches (das Factum ist nicht abzuleugnen) die Zeitungen geniessen? Zum Theil auf pures Vorurtheil, und dass dieser Theil ihrer Achtung aufhöre, das ist nicht nur um ihrer Leser, sondern um ihrer selbst willen zu wünschen. Zuerst nämlich kommt den Zeitungen zu Statten der eigenthümliche Respect vor dem Gedruckten, welcher bei keinem Volke so gross ist, wie bei uns. Obgleich derselbe etwas Ehrenvolles hat, weil er zeigt, wie ernst wir es bisher mit dem Druckenlassen genommen haben, so bleibt es immer höchst seltsam, dass ein Satz durch das Hindurchgehen unter dem Pressbengel an Werth gewinnen und eine Dummheit, wenn sie gedruckt ist, nicht mehr Dummheit sein soll. Seltsam oder nicht, es ist so, und die Presse als solche ist zu einer so allgemein verehrten Macht geworden, dass man es schon ausgesprochen hat, das erste aller Menschenrechte sei die Pressfreiheit, obgleich diese sich doch auf die Klasse der Schreibenden beschränkt, und dass ganz allgemein Dieselben, die es in der Ordnung finden, dass Einer bestraft wird, wenn er an einem öffentlichen Orte etwas gesagt hat, ganz empört sind, wenn ein Anderer, der es drucken liess (d. h. in einem noch öffentlichern Orte aussprach), dafür zur Rechenschaft gezogen wird. Dass dieses Vorurtheil, welches die Presse in eine exceptionelle und privilegirte Stellung bringt, aufhöre, ist um ihrer selbst willen zu wünschen. Jedes Privilegium nämlich muss erkauft werden, für was gehört was. So lange der Presse, ausser Dem, was das gesprochene Wort für sich in Anspruch nehmen darf, das blosse Vorurtheil eine so ungeheure Macht einräumt, so lange kann der Staat, um ihr gegenüber nicht wehrlos zu sein, gar nicht anders, als dass er exceptionelle Massregeln gegen sie ergreift, directe oder indirecte Censur übt. Wer darum Pressfreiheit wünscht, wie ich, der muss auch wünschen, dass jenes Vorurtheil aufhört, denn je mehr es verschwindet, desto freier kann und wird die Presse werden können. Davon ist England ein

schlagendes Beispiel. Die Freiheit der Presse, die dort nicht durch ein Gesetz garantirt ist, sondern, seit die Censoren (*licensers*) aufgehört haben, existirt wie die Freiheit des Tabakschnupfens, ist dort allerdings grösser als bei uns. Dort aber fällt es auch Niemand ein, zu behaupten, dass, was gesprochen strafbar, dass das gedruckt straffrei sein müsse. Im Gegentheil, weil im letztern Fall der Kreis, zu dem gesprochen wird, weiter ist, ist man hinsichtlich des Gedruckten skrupulöser. (Als in England eine in Folge von Meetings an die Königin abgesandte Bittschrift, dass sie die Puseyistischen Bischöfe absetze, gedruckt werden sollte, hielt man es für rathsam, bei Juristen anzufragen, und erhielt den Bescheid, dass das in sehr schlimme Händel verwickeln könne. Bei uns dagegen geschieht es, dass Landesdeputirte, weil sie Tadel eines Majoritätsbeschlusses auf der Tribune ohne die Strafe des Ordnungsrufes nicht aussprechen dürfen, es vorziehen, ihn drucken zu lassen.) Wünscht man daher englische Pressfreiheit, so arbeite man darauf hin, zunächst in sich selbst, das Vorurtheil zu bekämpfen, als wenn Papier und Druckerschwärze, die allein durch den Druck zu einer Behauptung hinzukommen, irgend eine Garantie für Wahrheit abgäben. Früher, wo es Censoren gab, konnte man noch sagen: Wäre es nicht wahr, so wäre es nicht durchgelassen; jetzt aber fällt diese Beglaubigung weg, und daraus, dass etwas gedruckt ist, folgt, auch wenn es in einer Zeitung gedruckt ist, eben nur, dass es gedruckt ist. Zu dieser einfachen Beurtheilung kommt man am allersichersten, wenn man die Zeitungen sehr aufmerksam liest; auch ohne so eclatante Fälle, wie jene bekannte Tatarenbotschaft, erlangt man hinsichtlich der Zeitungsnachrichten eine Ataraxie, wie sie der erfahrene Banquier zeigt, wenn in der «Vossischen Zeitung» durch Inserate an- oder abgerathen wird, mecklenburger Actien zu kaufen. Also, soll Zeitungslectüre nützen, so ist erstlich der Respect vor dem Gedruckten als solchem in Abzug zu bringen. — Ein zweiter Umstand, welcher die Zeitungsartikel in einen ganz unberechtigten Vortheil bringt nicht nur gegen das gesprochene Wort, sondern auch gegen Solches, was in Büchern gedruckt ist, ist die A n o n y m i t ä t i h r e r V e r f a s s e r. Mag der Materialismus sich auch noch so laut machen, der Mensch ist und bleibt zur Mystik geneigt, und mehr als

vor allem Sichtbaren und Palpablen hat er Ehrfurcht vor einer unsichtbaren Macht. Eine solche unsichtbare Macht nun ist, was mit dem Worte «die Zeitung» besonders Diejenigen, die nur eine einzige lesen, zu bezeichnen pflegen. Vor vielen Jahren hörte ich, dass ein Bauer zu einem andern sagte: mit Christo sei es ja auch nichts, denn das stehe so im «Courier». (Das Blatt hatte über *Strauss*' «Leben Jesu» referirt.) Ich bin überzeugt, für den Mann wäre, wenn er bedacht hätte, dass Herr X. oder Y. diesen Artikel geschrieben habe, der Evangelist Matthäus eine bessere Autorität geblieben, jetzt aber war es eben nicht ein Mensch, den er hörte, sondern der «Courier», die «Zeitung», d. h. jene unsichtbare, mystische Macht. Meinen Sie aber nicht, dass nur der gemeine Mann so denke! Als der Kaiser der Franzosen befahl, dass hinfort jeder Zeitungsartikel von seinem Verfasser unterschrieben werde, erhob die gesammte Zeitungspresse ein Geschrei: jetzt sei es mit ihrer Macht zu Ende; und als die ersten Nummern mit Namensunterschrift erschienen, las ich in einer Berliner Zeitung die spöttische Aeusserung: «das *Journal des Débats* oder vielmehr Herr *Lemoine*», obgleich doch der Verfasser dieses Satzes eben auch nur ein Individuum ist, und zwar eines, das an politischer Einsicht Herrn *Lemoine* nicht das Wasser reicht. So lange aber die Sache so steht, so lange die Anonymität den Zeitungsartikeln ein grösseres Gewicht gibt, als ein von seinem Autor vertretener Satz in einem gedruckten Buche hat, so lange ist es nach dem schon oben geltend gemachten Grundsatze unausbleiblich, dass der sonst gegen die Zeitungen ganz wehrlose Staat die exceptionellen Massregeln gegen alles Gedruckte, von denen ich oben sprach, gegen die Zeitungspresse insbesondere und strenger übt, als gegen gedruckte Bücher. Wo die Anonymität diesen mystischen Nimbus nicht gibt, wäre das natürlich ganz unnütz. So in Amerika, wo, wie man mir gesagt hat, das Publicum sehr realistisch unter einer Zeitung lediglich ihren Redacteur versteht, an dem daher Jeder, wenn er sich verletzt weiss, seinen oft auch sehr realistischen Regress nimmt. Bei uns ist das anders, und darum sind Beschränkungen der Zeitungspresse, ich sage nicht zu rechtfertigen, sondern unausbleiblich. Wer darum, abermals wie ich, wünscht, dass diese Beschränkun-

gen aufhören, muss auch wünschen und für sein Theil dazu beitragen, dass die Verfasser von Zeitungsartikeln jenes Heiligenscheins entkleidet werden, welcher sie, wie schon mancher Heiligenschein, zu Märtyrern macht. Wodurch wird nun dies erreicht? Das in Frankreich gegebene Gesetz wünsche ich n i c h t. Erstlich, weil es in der That zu absolutistisch ist, und dann consequenter Weise auch alle anonym gedruckten Bücher verboten werden müssten. Sodann, weil es ja durch Pseudonymität, vorgeschobene Strohmänner u. s. w. illusorisch gemacht werden kann, und weil ein solches Gesetz immer depravirt. Es gibt ein anderes Mittel, welches noch dazu Jeder, nicht nur der Gesetzgeber, anwenden kann. Er gewöhne sich daran, nicht einen einzigen Augenblick zu vergessen, dass Der, welcher in einem Zeitungsartikel zu ihm spricht, ein Individuum ist wie er selbst, vielleicht viel unbedeutender als er selbst, der von der Sache nicht mehr versteht als er selbst. Es ist dies nicht ganz leicht, denn die Mystik steckt sehr tief in uns, aber es geht; es geht auch bei dem Studenten. Freilich eine Weise, wie man am allerleichtesten dazu kommt, indem man selbst für eine kurze Zeit an einer Zeitung mitschreibt und dann in die Lage des *haruspex* kommt, der dem andern nur mit Lachen begegnen kann, diese halte ich für den Studenten für bedenklich, da ihm am wenigsten ansteht, ohne offenes Visir zu kämpfen. Ein sehr aufmerksames Lesen der Zeitung, die man liest, führt langsamer, aber zuletzt auch dazu. Auch wenn eine wiederkehrende Chiffre dies nicht erleichterte, wird man an gewissen Eigenthümlichkeiten leicht erkennen, welche Artikel in einer Zeitung von Einem und Demselben geschrieben sind. Merkt man sich nur einigermassen, was man gelesen hat, und findet man, dass er nach drei oder sechs Wochen gerade das Gegentheil von Dem sagt, was er heute behauptet, oder findet man (beispielshalber), dass der Hauptlieferant politischer Weisheit in unserer am meisten gelesenen Zeitung allen Ernstes behauptet: «der (natürlich apokryphische) Vorschlag des Lord *Napier*, die russische Flotte solle aus Kronstadt herauskommen, er wolle ihr ein Kriegsschiff v o r g e b e n, sei eigentlich sehr vernünftig», so kommt man zu dem Resultat, dass der Schreiber dieser Artikel (und dieser ist es, den wir «die Zeitung» zu nennen

pflegen) ein Individuum ist, mit dessen Gedächtniss es curios, mit dessen Vernunft es noch närrischer aussieht. Experimentirt man nun ebenso bei einer andern Zeitung, so kommt man zu dem Resultate: was in der Zeitung steht, sagt eben auch nur ein Mensch, und daraus, dass ich seinen Namen nicht weiss, daraus allein folgt gewiss nicht, dass er sehr gescheidt sein muss.

Erst wenn man die Zeitungen der Wichtigkeit entkleidet hat, welche sie lediglich jenem doppelten Vorurtheil danken, erst dann kann man ihnen die Wichtigkeit einräumen, die ihnen abzusprechen ein Unterschätzen derselben wäre und uns der Belehrung berauben würde, die wir aus jeder Zeitung schöpfen können. Diese nämlich gewähren uns die politischen Tageblätter dadurch, dass sie Parteiblätter sind, entweder in dem Sinne, dass sie vorzugsweise gern von einer Partei gelesen werden, ihr Lieblingsblatt sind, oder aber in dem, dass sie mit der bewussten Intention geschrieben sind, die Principien einer Partei auszubreiten und ihre Interessen zu vertreten, was sie zu Organen einer Partei macht. Aus Blättern der ersten Art lernen wir, was eine gewisse Partei gern hört, aus denen der zweiten, was die klar Denkenden einer Partei für recht und zweckmässig halten. In ersterer Beziehung gibt es kaum eine lehrreichere Lectüre als die der «*Times*». Man hat diesen Mammuth unter allen Zeitungen (sie zahlt dreimal so viel Stempel als alle übrigen Zeitungen zusammen und jede Nummer enthält einen ziemlich starken Octavband Text) wegen seiner chamäleonartigen Charakterlosigkeit bei uns oft als die «Vossische» der Engländer bezeichnet. Nicht zur Schande beider verglichenen. Der Umstand, dass die «Vossische Zeitung» hundertundfünfzig Jahre besteht und jährlich an Abonnentenzahl zunimmt, beweist, dass sie den Namen Berlinische Zeitung mit Recht führt, und eine Zeitung, die der Klasse in England, welche die Steuern zahlt und die Parlamentsglieder wählt, so aus der Seele redet und so von ihr gelesen wird, wie die «Vossische Zeitung» (eben ihrer Versatilität halber, die bei Gelegenheit auch ein Extrablatt der Freude producirt) von dem ächten Berliner, ist jedenfalls eine bemerkenswerthe Erscheinung. Darum war vor der Februarrevolution der «*Siècle*» in Paris eine sehr bedeutungsvolle Erscheinung, nicht weil sein

Patron ein sehr bedeutender Mann war, sondern weil der *bourgeois de Paris* für ihn und für sein Blatt schwärmte, von diesem aber, weil er die Nationalgarde bildete, wie sich gezeigt hat, das Loos des Thrones abhing. Lange Zeit hindurch hatte Deutschland Parteiblätter nur in diesem Sinne. Erst seit dem Jahre 1830 gibt es (eigentlich wieder, wenn man an das vorige Jahrhundert denkt) Zeitungen mit Leitartikeln, die eine bestimmte Farbe tragen und die Interessen einer bestimmten Partei vertreten. Nachdem die «Deutsche Nationalzeitung» dies angefangen hatte, die «Rheinische Zeitung» dem nachgefolgt war, spielte für eine Zeit lang die etwas doctrinär gefärbte «Deutsche Zeitung» eine grosse Rolle. Gerade als die Mitarbeiter derselben dazu kamen, als Majorität des Frankfurter Parlaments Deutschland zu beherrschen, fing das Ansehen der Zeitung an zu sinken. Seit dem Jahre 1848 haben wir nun eine Menge von solchen Zeitungen, die Parteiorgane genannt werden müssen. Männer vereinigten sich, die Geld zusammenschossen, um Zeitungen zu gründen, bei denen es nicht darauf ankam, Geld zu verdienen, sondern Grundsätze zu vertreten und zu verbreiten, welche in Leitartikeln nach diesen Grundsätzen Tagesfragen, Massregeln der Regierung u. s. w. beurtheilten. Artikel solcher Zeitungen gelten nun natürlich nicht mehr blos als die Ansichten eines einzelnen Individuums, sondern von ihnen muss man voraussetzen, dass sie die Quintessenz von Dem enthalten, was die Partei denkt. Das Wort Partei selbst aber kann in einem verschiedenen Sinne gebraucht werden. Es kann nämlich in einem von den einzelnen Persönlichkeiten unabhängigen Sinne genommen werden, sodass es mit Dem zusammenfiele, was man System zu nennen pflegt. So würde z. B. in England die Freihandelspartei fortbestehen, auch wenn ein *Cobden* oder *Bright* von ihr abfiele. Oder aber man versteht unter dem Worte Partei einen Kreis von Männern, die sich zusammen- oder um eine oder mehrere Persönlichkeiten reihen, wie man z. B. in Frankreich von einer *Guizot'*-schen und *Thiers*'schen Partei sprach, obgleich das System dieser Männer, wie sie als Premierminister gezeigt haben, ziemlich gleich war, oder wie man heute von der Partei der Peeliten spricht. So könnte man also ausser den Blättern, welche als Lieblingsblätter Barometer sind für die in

ihrem Leserkreise herrschenden Stimmungen, zwei Kategorien von Parteiorganen unterscheiden, Organe eines bestimmten Systems und Organe einer Coterie, d. h. eines Kreises von Individuen. Was nun die erstern betrifft, Zeitungen, welche, wie das torystische «*Quarterly review*» oder der freihändlerische «*Economist*» in England, alle Fragen nur von einem, unveränderlichen Gesichtspunkte aus betrachten, so haben wir in Deutschland eigentlich nur ein einziges solches Tagesblatt, und man mag der «Kreuzzeitung» nachsagen was man will, den Ruhm werden ihr selbst die Gegner, denen sie ihn dankt, nicht absprechen, dass, während sonst überall die Zeitung nach der Partei, hier die Partei nach der Zeitung benannt wird. Ein Parteiblatt im zweiten Sinne des Wortes wäre, um eines der besten zu nennen, das «Preussische Wochenblatt», welches zeigt, wie die Tagesfragen von den Männern beantwortet werden, welche, obgleich sie in so wichtigen Fragen, wie die religiösen sind, sehr aus einander gehen, seit einiger Zeit durch die Opposition gegen die Regierung zusammengeführt worden sind. Die allermeisten von unsern Zeitungen aber gehören nicht zu diesen beiden Kategorien, sondern zu denen, die ich zuerst charakterisirt habe, die, wie es im «Wallenstein» vom Wein heisst, «nicht erfinden, sondern nur ausschwatzen», und ich brauche nicht zu wiederholen, dass ich als einen der reinsten Typen dieser Art die «Vossische Zeitung» betrachte. (Als der alte *Lessing* lebte, noch mehr, denn jetzt ist sie etwas zu consequent geworden, was ihr sehr viel von ihrem Interesse nimmt.) Da wir nicht so glücklich sind, eine Zeitung zu besitzen, wie das englisch lesende Publicum an «*Galignani's messenger*», in welchem die Leitartikel der bedeutendsten Blätter zusammengestellt sind, so wird, wer mit Hülfe von Zeitungen sich eine Ansicht bilden will, kaum umhin können, aus jeder Kategorie mindestens eine Zeitung regelmässig zu lesen. (Die Augsburger «Allgemeine Zeitung» ist zwar ziemlich frei von aller Einseitigkeit, kann aber nicht eine Zeitung wie «*Galignani's messenger*» ersetzen.) Freilich, so sehr wird sich ein auch eifriger Leser deutscher Zeitungen hinsichtlich der Klarheit seiner Ansichten schwerlich gefördert finden, als es der Engländer durch manches englische Blatt wird, der Franzose, als seine Presse noch nicht unter der Presse war, durch seine Journale wurde. Dies hat sei-

nen Grund darin, dass in beiden Ländern die wichtigern Artikel entweder von sehr bedeutenden Staatsmännern geschrieben oder wenigstens nach ihrer Angabe verfasst und durchgesehen wurden. Lord *Brougham* hat in den Tagen seines grössten Ruhms geschrieben, ebenso Herr *Thiers*. Was im «*Globe*» steht, davon weiss man, dass Lord *Palmerston* es wenigstens gelesen und gebilligt hat. Ein Artikel in der frühern «*Presse*» zeigte, wie Herr *Émile Girardin*, eine der feinsten politischen Nasen, die Zeit beurtheilte. Die Gebrüder *Bertin*, welche nach einander die Hauptartikel in dem «*Journal des Débats*» schrieben, waren so in die Staatsgeheimnisse eingeweiht, dass sie jeden Augenblick ein Ministerium hätten übernehmen können. Das fühlt man den Artikeln an. Bei uns, wo es nicht so reiche Leute gibt wie in Frankreich und England, ist die pecuniäre Rücksicht bei den meisten Zeitungen sehr massgebend. Die praktischen Staatsmänner haben zu viel zu thun oder halten es unter ihrer Würde, selbst Artikel zu schreiben. So nahm man denn zu Redacteuren Solche, welche nicht zu viel kosten und eine gewandte Feder führen, also in der Regel junge Literaten, die einen schönen Styl schreiben. Da sich der schöne Styl bei uns sehr gut mit dem Verhunzen der Sprache verträgt, und da es auf der andern Seite sehr erklärlich war, wenn ein solcher junger Redacteur sich durch Studium der bessern ausländischen Journalistik auszubilden versuchte, so danken wir dem unser gegenwärtiges Zeitungsdeutsch, wo nicht nur das *a linea* den deutschen «Absatz» verdrängt hat, sondern Einer «über den Andern es davontragen wird», d. h. auf Deutsch *l'emportera sur l'autre*, wo von politischen «Vergnüglingen» die Rede ist, einer italienischen Uebersetzung des deutschen *dilettanti*, ja wo man uns «auf dem Laufenden» der Neuigkeiten erhält, als wenn nicht in diesem Falle, wenn man *au courant* übersetzen wollte, «im Strom» die einzig mögliche Uebertragung wäre. Und wenn es nur bei dieser gespreizten Form bliebe! Sie selbst aber ist nur die Erscheinung eines sich aufspreizenden Inhalts. Weil nämlich, der den Artikel schreibt, das Bewusstsein eigener Importanz nicht hat, so sucht er wenigstens durch ein Anlehnen an Bedeutenderes sich wichtig zu machen. Daher die in deutschen Zeitungen so häufig vorkommende Formel: Von wohlunter-

richteter Stelle wird uns die Nachricht, oder auch wieder die Manier, am Redactionsorte verfasste Artikel für Correspondenzartikel aus weiter Ferne auszugeben, als wenn nicht das Erstere das Geständniss enthielte, der Schreiber selbst sei nicht wohlunterrichtet, und das Zweite die Anerkenntniss, dass, was in seiner eigenen Stube geschrieben wird, nicht weit her sei. Ebenso kann ich auch nur aus dem Gefühle eigener Unbedeutendheit es erklären, dass so vielen deutschen Zeitungsschreibern die Helden ihrer Partei sogleich als Götter (d. h. als über ihnen selbst unendlich erhaben) erscheinen. Ich muss gestehen, als ich in Zeitungen, die sich noch dazu das ehrende Prädicat «liberal» beilegten, nicht nur ein Entzücken darüber fand, dass in Gotha dicht neben den germanischen Gesichtszügen des edlen Präsidenten die orientalischen des gewandten Vicepräsidenten zu sehen waren, sondern sie sogar mit wahrer Begeisterung erzählen hörte, Herr *von Radowitz* leide an Hämorrhoiden und in einer verhängnissreichen Stunde sei der Fluss derselben besonders reichlich gewesen, — da hat mich das stark an die Verehrer des Dalaï-Lama erinnert. Ich will zugeben, dass seit der Zeit, wo ich zum ersten Male in ähnlicher Weise wie heute über deutsche Zeitungen in diesen Vorlesungen sprach, dass seit der Zeit sich Vieles verbessert hat. Verschwunden ist Das, worin ich ihnen die englischen und frühern französischen vorziehe, verschwunden ist diese verzwickte Form und der von innerer Unbedeutendheit zeugende Inhalt noch lange nicht. Ich hätte aus der allerneuesten Gegenwart ganz ähnliche Beweise und gleich schlagende Pröbchen beibringen können. Wozu aber? Die heute angeführten habe ich schon vor Jahren citirt. Wie ich von ihnen gesprochen, konnte kein Geheimniss bleiben, denn es waren mehrere Hundert Zeugen dabei gewesen, die bösen Folgen für mich von Seiten Derer, deren Organ ich verhöhnt hatte, sind nicht ausgeblieben. Soll ich nun heute vor mindestens ebenso viel Zeugen durch Verhöhnung irgend eines andern Blattes es und seine Gönner mir auch auf den Hals ziehen? Ich denke, nein! Man wird allmälig doch alt, und eine isolirte Stellung, so grosse Vortheile sie dem Baume darbietet, der sich immer weiter auszubreiten die Kraft hat, Dem, der anfängt faul zu werden, kann sie gefährlich werden. So habe

ich also nur Solchen Aergerniss gegeben, die es ohnedies an mir genommen haben, und alle andern Zeitungen denke ich mir zu Freunden zu machen, indem ich als Summa unserer Untersuchung darüber, wie der Student dazu kommt, sich eine eigene politische Ansicht zu bilden, Ihnen zurufe: Lesen Sie die stenographischen Berichte, besuchen Sie die Landtagssitzungen und, wo es deren gibt, die Clubs, vor Allem aber lesen Sie aufmerksam viele, nur ja recht viele deutsche Zeitungen!

Achte Vorlesung.

Dass und wie sich der Student eine politische Ueberzeugung zu schaffen habe, ist in einer ausführlichen Untersuchung gezeigt. Es entsteht die weitere Frage: Welche politische Ueberzeugung ziemt dem wahren Studenten? Da ich als das Wesen der Ueberzeugung dies angegeben habe, dass sie von Dem, der sie hat, selbst erzeugt sei, ihr Inhalt ein selbstgemachter, nicht gegebener sei, so kann auch der Sinn dieser Frage nicht der sein, dass, was der Student für wahr halten solle, ich Ihnen (d. h. dem Studenten) angebe. Ob die monarchische Staatsform, ob die republikanische die beste, ob nur eine von beiden die vernünftige ist, und diesen ähnliche Fragen zu beantworten ist hier nicht die Aufgabe, sondern es handelt sich darum, zu finden, ob nicht hinsichtlich Dessen, was man die Farbe einer politischen Ansicht zu nennen pflegt, aus Dem, was wir bisher gefunden, sich etwas folgern liesse. Fänden wir auch nur das Eine, dass gewisse Farben, z. B. das sogenannte *changeant*, unzulässig sind, so wäre dies schon ein Gewinn.

Die immer wiederkehrenden Bezeichnungen radical, liberal, conservativ, absolut, verbunden mit dem Umstande, dass die in Landtags- und Kammerversammlungen vorkommenden Unterschiede der äussersten und centralen Linken und Rechten mit jenen vier Nüancen zusammenzufallen

scheinen, machen es uns zur Pflicht, zunächst die Ausdrücke zu betrachten. Da finden wir nun zunächst, dass zwei derselben weder unter sich selbst noch mit den beiden andern in einem unvereinbaren Gegensatz stehen. Das Radicale nämlich als Gegensatz zum Oberflächlichen und das Absolute als Negation des Relativen ist ganz und gar Dasselbe, es ist das «Sehr» im Gegensatz gegen das «Etwas», das Ganz im Gegensatz zum Halb, es drückt nicht die Qualität einer Farbe, sondern nur ihren Grad aus. Wie darum die Intensitätsbezeichnung hell und dunkel zu allen Farben hinzugefügt werden kann, so ist der Radicalismus und Absolutismus mit jeder politischen Ansicht vereinbar: ich bin absolut liberal, wenn ich es nicht nur zu Zeiten und unter Umständen bin, und bin ein radicaler Conservativer, wenn ich mich nicht nur äusserlich so anstelle. Was dann insbesondere den Studenten betrifft, so darf hier hinsichtlich dieser so oder so zu bezeichnenden Intensität seiner Ueberzeugung gar kein Zweifel stattfinden. Natürlich muss er ein radicaler oder absoluter Politiker sein, d. h. wo er sitzt, muss er festsitzen, und im Aeussersten. Dem Philister, der alle Entschiedenheit fürchtet, sind die Extreme zuwider, er hat eine solche Passion für das Centrum der Unentschiedenheit, dass er z. B. in Berlin einmal, zum Jubel aller andern Philister, noch ehe man wusste, wer die Abgeordneten sein würden, aussprach: vor Allem müsse man für ein starkes Centrum sorgen. (Einem solchen Centralmanne mit seinem Centrum *in blanco* ist es etwas ganz Natürliches, sich, wenn die ganze Kammer aus «Linken» besteht, nicht etwa rechts, oder, wenn aus «Rechten», links zu setzen, in beiden Fällen wird er sich einen Mittelplatz suchen.) Im Gegensatz dazu fordere ich, dass Sie extrem seien in Dem, was Sie sind. Dies heisst nicht Parteiwuth predigen. Wüthend sind überhaupt nur die Unsichern, darum die Knaben. Wem etwas so klar ist wie $2 \times 2 = 4$, der wüthet nicht dafür, der hält es fest, mit Passion, wenn Sie wollen, denn was man nicht mit Passion thut, thut man überhaupt nicht, aber ruhig. Er lacht über Den, welcher behauptet, es sei nicht $= 4$, sondern $= 5$. — Da sich das Absolut- oder Radicalsein für den Studenten von selbst versteht, so scheint für ihn nur die Alternative übrig zu bleiben, welche die Worte liberal und conservativ

andeuten. Hinsichtlich dieser Ausdrücke bemerke ich ganz zuerst: Da den eigentlichen Gegensatz zu «liberal» nur «servil», zu «conservativ» nur «destructiv» bildet, diese beiden Prädicate aber kein Mensch sich beilegt, weil sie Scheltworte sind, so sind die Namen Liberale und Conservative eigentlich lobende und dürften schon Höflichkeits halber nicht zu exclusiven Parteinamen gemacht werden. «Ich bin liberal, Sie gehören zu meiner Gegenpartei», ist eigentlich ebenso insolent wie: «Ich gehöre zu den ehrlichen Leuten, Ihre Partei ist die entgegengesetzte.» Ohne Zweifel würde auch jene erste Insolenz sehr oft mit dieser zweiten beantwortet werden, wenn Einem nicht, wo der Andere fortwährend sagt: Wir Liberalen, die Frauen einfielen, die sehr viel von ihrer Tugend sprechen. Also schon weil sie prahlerische Namen sind, sollte man sie nicht brauchen, um die eigene Partei zu bezeichnen, um so weniger, als sie zwar nicht, wie die Ausdrücke absolut und radical, immer, aber doch oft zusammenfallen können und also unpassend gewählt sind, um einen Gegensatz zu bezeichnen. Wenn z. B. die bestehenden Gesetze sehr liberal sind, so ist der Servile der Destructive und der Liberale gerade der Conservative. Aus diesen Gründen also erklären wir uns dagegen, dass die Alternative, von der wir eben sprachen, als ein Dilemma zwischen Liberalismus und conservativer Gesinnung gefasst werde. — Das ganz Entgegengesetzte zu dieser Manier, zwei sich gar nicht ausschliessende *epitheta ornantia* zu Parteinamen zu machen, ist, wenn Scheltworte dazu gebraucht werden. Auch darin entgegengesetzt, dass, wenn die Ehrennamen arrogirt wurden, die Schandnamen dagegen der Gegenpartei an den Kopf geworfen werden. Hierher gehören die Bezeichnungen Heuler und Wühler, die ich, abgesehen von dem eben Erwähnten, dass sie eben Schimpfworte sind, schon deswegen nicht gelten lassen kann, weil sie keinen Gegensatz bilden, indem es weder unmöglich ist, dass Einer heulend wühlt, noch dass er wühlend heult. — Weniger unhöflich, schon deswegen, weil sie nicht ausgegangen ist von der Gegen-, sondern vielmehr von einer Mittelpartei, ist die Bezeichnung Revolutionäre und Reactionäre; auch sie ist eher eine tadelnde als eine lobende, aber doch so erträglich, dass, was bei den Worten Heuler und Wühler nie vorkam, es auch

Solche gibt, die sich dess rühmen, die Principien der Revolution zu vertreten, und wieder Solche, die es preisen, dass die Wogen der Reaction so hoch schlagen. Ich kann aber dennoch auch diese Bezeichnung nicht als richtig passiren lassen, weil auch hier Das fehlt, was ich von jeder richtigen Disjunction verlange, der ausschliessende Gegensatz. Etymologisch genommen ist zwischen Dem, der zurück führt oder zieht, und Dem, der zurückwälzt, der Unterschied nicht sehr gross, und sachlich scheint mir auch keiner stattzufinden zwischen Denen, welchen vorgeworfen wird, sie wollten das Junkerthum des Mittelalters wieder ins Leben rufen, und Denen, welche mit ihrem «Wir sitzen hier um Aufruhrs willen» das Faustrecht, das erst recht mittelalterlich ist, zurückwünschen. Darum eben auch der ganz gleiche Erfolg, den die Herrschaft beider hat und den die erste Silbe ihres Namens richtig andeutet: sie bringen beide zurück. Als die Revolution des Jahres 1848 ausbrach, habe ich es offen ausgesprochen, dass, wenn wir 1857 wieder so viel wahre Freiheit hätten wie im Jahre 1847, wir Gott preisen müssten, dass er uns mit dem Verluste von zehn Jahren abkommen lasse. Man jubelt jetzt über die prächtigen Wellen der Reaction; ich aber weiss, dass Gott es genauer mit uns nimmt, und dass der von mir damals bezeichnete Termin procrastinirt werden muss! — Am logischsten, weil darin wirklich ein Gegensatz enthalten ist, am kältesten und objectivsten, weil sie keinen Tadel enthält, scheint die Bezeichnung zu sein, welche die verschiedenen politischen Ansichten mit Bewegungen in entgegengesetzter Richtung vergleicht und demgemäss von Solchen spricht, die vorwärts und die rückwärts streben, von Progressisten und Regressisten. Ich könnte nun daraus, dass beide, indem sie sich immer mehr von einander entfernen und stets von den Schlechtigkeiten erzählen, die in dem Lager der Gegner stattfinden, folgern, dass sie b e i d e rücklings gehen müssen, will dies aber um so weniger, als man meiner Bedenklichkeit leicht begegnen könnte, indem man, anstatt vorwärts und rückwärts, nach rechts und nach links sagen könnte. Ich will also zugestehen, es sind denkbar und existiren wirklich zwei verschiedene politische Ansichten, von denen die eine zum Fortschritt aufmuntert und Vorwärts! ruft, die andere zur Um-

kehr mahnt und Rückwärts! commandirt. Auf die Frage aber: Welches ist die Parole des wahren Studenten? antworte ich: Aufwärts! Als ich, vor beinahe zwanzig Jahren, dies zum ersten Male hier aussprach, da hat es Einige nicht unangenehm frappirt. Mancher hat es wohl gar, als etwas ganz Wahres und nicht nur für den Studenten Gültiges, weiter verbreitet. Viel lauter aber war der Sturm, der sich dagegen erhob, und ich bin eine Zeit lang mit dieser meiner Parole und mit Dem, was ich für dieselbe sagte, die Zielscheibe öffentlicher Angriffe gewesen. Wenn ich dieselbe heute noch festhalte, ja wenn ich, um den Standpunkt, den ich dem wahren Studenten anweise, zu charakterisiren, in ganz ähnlicher Weise wie damals schon zu zeigen versuche, was geschehen wird, wenn der Student aufwärts strebt in seinen politischen Ansichten, so ist das eine Folge meines harten Kopfes, den nicht einmal Zeitungsartikel davon abbringen können, dass der Raum mehr Dimensionen hat als zwei.

Die genauere Betrachtung der physischen Bewegungen, welche als metaphorische Bezeichnung für verschiedene Bestrebungen gebraucht wurden (vorwärts, rückwärts, aufwärts), gibt uns zunächst einen Wink darüber, wie Der, der unserm Wahlspruch folgt, von den Andern wird, ja muss angesehen werden. Denken Sie auf einer unabsehbaren Ebene, wie sie etwa nur der ganz ruhige Ocean darbietet, oder eine Steppe, die bis an den Horizont reicht, weit von einander mit dem Antlitz einander zugekehrt zwei Menschen stehend, in deren Mitte, von beiden gleich weit entfernt, ein Adler sich senkrecht in die Luft erhebt, so wird (Sie haben Aehnliches gewiss schon bemerkt) dies dem Einen gerade so erscheinen, als wenn der edle Vogel, die Flügel bewegend, auf dem Boden dem Andern zuliefe. Gerade so wird dies dem Andern hinsichtlich des Erstern erscheinen, ja wenn die Ebene so weit ist, dass die Beiden sich gegenseitig weit unter dem Horizonte sehen, wird es geschehen, dass ein Augenblick kommt, wo es Beiden scheinen wird, als habe der Adler jetzt den Standpunkt des Andern erreicht, endlich sogar, als sei er über diesen Punkt hinausgelaufen. Wundern Sie sich deswegen nicht, wenn Der, dessen politische Theorie aufwärts strebt, von den Fortschrittsmännern zu den Männern der Umkehr gerechnet wird und umgekehrt; es ist ganz

erklärlich, wenn Der, der westlich steht, behauptet, er gehe immer mehr östlich, und ganz gleichzeitig der Andere behauptet, nach Westen gehe sein Dichten und sein Trachten. Beide urtheilen so ganz *bona fide*, denn auf dem Niveau, auf welchem sie stehen, ist eine Entfernung von ihnen wirklich nur als Annäherung an den Gegner denkbar, und dass es ein anderes Niveau gebe, kann Einer, der sich nie darüber erhebt, nicht wissen. Wo darum verschiedene Parteien uns jede zu dem Gegner stellen, ist das kein Unglück, es kann die Folge sein, dass wir in der Lage jenes Adlers uns befinden. Dagegen ist es höchst misslich, wenn wir erfahren, dass jede uns zu sich rechnet. Jenen Adler sah keiner der Beiden jemals sich näher kommen, wohl aber den Hasen, der vor Beiden sich ängstigend und auf die Ebene gewiesen bald hierhin und bald dorthin läuft, und mit diesem soll kein wackerer Mensch, geschweige denn ein Student, eine Aehnlichkeit haben. Obgleich es darum ein viel besseres Zeichen ist, wenn man von beiden Seiten angefeindet wird, so ist es doch nicht entscheidend, denn derselben optischen Täuschung, welche hinsichtlich des fliegenden Aars stattfand, werden jene beiden Männer auch unterliegen können hinsichtlich eines zwischen ihnen still liegenden Körpers. Je mehr nämlich der eine von ihnen sich in seiner, der westlichen, Richtung weiterbewegt, um so kürzer wird ihm die Distanz zwischen dem stillstehenden Gegner und diesem mittlern Körper erscheinen, und seinerseits wird der Partisan des Ostens, wenn der sich bewegt, eine ganz ähnliche Erfahrung machen. Auch das *juste milieu* also, welches mit jenen auf demselben platten Niveau und ihnen darin noch nachsteht, dass es passiv und inert ist, während jene sich doch wenigstens selbst regen, kann in die Lage kommen, welche wir als die ehrenvollere bezeichneten, *bona fide* von beiden Parteien je dem Gegner zugezählt zu werden. Es entsteht um so mehr das Bedürfniss nach einem sichern Kriterium, wodurch die Ansicht, die ich fordere, von dem *juste milieu* unterschieden ist, als es sehr Viele gibt, die diesen Unterschied ganz leugnen. Dies ist auch ganz erklärlich. Denken wir uns wieder jene Beiden auf der Ebene, so bringt die Erfahrung, dass, während dem Einen der Gegenstand östlich zu gehen scheint, der Andere ihn der westlichen Seite

zugehen sieht, sie natürlich dazu, hier eine optische Täuschung anzunehmen. Geht man, wie sie es thun, von der Voraussetzung aus, es sei unmöglich, dass irgend ein Wesen existire, das sich nicht auf derselben Ebene befinde wie sie, so ist jenes optische Phänomen freilich nur so zu erklären, dass der so verschieden gesehene Gegenstand sich im *juste milieu* und sie in consequentem Fortschritt befinden. Es ist darum wieder *bona fide* gehandelt, wenn sie und die sich über ihr Niveau nicht erheben, in jenem steigenden Aar nichts sehen als einen Vogel, der ungefährlich ist, weil er sich nie von der Stelle regt, den man aber bei Gelegenheit brauchen kann, wie man ja angebundene, ja sogar ausgestopfte Raubvögel benutzt, um Sperlinge zu scheuchen. Der Fliegende weiss das freilich besser, ihn überzeugt davon, dass er sich in steigender Bewegung befindet, der Blick, den er auf die beiden Gaffer wirft und auf den zwischen ihnen liegenden inerten Stein. Dieser zeigt ihm, dass er von Minute zu Minute mehr sich von ihnen allen dreien entfernt. Und hierin allein haben wir das sichere Merkzeichen, wodurch die Ansicht, welche wir fordern, sich von dem *juste milieu* unterscheidet. Während dieses ganz naiv ausspricht, hierin oder in diesem Momente mache es mit den Fortschrittsmännern, dagegen jetzt wieder mit den Reactionären gemeine Sache (es geht ihm wie dem Hügel auf dem Schlachtfelde, an den sich bald das eine, bald das andere Heer anlehnt und vermittelst dessen, aber nicht von dem die Schlacht gewonnen wird), während dessen wird der Aufwärtsstrebende sich nie gemein machen, weder mit den einen noch mit den andern, und sollte er je bemerken, dass er den einen näher gekommen sei, dies, wie jener griechische Held den Beifall des Pöbels, als ein Zeichen ansehen, dass er heruntergekommen sei. Zu Coalitionen ist Einer, der so steht, freilich nicht geschickt, das aber ist kein Unglück, denn mit denen kommt man nicht weit. Sagt man: die so denken, gehören zu Denen, die keine Partei ergreifen, so stelle ich dies in Abrede. Gerade sie haben eine ergriffen, die Sache nämlich, die sie vertheidigen; meint man aber unter der Partei Menschen, so sind wiederum nur diese im Stande eine Partei zu ergreifen, alle andern höchstens sich von einer ergreifen zu lassen. Zum Schweif eines Parteiführers

taugen sie freilich nicht, diese Männer, welche man glaubt verurtheilt zu haben, wenn man sagt, sie seien nicht Fisch noch Fleisch, als wenn nicht dies für Manches, wie z. B. für den Geist, ein Lobspruch wäre. Diese Ansicht nun, die ich bisher nur mit Anknüpfung an ein Bild charakterisirt habe, schreibe ich Dem zu, der weder mit den Rückwärtsblickenden den Grundsatz (der Jesuiten) festhält: So muss es sein, denn so ist es gewesen, noch den diametral entgegengesetzten (des Mephistopheles): Was ist, muss dem Neuen Platz machen, zu seiner Devise macht, noch endlich wie das *juste milieu* nur erwartet, was da kommen wird, sondern welcher erkennt und will, was sein muss, weil es sein soll, welcher, wo er an dem Seienden festhält, es thut, nicht weil es existirt, sondern weil er es als vernünftig erkannt hat, wo er eine Veränderung fordert, es nicht aus Neuerungssucht thut, sondern weil er weiss und also auch beweisen kann, dass das Bestehende unvernünftig, die Veränderung nothwendig ist. Da vernünftige Nothwendigkeit mit Dem zusammenfällt, was wir die Idee nennen, so wird nicht als eine, sondern als die einzig mögliche Farbe der politischen Ansicht des Studenten die ideale angegeben werden müssen, welche nur Das im Staate als berechtigt ansieht, was der Idee entspricht, und sich zu den beiden charakterisirten Ansichten verhält, wie zu einem photographischen Apparat, der den Gegenstand nur copirt, oder zu den gefärbten Gläsern mancher Gartenhäuser, durch welche man die Landschaft mit ganz andern Farben sieht, der Maler sich verhält, der sie idealisirt, d. h. die Idee, das Schöne in ihr hervorhebt und sichtbar macht. Wer in dem Staate nur die Vernunft sieht und anerkennt, der beschäftigt sich, da er selber ja Vernunft ist, mit sich selbst, mit Dem, was sein eigentliches wahres Leben ausmacht; und wenn in diesem nicht bei einem Fremden, sondern bei sich Sein Das besteht, was wir Freiheit nennen, so wird also die freie oder liberale Ansicht vom Staate wiederum nicht nur eine der zu ergreifenden, sondern die allein erlaubte für den Studenten sein. Eine ideale Politik ist eine liberale oder freisinnige, wie ja auch nur darum die Thätigkeit des Malers unter die freien Künste (*artes liberales*) gerechnet und dem servilen oder banausischen Thun des blossen Handwerkers entgegengestellt wird, weil sie Ideales dar-

stellt. Auf die Frage darum: Wie hat sich der Student dem Staate gegenüber zu verhalten? haben wir die Antwort erhalten: als ein liberaler Betrachter desselben, so wie der mit Ideen erfüllte Mensch eine Statue betrachtet, welche, wie der Dichter mit Recht bemerkt, dem Vandalen nur Stein ist. Ideale und liberale Betrachtung ist Dasselbe, und es gehört zu den Gedankenlosigkeiten unserer Zeit, wenn man politischen Liberalismus vereinigen will mit ganz prosaischem Realismus in der Kunst, oder wieder, wenn man gegen die materialistische Tendenz unserer Zeit spricht und Liberalismus, zur eigenen Schande, als Scheltwort, also illiberal oder servil als ein zierendes Beiwort ansieht.

Also wie der Nicht-Vandale zum Kunstwerk, so soll der Freisinnige zum Staate stehen, er soll, wie Aristoteles mit Recht vom Kunstwerk verlangt, dass es die Gegenstände darstelle, nicht wie sie sind, sondern οἷα ἂν γένοιτο, auch an den Staat die Forderung stellen, dass er Dem nachkomme, was vernünftiger Weise sein soll. Gerade wie ein Kunstwerk ohne Idealität, d. h. ohne Schönheit, absolut nichts taugt, selbst wenn es in ganz guten Absichten, z. B. zu einem wohlthätigen Zweck, gemalt und ausgestellt ist, gerade so taugen Einrichtungen in einem Staate nichts, wenn sie mit der Vernunft streiten, und wenn sie auch noch so wohlthätige Wirkungen hätten. Wir sehen weiter zu, was aus dieser Betrachtung des Staates als eines Kunstwerks weiter folgt. Wie in einem jeden andern Kunstwerke der ideale Gehalt in einem bestimmten Material, im Gemälde in Gestalten und Farben, in der Musik in Tönen verwirklicht ist, gerade so bilden für den Staat die Eigenthümlichkeit des Volkes, die vorgefundenen factischen Zustände das Material, in welchem das als vernünftig Erkannte auszuführen ist. Obgleich in dem Kunstwerk sich Beides ganz durchdringen soll und eben deswegen keines von Beidem für das Kunstwerk wesentlicher ist als das Andere, so streitet damit doch gar nicht, dass es sich bei dem Subjecte, das mit dem Kunstwerke zu thun hat, verschieden verhalten wird, je nachdem es sich theoretisch oder praktisch zu ihm verhält. Beide werden, denn sie sind keine Vandalen, auf dem idealen Standpunkte stehen oder, um das gewöhnliche Wort hier zu brauchen, ästhetisch gebildet sein, der Eine aber wird sich als ästheti-

scher Praktiker, der Andere als ästhetischer Theoretiker zeigen; jenen nennt man bekanntlich Künstler, diesen Kunstkenner oder auch schlechthin Aesthetiker. Es kann vorkommen, dass sich in einem und demselben Individuum Beides in einem eminenten Grade zeigt, sodass, wie in einem *Leonardo da Vinci* oder einem *Mendelssohn*, neben der schöpferischen Seite die, welche man die gelehrte genannt hat, gleich sehr ausgebildet ist. In der Regel aber wird es aus einander fallen, sei es nun temporär, wie bei *Goethe*, welcher gesteht, dass er theoretisirt habe, nur wenn die Productionskraft schwieg, sei es — und dies ist das Gewöhnlichere — ganz und gar, sodass der Künstler nicht Theoretiker, der Theoretiker dagegen nicht Künstler ist. Der Unterschied nun zwischen beiden besteht nicht darin, dass beide sich in die beiden Momente, welche zum Wesen des Kunstwerks gehören, theilen, vielmehr ist ihnen beiden Beides unerlässlich, nur in einem diametral entgegengesetzten Verhältniss. Ohne Ideen wäre der Künstler ein blosser Handwerker; um aber nicht ein ideenreicher Sudler zu sein, muss er eine genaue Kenntniss von dem Stoffe haben, in dem er arbeitet, ja diese auf Wissen gegründete Herrschaft über den Stoff ist ihm vor Allem nothwendig; dagegen kann die Idee ohne klares Bewusstsein instinctartig in ihm leben und ihn leiten, und wir vergeben ihm, wenn er sie zum Bewusstsein bringen will, dass er sich vergreift. Umgekehrt werden wir nicht zu streng sein dürfen, wenn der Aesthetiker frostige Dramen schreibt oder seine Bilder Sudeleien sind; unerbittlich dagegen dort, wo er bei der Beurtheilung und Deutung eines Kunstwerks sich ideenarm zeigt. Und auch was das Erstere betrifft, wird unsere Nachsicht nicht so weit gehen, dass wir ihm alles Verständniss hinsichtlich des Materials erliessen, sondern wir dulden bei ihm, dass, wie beim Künstler die Idee, so hier das Vertrautsein mit dem Stoff instinctartig sei, Sinn für Farben, musikalisches Gehör u. s. w. Wo auch diese fehlen, kann selbst ein eminentes Genie, wie z. B. *Kant*, wenn er von Musik spricht, Thorheiten begehen. Machen wir jetzt die Anwendung auf das grosse Kunstwerk, das wir Staat nennen, so ist es denkbar, dass der Staatskünstler, wie ich am liebsten den praktischen Politiker nennen möchte, mit dem Staatstheoretiker zusammenfällt, indem er ein

ganz klares Bewusstsein der Ideen hat, die ihn leiten. *Karl der Grosse*, *Richelieu*, *Friedrich der Grosse* scheinen solche *Leonardo da Vinci* unter den Staatsmännern gewesen zu sein. In der Regel aber wird Beides, gerade so wie wir es eben gesehen haben, aus einander gehen. Gerade so also wird der praktische Staatsmann nicht ein ideenloser Routinier sein, aber die Ideen, die ihn leiten, werden als freier Sinn, als eine liberale Gesinnung, nicht als bewusste Theorie in ihm leben, und dagegen ist nichts zu sagen. Die Hauptsache bei ihm ist, dass er etwas ausrichte, mache; darum ist ihm vor Allem nothwendig Vertrautsein mit dem Material und dessen Behandlung, also Kenntniss der gegebenen Zustände, der Menschen u. s. w. Fehlt ihm diese, so kann er bei allem Ideenreichthum sudeln, d. h. die Angelegenheiten in Verwirrung bringen, wie dies in so Vielem *Struensee*, der ausländische Reformer, in so Manchem der edle, aber sein Volk so gar nicht kennende *Joseph der Zweite* gezeigt hat. Ganz anders verhält es sich mit dem theoretischen Politiker. Bei diesem ist die Hauptsache, dass seine ideale, d. h. freisinnige Ansicht vom Staate bestimmt formulirt, klar bewusst sei, dass er mit Bewusstsein nur Das, was wahr und ewig, eben darum aber auch von nachhaltiger Wirkung ist, als Ziel feststelle; darum werden wir ihm eine illiberale oder unklare Theorie nie, Unkenntniss der gegebenen Zustände gern vergeben. Eben wegen dieses verschiedenen Verhältnisses, in dem die beiden wesentlichen Momente bei dem Theoretiker und Praktiker sich finden, kann es kommen, dass ein scheinbarer Gegensatz entsteht, welcher es erklärlich macht, dass, wie bei den andern Künsten die Künstler gewöhnlich etwas höhnisch von den Aesthetikern sprechen, ebenso auch praktische Staatsmänner leicht mit dem Namen der Ideologen bei der Hand sind, der ihnen freilich oft damit vergolten wird, dass man ihnen nachsagt, sie verleugneten alle liberalen Grundsätze. Und doch ist in diesen Fällen eigentlich gar kein Gegensatz da, indem die Sätze: Dies muss geschehen, und: Vorher muss noch vieles Andere geschehen, auf die sich am Ende der Streit zurückführen lässt, gar keinen Widerspruch bilden.

Welche von diesen beiden Stellungen dem Studenten anzuweisen sei, darüber, denke ich, kann kein Zweifel statt-

finden. Da ihm der feste Punkt — der Stand — fehlt, von dem aus er versuchen könnte, der Wirklichkeit beizukommen, so ist ihm natürlich nicht die Rolle des Staatskünstlers zugewiesen, sondern die des Theoretikers, und zwar, aus dem angeführten Grunde, die des allerrücksichtslosesten Theoretikers, der nur herausbringen will, was vernünftig ist, und der die Frage über die gegenwärtige Ausführbarkeit als etwas, das ihn nichts angeht, bei Seite lässt. Wie zu seiner Zeit das als vernünftig Erkannte auszuführen ist, wird sich schon finden, wenn seine Zeit erst gekommen sein wird. Man hat gemeint, dass diese Rücksichtslosigkeit bei dem Entwerfen einer Theorie ihrer spätern Ausführbarkeit hinderlich, und dass es hinsichtlich der letztern viel besser sei, wenn gleich anfänglich auf die gegebenen Zustände, auf unvermeidliche Uebelstände u. s. w. Rücksicht genommen werde. Dies ist ebenso falsch, als wollte man sagen, man dürfe eine Frucht nicht ungestört reifen lassen, oder ein Krystall werde schöner, wenn man sein Zustandekommen unterbreche. Vielmehr ist gerade das Umgekehrte das Richtige, und die Erfahrung bestätigt dies auf eine schlagende Weise gerade an der Erscheinung, die man oft als Gegenbeweis citirt. Man hat behauptet, dass die von allem Gegebenen absehende Politik, mit welcher sich die Burschenschafter gleich nach den Freiheitskriegen beschäftigt haben, ein Beweis sei dafür, dass das rücksichtslose Theoretisiren verderblich sei. Man vergisst dabei, dass in jener Zeit die Studenten leider sich nicht damit begnügten zu theoretisiren, Politik zu treiben, sondern dass sie sogleich Politik zu machen versuchten und dieses letztern Zweckes halber bei ihren Theorien immer das Wie der Ausführung mit zur Sprache kam, dadurch aber auch die Theorie nicht Zeit hatte, sich zu krystallisiren und abzuschliessen. Dieses vor- und unzeitige Buhlen mit der praktischen Wirksamkeit ist an sich und in seinen Folgen ganz Das, was das Buhlereitreiben vor erlangter Geschlechtsreife und eingegangener Ehe. An sich, wie jenes, verbrecherisch; darum sehen wir jenes Politikmachen begleitet von dem verbrecherischen Versuche, Officiere zur Uebergabe von Festungen zu überreden, ja mit dem vollbrachten Verbrechen eines Meuchelmordes. In seinen Folgen, indem es, wie jenes, impotent macht. Das Jahr 1848 hat gezeigt,

wie viele von Denen, die auf der Universität die politische Praxis hatten anticipiren wollen, als ihnen eine Gewalt gegeben war, wie nicht leicht Menschen in Deutschland gehabt haben, nichts machen konnten, und hat der Welt das traurige Schauspiel gewährt, dass Theorien, die Einer fast bis zum Greisenalter festgehalten hatte, wegen der Erfahrungen dieses einen Jahres von ihren Urhebern modificirt wurden. Beides wäre nicht geschehen, wenn, ungestört durch solche hemmende Rücksichten, die reine Theorie zur unveränderlichen Kerngestalt sich krystallisirt hätte. Dass aber eine solche ganz rücksichtslos vom Freisinn dictirte Theorie nicht eine Politik für Mondbewohner werde, dafür liegt in dem Studenten, wie wir ihn denken, eine Garantie. Es ist nämlich mit ihm, wie mit dem wahren Aesthetiker. Wie bei diesem die Vertrautheit mit dem Stoff vertreten war durch den Sinn, das unmittelbare Gefühl für Farben, Töne u. s. w., so gibt es auch für Den, dem die Kunde der gegenwärtigen Zustände abgeht und der kein auf Erfahrung gegründetes Verständniss von den Bedürfnissen seines Volkes hat, einen Instinct, ein Gefühl, das sie vertritt, weil es sie im Keim enthält: dies ist die Liebe zu seiner Zeit und seinem Volk. Es ist kein Zufall, wenn unsere schöne tiefe Sprache in früherer Zeit die Bethätigung der intensivsten, der geschlechtlichen Liebe mit dem Worte Erkennen bezeichnete und noch gegenwärtig, wo Liebe zwei Individuen verbindet, von einem süssen Verständniss spricht. Sie hat Recht; Liebe ist wenigstens beginnendes Erkennen; was man liebt, versteht man, und was man erkannt hat, liebt man. Der ideale Gehalt gibt der politischen Theorie bleibenden Werth, die Ausführbarkeit sichert ihr, dass sie hervorgegangen ist aus Liebe zu unserm Volk, oder ihr patriotischer Charakter. Patriotismus ist Achtung vor dem Wesen des eigenen Volkes, d. h. vor dem Unveränderlichen, durch alle Zeiten Hindurchgehenden, wozu sich die einzelnen Generationen so verhalten, wie die verschiedenen Lebensalter zu dem einen Individuum. Achtung sage ich, und darum schliesst der Patriotismus die Schmeichelei aus, denn, wie ich schon früher gesagt habe, wem man schmeichelt, den verachtet man. Vor seinem Volke, und darum streitet es nicht mit dem Patriotismus, wenn man der Generation so harte Dinge nachsagt, wie

Paul Courier, wenn er seine Landsleute ein Volk von lauter Lakaien nennt. Das Volk von den einzelnen Generationen zu trennen, ist ebenso wenig eine unhaltbare Abstraction, als wenn der Arzt von der gesunden Constitution eines Kranken spricht, der eben im Delirium liegt. Der Unterschied aber zwischen Dem, der sein Volk achtet, und Dem, welcher der gegenwärtigen Generation schmeichelt, ist gleich dem zwischen der Liebe eines ernsten und treuen Gatten, welche dem Weibe, und der Galanterie des Courmachers, welche den jugendlichen Wangen gilt und den Zweck hat, zu verführen. Während diesem, dem Gecken, jede Schwäche, die er dem Weibe ablauscht, zur Waffe wird und er sich darüber freut, wird der liebende Mann, weil diese Fehler das Wesen, an dem er hängt, nicht selbst sind, sondern es verunstalten, sie mit Ernst und mit Spott tadeln. Er darf das, und die Frau selbst, so schmerzlich es ihr ist, lässt es sich gefallen, so lange sie weiss, dass der Mann ihr Wesen achtet und nicht dulden wird, dass ein Fremder ihr so etwas sage. Eben darum hat, ganz wie das englische Volk sich lachend gefallen lässt, von englischen Patrioten, wie den Mitarbeitern des «*Punch*», als *John Bull* lächerlich gemacht zu werden, auch das deutsche Volk nicht sauer dazu zu sehen, wenn Deutsche über den deutschen *Michel* sich lustig machen. Wenn aber Solche es sich herausnehmen, welche durch die Vornamen *Joel* oder *Baruch* und dadurch, dass ihre Familiennamen mit *ky* oder *witsch* endigen, deutlich zeigen, dass kein germanisches Blut in ihren Adern fliesst, dann, denke ich, wäre es Zeit, dass man ihnen zuriefe: «*Mauschel* hat nicht mitzureden», oder zeigte, dass der deutsche *Michel* ein Mann war, der sich sehr gut aufs Zuschlagen verstand. Ein Volk darf und soll von Dem, der sein Wesen achtet, sich viel sagen lassen, eben wie dort das Weib von seinem Mann. Wie aber in diesem Falle die Duldung zur Verworfenheit wird, wenn die Frau sich das gefallen lässt von einem Manne, der ihr ganzes Wesen verachtet und also innerlich, oder mit einer Andern buhlt und also äusserlich die Ehe gebrochen hat, so hat auch, was das deutsche Volk sich von Deutschen muss bieten lassen, seine Grenzen. Wenn Einer, der, als er Deutschland verlässt, den Franzosen erzählt: des Deutschen Wesen sei Niederträchtigkeit und sein Patriotismus ihm von

den Russen eingeprügelt, als er aber (weil es etwas zu holen gibt) wiederkehrt, den Leipzigern vorredet, er habe die Deutschen stets bewundert, wenn ein Solcher von einer preussischen Stadt als Abgeordneter zum deutschen Parlamente geschickt wird, so ist das eine Schmach zunächst für das Gesindel, das so wählt, dann aber auch für die Stadt, in der das Gesindel solche Macht hat. — Es kann in bestimmten Fällen schwer werden, zu entscheiden, ob die Unzufriedenheit mit der Generation nicht in einem Zwiespalt seinen Grund hat, der zwischen dem unzufriedenen Subjecte und dem Wesen seines Volkes eingetreten ist. Eine Entscheidung aber ist hier nothwendig, denn in einem solchen Falle ist es unsittlich, in einem Verhältniss zu bleiben, dem ähnlich, wo zwei sich verachtende Ehegatten zusammenbleiben und perpetuirlichen Ehebruch treiben; es wird sittliche Pflicht für einen solchen innerlich Geschiedenen, auszuwandern und zu sehen, ob er ein Land findet, das «Abgeschiedene freit». Eine genaue Betrachtung unsers Verhältnisses zu andern Völkern ist das allerbeste Mittel, uns in solchen kritischen Lagen über unsere sittliche Pflicht zu orientiren. Finden wir, dass wir ein anderes Volk als das unsere nicht hinsichtlich irgend einer oder einiger Eigenschaften, sondern seines ganzen Wesens höher stellen als das unsere, so dürfen wir nicht mit dem letztern verbunden bleiben. Umgekehrt aber wird sehr oft der Besuch bei dem von uns so hochgestellten Volke, der temporäre Versuch, ja das blosse Ausmalen des Gedankens, bei ihm zu leben, eine Erfahrung geben, die mancher Ehemann gemacht hat, dem für einen Augenblick eine Andere besser gefiel als die eigene Frau, und der, als er sich ausdachte, wie es wohl sein möchte, wenn anstatt der eigenen lieben Seele er jene Larve hätte, erst schauderte, dann lachend seinem Weibe seine Narrheit erzählte. Also: die Theorie des Studenten sei liberal, ideal, sonst hat sie keinen Werth. Sie sei patriotisch, denn sonst fehlt ihr die Ausführbarkeit. Selbst patriotische Phantasien eines *Justus Möser* verwirklichen sich, während kosmopolitische Träume, die sich Ideen nennen, vergeblich nach einem Utopien suchen, wo sie ausgeführt werden können.

Neunte Vorlesung.

Es wird Sie vielleicht befremden, dass, nachdem die Stellung betrachtet worden ist, welche der Student dem Staate gegenüber einnehmen soll, ich nun zu der Betrachtung dieses Verhältnisses von der andern Seite übergehe und die Frage aufwerfe: Wie hat sich der Staat dem Studenten gegenüber zu verhalten? Deswegen nämlich könnte diese Frage befremdlich erscheinen, weil hier ja nicht Solche sitzen, welche die Macht haben, hinsichtlich dieses Verhaltens irgend einen Einfluss zu üben, und also die etwaigen Rathschläge Solchen gegeben werden, die sie nicht befolgen können. Anstatt zu antworten, was ich übrigens auch könnte, dass es gar nicht unmöglich ist, dass einer oder der andere der vor mir Sitzenden einmal ein entscheidendes Wort dort zu sprechen haben wird, wo die Regierung über Universitätsangelegenheiten entscheidet, will ich die nicht auf eine blosse Möglichkeit sich stützende Antwort geben, dass jeder Student gewisse Forderungen an den Staat zu stellen pflegt hinsichtlich Dessen, was ihm eingeräumt werden soll, dass aber nur Eines Sie davor sicherstellen kann, übertriebene Forderungen zu machen: wenn Sie wissen, was der Staat Ihnen schuldig ist.

Da die Bestimmung des Studenten, wie wir gesehen haben, die ist, körperlich, moralisch, intellectuell selbstständig zu sein und in allen diesen Beziehungen seine Subjectivität auszuprägen, so steht dies fest, dass er ein Recht hat, sich über Alles zu beklagen, was diese Ausbildung unmöglich macht oder erschwert, und demgemäss vom Staate den Spielraum zu fordern, dessen die Subjectivität zu ihrer vollen Ausprägung bedarf. Die Rücksicht, dass die sich selbst überlassenen Studenten in Verirrungen gerathen können, darf den Staat nicht dahin bringen, ihnen Fesseln anzulegen. Man lernt einmal nur so gehen, dass man auch der Gefahr des Fallens ausgesetzt ist. Nur dazu wird der Staat nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet sein, Solches, was überhaupt nicht oder höchstens nur ausnahmsweise geduldet wird, dabei aber für junge Leute eine gar zu grosse Versuchung werden kann, Spielbanken z. B. in Uni-

versitätsstädten, zu untersagen. In Preussen, wo sie es ohnedies sind, versteht es sich von selbst. In früherer Zeit rechnete man zu solchen gefährlichen Versuchungen auch die wandernden Schauspielertruppen und verbot ihnen daher in Universitätsstädten zu spielen. Dies hat jetzt aufgehört, und in der That ist die Gefahr, die sie bringen, nicht mehr so gross. Wenn in früherer Zeit Einer unter die Komödianten ging, so war er mehr oder minder ein geächteter Mensch; eben darum gehörte eine durch unwiderstehliche Sehnsucht oder sonst ausserordentliche Natur dazu, diesen Beruf zu erwählen, und solche ausserordentliche excentrische Naturen konnten den jungen Mann, der mit ihnen in Berührung kam, leicht in ihre Gewalt bekommen. Jetzt, wo die Schauspieler wie gewöhnliche Menschen angesehen werden, werden auch ganz gewöhnliche Menschen Schauspieler, und die Hauptgefahr, die durch sie dem Studenten droht, ist, dass sein Geschmack verdorben wird. — Ausser der negativen Forderung, dass der Staat ihn gehen lasse, ungenirter als seine Bürger und Beamten, hat der Student weiter das Recht, positiv zu fordern, dass eine Anstalt, die sich als Universität ankündigt, auch die Gelegenheit darbiete, zur Erlangung der physischen Unerschrockenheit die ritterlichen Künste zu üben, oder die Leibesübungen, wenn sie auf der Schule vernachlässigt waren, nachzuholen, also dass für Schwimmanstalten, für Reitschulen, für Tanz-, Gesang- und Fechtmeister gesorgt sei und der Staat nicht durch unnütze Scherereien, wie das Verbieten des Singens auf der Strasse oder das Verbot, Rappiere zu besitzen, mit der einen Hand nehme, was er mit der andern eben gegeben hat. Ebenso hat der Student ein vollständiges Recht, darüber zu klagen, wenn die Ferien so gelegt sind, dass man keine ordentliche Reise unternehmen kann, oder wenn die Weitläufigkeiten beim Ertheilen des Reisescheins und nachher bei dem Nachweis, wo man während der Ferien gewesen, alle freien Bewegungen hemmen. Er hat endlich ein Recht, sich zu beklagen darüber, dass er, um eine andere Universität zu beziehen, oder in eine andere Facultät zu treten, der elterlichen Erlaubniss bedarf, als wäre er ein Kind, das zur Schule gebracht wird, und es als ein Unwesen zu rügen, wenn der Staat es duldet, dass es in Auditorien noch eine

besondere Grafen- oder Freiherrenbank gibt, weil dies der freiherrlichen Würde, die wir allen Studenten zugestehen mussten, Abbruch thut. — Endlich aber darf der Student vermöge der ihm angewiesenen Bestimmung erwarten, dass der Staat in einer positiven Weise anerkenne, dass der Student in seinem Rechte sei, wenn ihm nichts höher steht als die eigene Subjectivität. Dies geschieht nun so, dass der Staat, wo er bei Andern den Eid, d. h. eine Bekräftigung durch Berufung auf eine höhere Macht, fordert, dem Studenten das Ehrenwort, d. h. den Schwur bei sich selbst, abnimmt. Dem Studenten steht das Ehrenwort gerade so hoch, wie jedem Andern der Eid, ja es sind nicht die schlechtesten Christen geworden, die auf der Universität aussprachen, sie könnten einen Meineid noch eher begreifen als ein falsch gegebenes Ehrenwort. Gerade wie der Staat es durch die vielen Eide, die er fordert, mit verschuldet, dass die Leute gegen den Meineid gleichgültiger werden (mancher Richter würde sich vielleicht wundern, wenn man eine Frau meineidig nennen wollte, die als Zeugin auftritt und sich einige Jahre von ihrem Alter abstreicht, und doch ist sie es bei unserer albernen Art, nicht nach der Eidesmündigkeit, sondern nach dem Alter der Zeugen zu fragen), gerade so hat er es sich, zum Theil wenigstens, zuzuschreiben, wenn auf Universitäten sich die Ehrfurcht vor dem Ehrenworte verlor. Das Ehrenwort, das er sich früher geben liess, dass der Student in keine Verbindung treten wolle, war da, wenn der Student es that, er nur für das Eintreten, nie aber für das gebrochene Ehrenwort bestraft war, ganz unnütz. Es legte den Gedanken nahe, der Staat selbst betrachte das Ehrenwort als eine leere Formalität. Daher die traurige Erscheinung, dass man vor der Immatriculation eintrat und nun (ächt jesuitisch) versprach, man werde es nicht. Daher andererseits in manchen Studentenverbindungen es ein ausdrücklicher Paragraph wurde, dieses dem Rector gegebene Ehrenwort gelte nicht, was dann begreiflicher Weise auch auf andere dem Rector gegebene Versicherungen auf Ehre ausgedehnt ward. Der Staat ist von jener Verirrung zurückgekommen; hoffen wir, dass auch das leichtsinnige Ehrenwort bei Studenten immer mehr aufhöre. Hoffen wir, dass es nicht mehr vorkommt, dass ein Student «auf Ehrenwort» verspricht, dann und dann eine

Schuld zu zahlen, wobei Jedem, der noch ein Gefühl für Studentenehre hat (und es verschwindet nicht, wenn es gleich bald sieben Lustra sind, dass man die Universität bezog), ein Schauder über den Leib fährt, weil der junge Mann es von einem Zufall (dass sein Wechsel sich verspäte oder dergleichen) abhängig macht, ob er den Vorwurf verdienen soll, er habe sein Ehrenwort gebrochen.

Damit aber, dass der Student mehr als irgend ein Anderer sich geltend machen und andererseits der Staat ihn mehr als irgend einen Andern gehen lassen muss, damit ist natürlicher Weise die Möglichkeit gesetzt, dass er sich vergeht, über die ihm zugemessenen Grenzen hinausgeht und Solches antastet, was von Niemand angetastet werden soll, den allgemeinen Willen nämlich, welcher bestimmt, nicht sowol was mir recht ist und gut dünkt, sondern (*absolute* genommen) was recht ist und gut. In einem solchen Falle wird jene allgemeine Macht reagiren müssen, mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher die Wand gegen den Kopf reagirt, der an sie anrennt. Diese nothwendig eintretende Reaction des allgemeinen Willens gegen die sich vergehende Particularwillkür nennt man Strafe. Indem die Macht, durch welche die Strafe verhängt und vollzogen wird, Gericht heisst, sind wir damit auf die Fragen gestossen, welche das Subject und den Modus dieses Gerichts betreffen, also auch die so viel ventilirte Frage nach der akademischen Gerichtsbarkeit, welche, nachdem sie so lange bestanden hatte, in neuerer Zeit, namentlich in und seit dem Jahre 1848, sehr heftig angefeindet worden ist. Sehr Viele, namentlich die Studenten, die es thaten, hatten gewiss nicht bedacht, dass, wenn wirklich gegen Studenten verfahren würde, wie gegen Nichtstudenten, dieselben, weil sie minorenn sind, den Schulknaben gleichgestellt werden würden. Es war vollkommen richtig, wenn der selige König in einer seiner frühsten Cabinetsordres das Princip aussprach, diejenigen Studenten, welche kein Maturitätszeugniss erlangen könnten, sollten vor die gewöhnlichen Gerichte kommen, d. h. als Knaben behandelt werden. Gleichviel! die Stimmen, namentlich von Seiten der Studenten, wurden im Jahre 1848 so laut, dass ich es für meine Pflicht hielt, in einer Flugschrift über Universitätsreformen dem entgegenzutreten. Wie ich nichts ungedruckt

wünsche, was ich in jenem Jahre veröffentlicht habe (das ist ein Vortheil der Hartköpfigkeit, der ich mich früher angeklagt habe), so auch nicht, was ich damals über diesen Punkt gesagt habe. Ich kann nicht voraussetzen, dass irgend Einer unter Ihnen gelesen hat, was ich dort sage. Darum werde ich jetzt, wo ich vor Ihnen untersuche, was wohl über die bisherige akademische Gerichtsbarkeit gesagt werden muss, wenn man nicht äusserliche Gesichtspunkte, wie Nutzen oder Annehmlichkeit, sondern blos die Natur der Sache entscheiden lässt, mich nicht zu scheuen brauchen, wenn auch Einiges, was ich hier spreche, bereits dort gedruckt steht. Hat es Einer doch gelesen, nun — desto schlimmer für ihn.

Wir haben gesagt, die Strafe sei die nothwendige, unausbleibliche Reaction des allgemeinen Willens gegen die sich vergehende Willkür. Nun spricht aber, ähnlich wie der Communalsinn im Herkommen und der bürgerlichen Ordnung gesprochen hatte, ganz ebenso der allgemeine (Staats-) Wille gleichfalls in einer doppelten Weise: einmal in der S i t t e, welche sagt, was gut ist; zweitens in dem G e s e t z, welches sagt, was recht ist. Ihr Verhältniss zu einander ist dieses, dass die Sitte uns den allgemeinen Willen in seinem Werden zeigt, im Fluss der Geschichte, während der wahre Gesetzgeber in einem bestimmten Augenblicke die Bilanz zieht aus dem Gewordenen, rückwärts blickend feststellt, was sich als unerschütterlicher Wille des Volkes consolidirt hat, sodass man sehr geistreich die Gesetzgebung das Sachregister der Geschichte genannt hat, indem hier wirklich wie in dem Index eines Buches neben einander steht, was in dem Werke nach einander entwickelt wurde. Zu diesem Unterschiede des Werdens und Gewordenseins gesellt sich dann noch ein zweiter. Der immer weiter eilende Strom der Sitte ist wie der Rhein, wo der Main, oder die Donau, wo der Inn und die Ilz hineinfallen: die verschiedenen Wasser fliessen neben einander her, durch Farbe und durch Geschwindigkeit unterschieden. Ohne Bild: es sind verschiedene Kreise, welche die Sitte machen helfen, so aber, dass keine völlige Uniformität sich bei ihnen zeigt, dass, was in dem einen erlaubt, in dem andern unziemlich ist, und wieder, was hier freigestellt ist, dort für unsittlich gilt. (Ländlich, sittlich, sagt

das Sprichwort.) Ganz anders verhält es sich mit dem Gesetz. Es gibt, in jenem Bilde gesprochen, die Totalkraft des Stromes an, oder ohne Bild: es fixirt die unabänderlichen Normen des Handelns, die für alle Kreise ganz gleichmässig verbindlich sind, vor ihm sind darum alle gleich. Diesen beiden Unterschieden gemäss wird sich nun auch die Strafe verschieden gestalten, und ebenso werden auch die Organe, durch welche diese verschiedenen Strafen verhängt werden, verschieden sein. Was das Erste betrifft, so wird das Gesetz, dieses Rückgewandte, das nur die vollendete Thatsache ausspricht, eine Reaction zeigen, die eben auch nur auf die Vergangenheit und gar nicht auf die Zukunft geht. Darum ist hier die Strafe nur Folge, sie ist Vergeltung und wird verhängt, weil verbrochen wurde. Ganz anders ist die Reaction der Sitte. Angetastet durch Den, der nicht mit will, besteht ihre Reaction im Fortziehen des Widerwilligen; ihre Strafe ist darum Züchtigung, sie hat einen erziehenden Charakter und sucht zu bessern. (Die einseitigen Straftheorien vergessen über der einen dieser Strafen die andere. Die Folgen dieser Einseitigkeiten sehen wir in der heillosen Confusion unserer Tage, wo man Diebe und Mörder in sehr gemüthliche Besserungsanstalten bringt und die Kinder nicht züchtigt, sondern mit entehrenden Strafen belegt. Die sehr einfache Frage, ob man ein Recht hat, dem Mörder seine verdiente Strafe vorzuenthalten und ihn als unmündiges Kind zu behandeln, das nichts verdient, die scheint man sich gar nicht einmal aufzuwerfen.) — Weil beide Strafen einen verschiedenen Charakter haben, deswegen werden sie zweitens auch nicht vor demselben Forum verhängt. Da das Gesetz fertig ist, das Verhalten zum Fertigen aber theoretisches, Kunde, ist, so sind die Handhaber der Gerechtigkeit Gesetzeskundige, Richter, die es nur anzuwenden haben, die durch die allergeringste Aenderung der Strafbestimmung ihr Gewissen beflecken würden. Vor diese inflexiblen Anwender des Strafgesetzes gehören Alle, die sich gegen das Gesetz vergehen, ganz gleichmässig. Auch der Student, wenn er sich zum gemeinen Verbrechen erniedrigt, kommt vor das gemeine Gericht; so der Dieb, so der Mörder, die, nachdem die Universität sie ausgestossen hat, dem gemeinen Gericht überliefert werden. (Da der Duellant, auch wenn sein Gegner

fällt, nicht als ein gemeiner Mörder anzusehen ist, wovon später, so wünsche ich hier eine Aenderung der Gesetzgebung.) Mit der Disciplinarstrafe verhält es sich natürlich ganz anders; da die Sitte fortwährend erst gemacht wird, und zwar von den verschiedenen Kreisen verschieden, so reicht die blosse Kunde Dessen, was bisher gegolten, nicht aus, sondern Die, welche die Sitte machen, also die verschiedenen Kreise, Corporationen entscheiden, ob eine Unsittlichkeit vorliegt. Ist nun aber auch die Universität eine Corporation, so wird, ob Einer gegen die (hier die akademische) Sitte verstiess und wie er zu derselben zurückzuführen ist, nur von ihr entschieden werden können, und sie ist darum das naturgemässe Subject der Disciplinargerichtsbarkeit. Die *universitas doctorum et scholarium* übt naturgemässer Weise die Sittenpolizei, und zwar in um so höherm Grade und mit um so mehr Recht, als sie eine in sich abgeschlossene Corporation ist. Wo darum die Universitäten sich selbst durch Cooptation ergänzten, wo nur «*doctores nostri*» Professoren werden konnten, da war es begreiflich, dass alle Glieder der Universität, Studenten, Professoren, nebst Allem, was an ihnen hing, unter der Jurisdiction und Polizei des Senats standen. Ueberreste davon haben sich noch auf einigen Universitäten erhalten, aber nur kleine Reste; denn seit der Staat durch seine Minister die Professuren besetzt und höchstens *pro forma* die Universität befragt wird, seit so heterogene Elemente in die Universitäten hineingebracht werden, dass es sehr wohl denkbar ist, dass von allen Professoren einer Universität nicht einer auf dieser Universität studirt hat, ist hinsichtlich der Professoren, was an das alte Innungswesen erinnert, verschwunden, und es ist ganz begreiflich, dass sie unter derselben Gerichtsbarkeit stehen, wie die übrigen Beamten. Dagegen ist das Verhältniss der *universitas* hinsichtlich der Studenten noch wenig geändert; sie lässt sie durch Immatriculation zu oder entfernt sie durch Exclusion, heute noch wie früher bezieht der Student sie nach eigenem Belieben u. s. w. Also war noch so viel von Einrichtungen abgeschlossener Corporationen übrig geblieben, dass in diesem Punkte eine Aenderung eintreten zu lassen nicht nothwendig war. Aber auch hinsichtlich seiner wird natürlich eine Modification eintreten müssen, wenn sich zeigen

sollte, dass das Bewusstsein verschwunden ist, dass nur das Disciplinarvergehen von der Corporation zu richten ist und nicht das Verbrechen, und wieder, wenn sich finden sollte, dass trotz aller Corporationseinrichtungen gar kein Corporationsgeist mehr existirt. Beides hat sich leider gezeigt. Als *Karl Sand* sein abscheuliches Verbrechen beging, wurden Stimmen nicht nur von Studenten, sondern von angesehenen Professoren laut, welche zeigten, wie verworren die Begriffe über Disciplinarvergehen und Verbrechen waren. Und wieder, als es sich zeigte, dass, nachdem der Professor *Schmalz à la Stourdza* und *Kotzebue* die deutschen Universitäten verdächtigt, dies in seiner Stellung zur Corporation kaum eine Aenderung bewirkte, da zeigte das Letztere die Leichtigkeit, das Erstere die Nothwendigkeit einer Aenderung der bisherigen Einrichtungen durch Einschreiten des Staates. Neben dem uralten Institute der Curatoren, die, wie ihr Name anzeigt, Vertreter und Fürsprecher der Universitäten der Regierung gegenüber waren, ward jetzt das der ausserordentlichen Regierungsbevollmächtigten eingeführt, bei dem wieder schon der Name verräth, dass sie bestimmt waren, die Rechte der Regierung gegen die Universitäten zu wahren. Auch war ihre ausgesprochene Bestimmung, vor Allem über den Geist zu wachen, in welchem die Professoren lehrten, weiter über den, der in den Studenten herrschte, endlich aber die akademische Polizeigewalt in sich zu concentriren. Da die Posten des Curators und Regierungsbevollmächtigten eigentlich einander ganz entgegengesetzt sind, so war die Verbindung beider in einer Person, welche immer mehr gewöhnlich wurde, eigentlich eine Absorption des erstern durch den letztern. Die Gewalt der Regierungsbevollmächtigten ward immer mehr ausgedehnt, immer aber ihre Stellung als eine ausserordentliche bezeichnet. Das Jahr 1848 liess diesen Posten verschwinden, und wenigstens der Name «Regierungsbevollmächtigter» ist noch nicht wieder eingeführt. An der Universität ist es, zu zeigen, dass dieses Institut schon früher hätte eingehen können; sie zeigt es dadurch, dass die Studenten Alles vermeiden, was das Licht scheut, und die Professoren Werth legen auf ihre corporativen Rechte. Wo Beides nicht stattfindet, wo in den Studenten ein verstecktes, unredliches Wesen herrschend wird,

die Professoren wieder die Wurzeln alles Universitätslebens ruhig antasten lassen, wenn es ihnen nur kein Geld und namentlich keine Bequemlichkeit kostet, da muss es wieder zum Alten und zu Schlimmerem kommen, denn gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen. Ist, wie ich glaube gezeigt zu haben, das Normale dies, dass die Universität die Disciplinargewalt hat über die Studenten, so darf nicht nur der Student fordern, dass es bei dieser Einrichtung bleibe, sondern er muss es, selbst wenn es nach seiner Ansicht Inconvenienzen, Unannehmlichkeiten in seinem Gefolge haben sollte. Darnach fragt der Vernünftige nicht, sondern darnach, was normal, d. h. vernünftig ist.

Indem ich von dem *forum judicii* übergehe zu dem *modus judicandi*, knüpfe ich auch hier wieder an die Vorwürfe an, welche man in neuerer Zeit dem auf Universitäten gewöhnlichen Verfahren gemacht hat. Es sei ein Mittelding zwischen Geschworenengericht und Verurtheilung nur durch gelehrte Richter, sagen die Gegner. Nun, was weiter, wenn sich etwa zeigen sollte, dass hier ein solches Mittelding das Vernünftigste ist? Die Zuziehung von Geschworenen findet bekanntlich statt, wenn der eines Verbrechens Angeklagte sich desselben nicht schuldig bekennt, sonst nicht. Dies ist auch ganz vernünftig, da, um nicht ungerecht zu urtheilen, ausser dem Thatbestand des Verbrechens (*corpus delicti*) auch dies feststehen muss, dass der zu Bestrafende wirklicher Urheber der That sei. Am besten weiss er selbst das. Daher ist, wenn er eingestanden hat, die Sache abgemacht, und dem Richter bleibt nur übrig zuzusehen, welche Strafe auf dies Verbrechen gesetzt ist. Da aber der Angeklagte gegen sein besseres Wissen leugnen kann, und es gleich unvernünftig ist, ihn zum Geständniss zu zwingen, wie für sein Lügen durch Freisprechung zu belohnen, so ergreift man dies Auskunftsmittel, dass man Solchen, von denen man voraussetzt, dass sie sich ganz in seine Seele hineinversetzen können (darum seines Gleichen), die Sache erzählt, die Zeugen vorführt u. s. w., und nun sie gleichsam das Gewissen des Angeklagten suppliren und sagen lässt, ob derselbe schuldig sei. (Ich spreche hier von dem Geschworenengericht, wie es in Frankreich und in neuerer Zeit bei uns sich gestaltet hat. Hinsichtlich des englischen Geschworenengerichts wäre, was

ich hier sage, nicht richtig.) Nur über die That- und Schuldfrage haben die Geschworenen zu entscheiden, auch wohl, wo ihnen das gestattet ist, darüber, ob mildernde Umstände stattfinden. Dagegen, welche Strafe der Schuldiggesprochene verdient, geht sie gar nichts an; am besten wäre es, sie wüssten es gar nicht. Wissen sie es aber, so müssen sie thun, als wüssten sie es nicht, d. h. sie müssen von dem Strafgesetzbuch abstrahiren. (Da dies Letztere dem Ungebildeten schwer, ja unmöglich ist, so muss ich gestehen, dass, wo, wie bei uns, die Strafbestimmungen allgemein bekannt sind, mir die Einrichtung, die im Jahre 1847 in Berlin versucht wurde, neben dem öffentlichen Schlussverfahren auch dies einzuführen, dass die Richter, juristisch gebildete und darum jener Abstraction fähige Männer, ähnlich wie jetzt die Geschworenen das Geständniss supplirten, besser gefällt als unsere gegenwärtige. Man braucht nicht daran zu denken, wie in Frankreich die Geschworenen bei Kindermord urtheilen, man braucht sich blos auf Fälle zu besinnen, die hier in Halle stattfanden, um zu erschrecken vor der Zahl der Meineide, zu welchen die Rücksicht auf den Strafcodex die Geschworenen gebracht hat.) Vergleichen wir nun die Art, wie in dem Disciplinarsenat über das Vergehen eines Studenten geurtheilt wird, so ist die Analogie mit der Jury frappant. Wie hier der Präsident, so gibt dort der Universitätsrichter ein Résumé der Untersuchung und belegt es mit den protokollirten Zeugenaussagen. Die Glieder des Senats ergänzen dann das in den meisten Fällen ausgebliebene Geständniss, und wenn sie das Schuldig und je nachdem sie es mit mildernden Umständen oder ohne dieselben ausgesprochen haben, spricht der Universitätsrichter nach dem bestimmten Paragraphen des Strafgesetzbuches aus, welche Strafe darauf steht. Die Senatoren wussten, als sie ihr Schuldig sprachen, dies voraus, aber als wissenschaftlich gebildete Männer haben sie Abstractionsvermögen genug, um nicht dadurch sich zu einem falschen Verdict verleiten zu lassen.

Wäre damit die Sache erschöpft, so wäre der *modus procedendi* ein reines Geschworenengericht, und ich würde Denen beistimmen, welche behaupten, dass es allerdings richtig sei, wenn die Universität die Sittenpolizei übt, aber unrich-

tig, dass dies nicht durch die Studenten als die alleinigen *pares* des Angeschuldigten geschehe. Hier aber tritt ein anderer Punkt hervor, der berücksichtigt werden muss. Was in dem Urtheilsspruche des Senats gegen die sich vergehende Willkür reagirt, ist nicht das Gesetz als ein unabänderliches *fait accompli*, sondern es ist die werdende Sitte, und Die, welche das Urtheil fällen, sind Solche, welche diese (akademische) Sitte mit machen helfen. Was darum bei dem Richter eine Gewissenlosigkeit wäre, das Corrigiren der Strafbestimmung, das darf der Senator sich erlauben. Er steht einigermassen so wie der Gesetzgeber, der auch nicht daran gebunden ist, das Gesetz blos anzuwenden, sondern der es durch authentische Interpretation und sonst modificiren kann; er ist Sittenrichter und Sittebestimmer in Einer Person. In dieser seiner letztern Qualität nun ist es, dass er thut, was ein blosser Richter nicht begreift, ja worüber selbst der Universitätsrichter, namentlich wenn er erst seit kurzer Zeit eine solche Stelle einnimmt, den Kopf schüttelt, nämlich dass er zwar schuldig spricht, dennoch aber auf Straflosigkeit oder auf eine geringere Strafe als die gesetzliche anträgt. Dies wäre eine gewissenlose Willkür, wenn er nicht dabei sich durch den Gesichtspunkt leiten liesse: der allerdings Schuldige ist sonst durch Adel der Gesinnung, durch den Ernst seines wissenschaftlichen Strebens, kurz, durch Das, was das eigentliche Wesen des akademischen Bürgers ausmacht, so ausgezeichnet, er erweist sich so durchdrungen von Dem, was akademische Sitte und akademische Sittlichkeit ist, dass jener Fehltritt als ein böser Zufall ignorirt nicht nur werden kann, sondern muss. «Gemeine Naturen zahlen mit Dem, was sie thun, edle mit Dem, was sie sind», sagt der grosse Dichter, und wo ein Edler zu richten ist, da wird eben sein Sein und nicht sein Thun zum Massstab genommen. Anders bei dem Gemeinen, da geht es eben den gemeinen Gang. Ein solches Verfahren kann natürlich der Communalbeamte, der gar nicht oder wenigstens vor so langer Zeit studirt hat, dass die Atmosphäre der Commune, die es mit dem Communen nicht so genau nimmt, ihm die Erinnerung an die balsamischen Düfte des akademischen Arkadien geraubt hat, nicht begreifen, noch weniger billigen oder gar üben. Wohl aber Der, der länger, als es gewöhnlich ist, studirt hat, der, nach-

dem er ausstudirt hat, fortwährend in der Atmosphäre der Universität blieb, der, nachdem er die Grade des Privatdocenten, der, wenn er will, zugelassen wird, des Extraordinarius, den man versetzt, des Ordinarius, der sich versetzt, durchgemacht hat, alle Universitätsverhältnisse aus Erfahrung kennt und eben deswegen ein Wort mitzusprechen weiss darüber, was akademische Sitte und Sittlichkeit verlangt, und dass sie als absolutes Verbrechen die Niedrigrigkeit verurtheilt, Adel der Gesinnung aber als berechtigten Milderungsgrund für sehr Vieles gelten lässt.

Aber führt nicht gerade dies wieder dazu, dass das Richteramt dann am besten den Studenten übertragen wird? Was ein Student ist, ob edler oder niedriger Gesinnung, das scheint Niemand besser beurtheilen zu können, als seine Commilitonen, und zwar die gleichen Alters mit ihm besser als die alten. Ja wohl scheint es so, aber es scheint eben nur. Die allerehrenwerthesten Gründe tragen dazu bei, dass die durch Erfahrung noch nicht gewitzigte Jugend sich täuschen lässt, dass sie Suade für Geist, Phrasen für Ideenreichthum, Renommisterei für Muth, keckes Behaupten für Gelehrsamkeit nimmt. Wie oft ist es nicht schon geschehen, dass der viel Bedeutendere sich dem Unbedeutenden unterordnete, und wie oft würde es nicht geschehen, dass der Gewöhnliche, ja der Gemeine in Folge seines kecken Auftretens als ein Ungewöhnlicher, ungemein Grosser angesehen und demgemäss ungewöhnlich begünstigt werden würde, während dem verkannten Bedeutenden das Unrecht geschähe, als ein Gewöhnlicher behandelt zu werden. Professoren als ältere Männer pflegen hier schärfer zu sehen. Da es aber vorkommen kann, dass der Angeklagte von keinem der Richtenden persönlich gekannt wird, so scheint aus diesem wie aus manchen andern Gründen sich ein Mittelweg am meisten zu empfehlen, den Viele vorgeschlagen haben, nämlich das Gericht aus Professoren und Studenten bestehen zu lassen. Schade, dass nicht im Jahre 1848, wo alles Mögliche versucht wurde, auch dieses versucht ward! Bestand hätte es schwerlich gehabt. Nicht weil ich, wie manche Andere, meine, die Reaction habe überall Recht und hätte darum auch hierin siegen müssen. Nein, aus einem andern Grunde. Wie die Geschworenengerichte unsere Zucht-

häuser mit Dieben überfüllen, so hätte es bei jener Einrichtung leicht kommen können, dass (was bekanntlich in dem Lande der Intelligenz noch nicht geschehen ist) die Landesabgeordneten für die Universitäten Geld hätten bewilligen müssen, um nämlich grössere Carcer zu bauen. Ich glaube wirklich, die Zahl der Verurtheilungen wäre bei Weitem grösser geworden. Der Angeklagte hätte seinen Commilitonen gegenüber schwerlich das Herz gehabt, so oft und so zu leugnen, wie es jetzt geschieht; die richtenden Studenten hätten, um den Anschein von Parteilichkeit zu vermeiden, namentlich den Freund gewiss verurtheilt; endlich hätte mancher Professor, der jetzt unter seinen Collegen ganz ungenirt es ausspricht, der Angeklagte als sein sehr fleissiger Zuhörer solle milder behandelt werden, vielleicht Bedenken getragen, diesen Milderungsgrund anzuführen, der ihn bei den anwesenden Studenten, die ihn sonst nicht kennen, in ein schiefes Licht setzen könnte. Wie dem sein möge, so viel steht fest: mit wenigstens müssen im Disciplinarsenat Professoren sitzen. Dass es aber dann die sind, welche *ex officio* die grösste Personalkenntniss haben müssen, Rector und Dekane, und wieder die, welche man wählt, weil man sie ihnen zutraut, das liegt so sehr in der Natur der Sache, dass kein Wort darüber zu verlieren ist. Damit aber wäre auch gesagt, was über das Verhältniss des Studenten zum Staate, es von seinen beiden Seiten betrachtet, gesagt werden musste. Die nächste Vorlesung wird uns ein anderes Verhältniss vor das Auge führen, darin den bisher betrachteten gleich, dass es durch die Maturitätserklärung und Immatriculation nicht erst geschaffen, wohl aber modificirt wird.

Zehnte Vorlesung.

An dem Staate haben wir den höchsten derjenigen Organismen, an die man zu denken pflegt, wenn von sittlichen Gemeinschaften die Rede ist. Bezeichnet man nun das Durchdrungensein vom Geiste einer sittlichen Gemeinschaft,

oder Das, was wir gewöhnlich Sittlichkeit zu nennen pflegen, mit dem sowol im klassischen Alterthum als in der Bibel gewöhnlichen Ausdruck Gerechtigkeit, so würde es also keine höhere Sittlichkeit geben, als die *justitia civilis.* Nun aber ist es nicht ohne Grund, dass man dieser nicht nur die poetische, sondern auch die Gerechtigkeit entgegensetzt, welche vor Gott gilt, womit sie selbst offenbar als prosaische und vor Gott nicht ausreichende signalisirt ist. Es gibt nämlich in der That ein Gebiet, in welchem der Mensch seine allendliche Bestimmung mehr realisirt, als in dem Staat: dies ist das Reich, das unter dem Könige nicht eines, sondern aller Völker steht, die *civitas. Dei*, in ihrer realen Existenz die Kirche. Das Verhältniss des Studenten zur Kirche wird uns in der heutigen Vorlesung zu beschäftigen haben.

Die Bezeichnung der Kirche als unserer gemeinschaftlichen Mutter parallelisirt das Verhältniss zur Kirche mit dem, in welchem Jeder zu Der steht, die ihn gebar. Wie nun dieses letztere zuerst ein so inniges ist, dass das Blut der Mutter unmittelbar das Kind durchströmt und wieder das Blut des Kindes in die Mutter zurückgeht, gerade so ist auch der durch die Taufe der Kirche einverleibte und im Geiste der Kirche aufwachsende Mensch zuerst in diesem unmittelbaren Verhältniss zu ihr, dass das geistige Blut und Leben der Kirche, ihr Glaube, ungehindert durch dieses ihr Kind hindurchgeht und wieder sie aus und durch den Glauben dieser ihrer Glieder sich erfrischt. Was man die Einfalt dieses Glaubens genannt hat, oder auch die Unbefangenheit und Unschuld, besteht eben darin, dass noch gar keine Zweiheit, geschweige denn ein Zwiespalt, kein Bewusstsein, geschweige denn eines der Trennung in diese Durchdringung des allgemeinen und besondern Glaubens getreten ist. Dieser unschuldige Glaube, in älterer Zeit wohl auch unter dem Worte Taufgnade verstanden, ist bei Allen der normale Zustand in dem Alter der Unmündigkeit; im reifern Alter ist er das Normale einmal bei dem weiblichen Geschlechte, welches als das unschuldigere der Unschuld und Reflexionslosigkeit des Kindes näher stehen bleiben soll, zweitens im männlichen bei Denen, die wir die Ungebildeten, Unaufgeklärten nennen. Wenn jener Köhler, von dem das Wort Köhlerglaube hergenommen ist, auf die Frage: was sein

Glaube? erwiderte: er sei der Glaube der Kirche, und wieder auf die Frage, was denn die Kirche glaube, nichts Anderes zu antworten wusste als: sie glaube, was er glaube, so ist dies der reinste Typus jener Glaubenseinfalt, über die wir lachen, weil sie so weit hinter unserm gegenwärtigen Zustande liegt, über die wir aber eigentlich mit derselben Wehmuth lächeln sollten, mit der wir das unschuldige Kind aller Welt vertrauen sehen. Diese Einfalt des unschuldigen Glaubens, d. h. diese Abwesenheit eines jeden Zwiespalts und jeder Entzweiung, hat ihren Grund in der innern Einheit mit sich selbst, welche das Bewusstsein eines so Glaubenden darum darbietet, weil zwei Momente, die sein wie jedes andern Menschen Bewusstsein bilden, noch gar nicht aus einander getreten sind. Diese beiden Momente, welche sind sie? Ein jeder Mensch weiss sich in einem gewissen Verhältniss zu einem Unendlichen über ihm, was wir sein Gottes- oder sein religiöses Bewusstsein nennen, oder, weil es bei dem in der kirchlichen Gemeinschaft Aufwachsenden sich sogleich so ausspricht, sein kirchliches Bewusstsein nennen können. Dieses lehrt ihn, dass er erlöst sei, dieses weist ihn an, nach seiner Seligkeit zu trachten. Zu gleicher Zeit aber findet und weiss sich der Mensch auch als zu dem Complex der endlichen Dinge gehörig, er verhält sich theoretisch zu den Gesetzen, die sie beherrschen, hat Kunde von den natürlichen Vorgängen und verhält sich ebenso praktisch zu den Dingen, indem er seine Zwecke verwirklicht. Wir fassen dieses sein Wissen und Wollen unter dem Worte Weltbewusstsein zusammen. Je weniger der Mensch das Bedürfniss hat, sich eines Zusammenhangs und einer Uebereinstimmung zwischen den einzelnen Lebensmomenten bewusst zu werden, je mehr sein Gottesbewusstsein aus einer dichten Reihe vereinzelter frommer Erregungen besteht, sein Weltbewusstsein ebenso eine dichte Reihe vereinzelter Notizen und vereinzelter Bestrebungen enthält, um so leichter ist es, dass es zu einer so innigen Mischung beider kommt, die ich am liebsten mit dem Anblick vergleiche, den eine blaue und eine gelbe Substanz in einem sehr fein vertheilten Zustande gemischt darbieten. Wie sie, so ist der unschuldige Glaube hoffnungsgrün, eine Farbe hat hier jeder Moment des Lebens. Dass Christi Blut uns

erlöst hat, erscheint ihm als eine ganz natürliche Sache, und wieder dass es regnet oder die Felder grün werden, ist Gottes Wille gewesen; er denkt während des Kirchengesangs an seine kranke Kuh, und wenn er gefragt wird, warum er arbeite, antwortet er ehrlich: Um der ewigen Seligkeit willen.

Wie aber in jenem Beispiele, wenn eine gehörige Quantität Flüssigkeit in den grünen Staub gebracht wird, je nach dem verschiedenen specifischen Gewicht die beiden Substanzen sich trennen, die blauen Atome zu den blauen, die gelben zu den gelben sich gesellen, und an die Stelle jener einen Farbe zwei ungleich gefärbte Schichten treten werden, gerade so geschieht in dem Bewusstsein etwas ganz Aehnliches durch Das, was man Reflexion, Bildung, Aufklärung nennt. Diese bringt durch Unterscheiden, Vergleichen, Combiniren dazu, einzusehen, dass es zwei Gebiete mit ganz verschiedenen Gesetzen sind, in welchen das Bewusstsein zu Hause ist. Wie das Wort ganz richtig andeutet, mit dem Gescheidtwerden tritt eine Scheidung ein zwischen dem bisher so innig Verbundenen. Auf der einen Seite bilden den Inhalt des religiösen Bewusstseins eine Menge von Thatsachen, die unter sich streng zusammenhängen. Wir pflegen sie die Lehren des Glaubens oder auch den Glauben schlechthin zu nennen, sie sind Das, was das kirchliche Bewusstsein enthält oder, was Dasselbe heisst, was die Kirche lehrt. Auf der andern Seite hören alle unsere Kenntnisse von Dem, was in der Welt geschieht, bei wachsender Aufklärung auf, vereinzelte Notizen zu sein, sie schliessen sich zu der Erfahrung zusammen, dass unverbrüchliche, unter einander ähnliche Gesetze Alles verbinden, was wir unter dem Namen Natur zusammenfassen, ebenso wieder, dass alle Zwecke, die wir verwirklichen, in solchem Zusammenhange stehen, dass jeder, wo er erreicht ward, wieder Mittel wird zu einem andern. Alle diese Kenntnisse aber und Zwecke fasst er mit dem Worte Verstand zusammen und sagt demgemäss: Der Verstand sagt uns, wie der Regen entsteht, und der Verstand schreibt uns vor, unsern Acker zu pflügen. Damit aber ist wirklich, was in dem Unschuldigen und Unaufgeklärten Eins gewesen war, entzwei (in Zwei aus einander) gegangen. Nicht dass eines dieser Beiden weniger

sicher oder weniger berechtigt wäre als das andere, nein, sie gelten beide, aber nur getrennt von einander, neben einander in verschiedenen Gebieten. Ganz wie der unbefangene Gläubige gibt auch der aufgeklärte Mann dies zu, dass Christi Blut uns erlöst, er leugnet aber, dass dies etwas Natürliches, vielmehr nennt er es ein Uebernatürliches, über den Verstand Gehendes. Darum ist dem aufgeklärten Manne nichts mehr zuwider als das Verschmelzen beider Gebiete, das ihm einfältig, ungebildet vorkommt. Dass auf der Kanzel die Sprache des gemeinen Lebens gesprochen wird, erscheint ihm geschmacklos und roh; ebenso, wenn am Sonntage den Zwecken des gewöhnlichen Lebens nachgegangen, an die kranke Kuh gedacht oder das Feld gepflügt wird, so erscheint ihm dies gemein. Ganz umgekehrt aber, wenn in dem Gebiete, wo der Verstand herrscht, anstatt seiner der Glaube zu Hülfe gerufen wird, so will er dies ebenso wenig. Das steht ihm in einem andern Capitel. Der gebildete, aufgeklärte Mann will mit einem Worte, dass das Eine dort anfange, wo das Andere aufhört, zu Ende ist. Dass alle Naturerscheinungen zuletzt vom göttlichen Willen herstammen, bezweifelt er gar nicht; wenn ihm aber auf die Frage: warum es regnet? ein Physiker antworten würde: Weil Gott es so will, so befriedigt ihn dies nicht; er will nicht wissen, welches der letzte, sondern der nächste Grund des Regens ist, will nicht den übernatürlichen, sondern den natürlichen Grund wissen. Ebenso leugnet er durchaus nicht, dass der letzte Zweck alles unsers Handelns die ewige Seligkeit ist; wenn er aber nach dem Zweck einer Reise nach Leipzig fragt, will er den nächsten Zweck wissen, und wenn ihm Jemand sagen wollte: er reise, wie er Alles thue, nur um selig zu werden, so wird er das eine alberne Antwort oder eine einfältige Rede nennen. Diese Form der Religiosität, die ich die des gebildeten oder aufgeklärten Mannes nenne, muss bei einem gewissen Grade der Bildung eintreten, und da ohne diesen kein Studiren denkbar ist, so steht jeder Student (mindestens) auf diesem Standpunkt. Eine absolute Nothwendigkeit für Alle, über ihn hinauszugehen, findet nicht statt. Bei gewissen eigenthümlichen, nationalen sowohl als Berufsverhältnissen ist es begreiflich, dass er als der eigentlich normale erscheint. So bei dem praktisch verständigen

Engländer. Auf der einen Seite der grösste Verehrer der Erfahrung und des gesunden Menschenverstandes, hält er strenger als irgend einer auf die reine Bibellehre und strenge Sonntagsfeier. Dabei ist es ihm höchst anstössig bei uns, dass im gemeinen Leben, ja sogar im Theater das Wort Gott so häufig gebraucht wird, welches dort in feiner Gesellschaft Niemand in den Mund nimmt. Eine Erscheinung wie *Newton*, der aus Materie und Bewegung die Welt baut und einen orthodoxen Commentar zu einem Propheten schreibt, ist ächt englisch. Bei alten praktischen Kaufleuten in freien Reichsstädten finden wir auch in Deutschland Aehnliches, Männer nämlich, die ganz, ohne Heuchler zu sein, am Sonntage und Werktage ganz verschieden denken und wollen, kurz, ganz verschiedene Menschen sind im Comptoir und in der Kirche.

Die Möglichkeit aber, dass dieser Zustand nicht befriedige, ist leicht nachzuweisen. Wo das sich klar Machen Dessen, was in uns lebt, worin ja die Aufklärung und das Gescheidtsein bestanden hatte, die subjective Richtung nimmt, die dem Deutschen eigenthümlich zu sein scheint, dass man nicht nur reflectirt auf den Unterschied jener Gebiete unter sich, sondern noch viel mehr darauf, dass dieses eine Ich von diesen, wie es scheint, sich ausschliessenden Gebieten zugleich in Anspruch genommen wird, da wird, da kann wenigstens ein Zustand eintreten, den ich Zweifel nenne, in welchem das Ich, weil es sich selbst in einem Zwiespalt findet, wenn es glauben und doch auch dem Verstande vertrauen will, sich die Frage aufwirft, ob nicht der Verstand mit seiner Wissenschaft und Industrie gottlos, und wieder, ob nicht die Lehren von Erlösung, Dreieinigkeit u. s. w. Unverstand seien? In dieser Frage besteht der Zweifel, denn Die, welche unter einem Zweifler sich stets einen Gottesleugner vorstellen, vergessen, dass dieser gerade gar nicht mehr zweifelt. Der Zweifler wäre also der Mann, welcher nicht nur hinsichtlich eines Glaubenssatzes oder eines Verstandespostulates irre geworden ist, sondern der die Unvereinbarkeit des Verstandes und des Glaubens (überhaupt) behauptet, die doch im Bewusstsein beide sich finden. Er ist darum ein Widerspruch im Bewusstsein; als solcher fordert er, ähnlich wie die Dissonanz in der Musik, eine Auflösung.

Ueber die Religion des aufgeklärten Mannes brauchte der Mensch nicht hinauszugehen, über den Zweifel muss er es, es wäre unvernünftig, wenn er dabei stehen bliebe.

Von den hier möglichen Lösungen müssen als unvernünftig und krankhaft die ausgeschlossen werden, wo eines der beiden für das menschliche Bewusstsein wesentlichen Momente weggeworfen würde und auf der einen Seite Unglaube entstände, der ein falscher Verstand, darum Afterweisheit, Aberwitz ist, oder auf der andern Seite der Unverstand, der ein falscher Glaube, After- oder Aberglaube ist. Eine gesunde Lösung kann nur die sein, welche beide Momente in sich enthält. Dem scheint nun allein zu entsprechen eine Rückkehr in den Zustand, in welchem wir den Menschen mit dem Embryo unter dem Herzen seiner Mutter verglichen, und seinen Zustand mit dem noch ungeschiedenen Gemisch des blauen und gelben Pulvers. Zwar zum Embryo wie früher kann der einmal geborene Mensch nicht wieder werden, und einmal in Wasser gelöst, werden immer die schwerern Theilchen sich von den leichten trennen. Wie aber in diesem letztern Falle, wenn man die flüssige Lösung fortwährend schüttelt, das Grün von Neuem hervorgebracht wird, und eine so geschüttelte Flasche Dem, der sie ansieht, gerade so erscheinen mag, wie eine mit jenem grünen Pulver gefüllte, so möchte es möglich sein, im Bewusstsein, dadurch dass man fortwährend das Auseinandertreten der beiden Momente verhindert, einen Zustand hervorzubringen, welcher sich zum unschuldigen und unbefangenen Glauben gerade so verhält, wie zu dem Natürlichen das Künstliche oder durch Gewalt Hervorgebrachte, Gemachte. Der Analogie des Sprachgebrauchs folgend, unterscheide ich darum von dem unbefangenen Glauben oder der unbefangenen Frömmigkeit *(pietas)* den P i e t i s m u s, unter dem ich also die künstliche, gemachte (ich sage n i c h t: nachgemachte oder falsche) Frömmigkeit verstehe, und die ich darum gern mit dem künstlich hervorgebrachten Embryonenzustande vergleiche, den wir im Rapport der durch magnetische Manipulation somnambul Gewordenen beobachten. Gerade wie dort es eine erklärliche Täuschung war, die geschüttelte Flasche für die mit dem Pulver gefüllte zu halten, gerade so wird oft der Pietismus mit der Frömmigkeit

identificirt, dabei aber vergessen, dass sie uns eine ruhige Einheit jener beiden Momente zeigt, während der Pietismus in der steten Unruhe und Furcht vor der Reflexion besteht. In dem unbefangenen Glauben ist die Reflexion stumm, sie kann nicht sprechen, wie das neugeborene Kind es nicht kann; der Pietismus dagegen verbietet ihr den Mund, er lässt sie nicht zu Worte kommen, indem er sie fortwährend unterbricht. So wenig ich daher es zugestehen kann, was der Pietismus so gern behauptet, dass er der Standpunkt des unbefangenen Gläubigen sei, so muss ich auf der andern Seite mich noch viel entschiedener gegen Diejenigen erklären, welche den Pietismus mit dem Unverstande oder Aberglauben confundiren. Der Pietismus unterscheidet sich von diesem dadurch, dass er nicht den Verstand, sondern dass er den Widerstreit zwischen Verstand und Glauben leugnet. Während darum jener nur den halben Menschen zu seinem Rechte kommen lässt, sind im Pietismus, und das ist eben seine Aehnlichkeit mit dem Glauben, beide enthalten, er ist also in gewisser Weise eine wirkliche Lösung des im Zweifel enthaltenen Widerspruchs. Ich gehe noch weiter. Ich gebe zu, dass in gewissen Fällen der Pietismus die einzig mögliche Rettung aus Zweifeln ist, sodass es in diesen Fällen ein Heil ist, wenn Einer zum Pietismus kommt. (Fragt mich Jemand, wie das zusammenstimmt damit, dass ich gesagt habe, er sei gemachte, künstliche Frömmigkeit, so antworte ich: Wenn bei Einem die natürliche Verdauungskraft nicht ausreicht, so sucht der Arzt durch künstliche Verdauung, solche, die durch Pillen u. dgl. hervorgebracht wird, zu helfen.) Besteht der Pietismus darin, dass der Reflexion, die in den Zweifel geführt hat, Schweigen auferlegt wird, so ist er natürlich vollkommen berechtigt da, wo überhaupt keine Reflexion stattfinden sollte. Die vorwitzige Reflexion kann gar nicht anders behandelt werden, als so, dass man sie zur Ruhe verweist. In dieser Lage befinden sich nun die Weiber, wenn sie, meistens, vielleicht immer durch Schuld der Männer, die Unschuld des Glaubens verloren haben und an religiösen Skrupeln laboriren. Nicht zur Reflexion bestimmt, sind sie natürlich nicht im Stande, die Reflexion bis zum Extrem durchzuführen, wo man sie *in extremis* hat; darum ist bei ihnen das einzige Mittel, dass ihnen das *Taceatis in*

ecclesia zugerufen wird, d. h. dass man ihnen Pietismus predigt. Ein plumpes Sprichwort schliesst aus dem Pietismus des Weibes auf frühere Versündigungen zurück. Nicht mit Unrecht. Diese Versündigungen brauchen aber nicht geschlechtliche gewesen zu sein, sie konnten auch Versündigungen am Geschlechte sein, darin bestehend, dass das Weib Mann sein wollte. Schlimm genug. Ist es aber geschehen, so hilft nur das Zurückweisen zur Bestimmung des Weibes, denn in der Mannweibrolle beharren ist unvernünftig. Also für alle Frauen ohne Ausnahme ist, wenn sie in Zweifel gerathen sind, der Pietismus der einzige Ausweg. Ebenso unter den Männern für die, welche, entweder von Natur oder durch eigene Verschuldung weiblich-energielos, die Kraft nicht haben, den Zweifel wirklich durchzukämpfen, und eben darum in der Flucht vor ihm ihr Heil versuchen müssen. Sie sind wie Die, bei welchen die Stimme nicht völlig sich gebrochen hat, oder gar die in der Kindheit verstümmelt wurden, und denen, weil sie es zum Bass nicht bringen können, freilich nur übrig bleibt, Falsett, d. h. künstlichen Discant zu singen. Solche schwächliche Naturen können die heroische Cur, die durch den Zweifel hindurchführt, nicht aushalten; bei ihnen sind nur Palliativmittel anzuwenden, die zwar nie ganz gesund machen, aber am Leben erhalten. Diesen vom Pietismus abrathen hiesse sie ins Verderben schicken. — Bedenkt man, dass für diese beiden Klassen der Pietismus das einzige Rettungsmittel ist, und zieht man dabei die Erfahrung zu Rathe, die uns lehrt, dass, namentlich durch die Schuld solcher Männer, die, weil sie ihre Theologie nicht an den Mann bringen können, den Versuch machen, sie wenigstens an das Weib zu bringen, die Zahl der Frauen, die von der verbotenen Frucht naschen, immer grösser wird, und wieder, dass der rasende Absatz, welchen Bücher finden, die den Ersatz verlorener Manneskraft versprechen, nicht gerade auf Hypersthenie und Hyperenergie unserer Generation schliessen lässt, so wird man von dem Umsichgreifen des Pietismus vielleicht anders urtheilen, als es gewöhnlich geschieht. So natürlich wir es finden, dass einem gebildeten Manne dieses geflissentliche Vermischen beider Gebiete, welches den Pietismus charakterisirt, zuwider ist und roh erscheint, so sehr wir seine Em-

pörung verstehen, wenn er sieht, dass eine mit Lachen angefangene Phrase durch ein Tischgebet unterbrochen und lachend fortgesetzt wird, dass zwischen Suppe und Rindfleisch ein wenig von Dreieinigkeit gesprochen, beim Braten und Champagner mit Zerknirschung unserer Sündhaftigkeit gedacht und bei den Süssigkeiten ein Excurs in die Lehre von den ewigen Höllenstrafen gemacht wird; so wenig wir ihm widersprechen wollen, wenn er behauptet, dies Gebahren der pietistischen Prediger, das Tremblotiren mit der Stimme und Zittern mit der ausgestreckten Hand sei nicht natürlich, das Gebrauchen trivialer, ja gemeiner Ausdrücke sei geschmacklos, und es sei ein gemachtes Wesen, dass Leute von der feinsten Bildung nur in solchen Predigten Befriedigung finden, — ich sage, so sehr wir in diesem Allem den Zorn des verständigen Mannes verstehen, so theilen wir ihn nicht sowohl hinsichtlich des Pietistischwerdens, als vielmehr hinsichtlich Dessen, was den Pietismus zum einzigen Heilmittel hat. Wir bedauern, dass es so Viele gibt, denen nur der Pietismus Rettung bringt. Da es aber einmal so ist, so freuen wir uns, dass sie wenigstens so Hülfe finden.

Wir haben den Pietismus eine Lösung des Zwiespaltes genannt, in welchen der Zweifelnde gerathen ist, zugleich aber ihn ein Palliativmittel genannt, dort als das einzige anwendbar, wo Schwächlichkeit die heroische Radicalcur verbietet. Auf diese haben wir jetzt unsern Blick zu werfen. Die nicht nur für Einige, sondern absolute Lösung jenes Widerspruchs wäre offenbar in einem Zustande des Bewusstseins gegeben, welcher, wie der unschuldige Glaube und der Pietismus, beide Elemente des Bewusstseins als eine Einheit enthielte, der ruhig wäre wie der unbefangene Glaube, aber fest und nicht vor der Aufklärung verschwindend, der eine wieder hervorgebrachte Einheit wäre wie der Pietismus, aber nicht durch fortwährende Kunst und fortwährendes Abwehren des Zweifels in Angst und Unruhe gehalten wäre. Um ihn uns zu denken, gehen wir, zum letzten Male, auf unser Bild zurück. Denken wir uns jene beiden Substanzen sehr starker Gluthhitze ausgesetzt, sodass jedes Atom derselben nicht nur wie in der Lösung in Flüssigkeit schwimmt, sondern selbst in Fluss geräth, und die geschmolzene Masse

sich verhärtend, vielleicht krystallisirend, was werden wir haben? Abermals ein Grün, und zwar ein vollständigeres Grün, denn hier wird nicht einmal das Mikroskop Gelbes neben Blauem zeigen; ein Grün ferner, das nicht braucht vor der Nässe geschützt zu werden, um nicht darin zu verschwinden; ein Grün endlich, das zwar durch Kunst hervorgebracht ist, aber nicht durch Kunst, sondern seine eigene Natur sich erhält. Machen wir die Anwendung und sehen, wie bisher, in dem Flüssigwerden die Reflexion, so wird ein Zustand des Bewusstseins, wie wir ihn postuliren, dort erreicht sein, wo man die Reflexion nicht nur bis zum Zweifel, sondern noch weiter durchführt, sodass der Zweifel sich selber bezweifelt und zerreibt. Es geschieht dies so, dass, während in der Aufklärung und dem Zweifel Verstand und Glaube, Das, was ich, und Das, was die Kirche glaubt, getrennt, ja zuletzt geschieden waren, jetzt sie sich durchdringen, indem der Verstand in dem ihm Gegenüberstehenden sich selbst vernimmt oder Vernunft wird, der Gegenstand aber als gleicher Natur mit dem Vernehmenden, als Vernunft erkannt wird. Dies nun leistet die Religionswissenschaft, mag sie sich nun als speculative Theologie, mag sie sich als Religionsphilosophie gestalten. Dieser Standpunkt begreift alle die bisher betrachteten im doppelten Sinne des Wortes, er fasst sie als seine Voraussetzungen in sich und weiss andererseits ihren Werth und ihre Bedeutung zu schätzen. Er erkennt die Berechtigung des unschuldigen Glaubens und wird nichts thun, um durch Reflexion denselben zu turbiren; ist die Reflexion eingetreten und an die Stelle des unbefangenen der aufgeklärte Glaube getreten, so setzt uns die Wissenschaft in Stand, diese «doppelte Buchhaltung», wie man sie genannt hat, welche der Gebildete führt, zu rechtfertigen. Den Zweifel ferner lehrt die Wissenschaft zwar nicht als Ruhe-, wohl aber als Durchgangspunkt anerkennen. Der Wissende kann Gründe angeben, warum der Unglaube und Aberglaube krankhafte Ausgänge des Zweifels sind, und kann aus guten Gründen es dulden, ja in manchen Fällen es fordern, dass der Zweifelnde sich dem Pietismus in die Arme werfe. Freilich, wenn der Pietismus die Wissenschaft angreift, von der er nichts weiss und versteht, dann werden wir ihm entgegnen, dass seine Furcht vor dem Zweifel eigent-

lich ein Unglaube an die Wahrheit ist, die, da selbst der Hölle Pforten sie nicht überwinden sollen, sich mächtiger erweisen muss als die Reflexion.

Ich habe diese verschiedenen Stufen des religiösen Bewusstseins so ausführlich geschildert, um sicher zu bestimmen, auf welcher derselben der Student sich gewiss nicht, auf welcher vielleicht, auf welcher im besten Falle findet. Vorhin schon ist bemerkt, dass bei dem Bildungszustande, ohne welchen ein Studium unmöglich ist, das Auseinandergehen der beiden im unbefangenen Glauben gebundenen Elemente vorauszusetzen sei. Ich glaube, Keiner kommt auf die Universität in dem Zustande jenes glücklichen Köhlers, von dem ich sprach, oder so, dass ihm die Erlösung durch Christus etwas ebenso Natürliches ist, als dass der Regen nass macht. Jeder vielmehr wird beide Gebiete so aus einander halten, dass das Eine als ein übernatürliches, das Andere als ein natürliches Factum gilt, d. h. er ist ein gebildeter, aufgeklärter Gläubiger. Es ist durchaus gar kein Grund, dass jeder Student über diesen Standpunkt hinausgeht. Namentlich in früherer Zeit blieben auch Viele auf ihm stehen, und die Religiosität manches Arztes, Rechtsgelehrten u. s. w. war der sehr ähnlich, die wir heutzutage bei ältern Geschäftsleuten finden. Ich habe Aerzte von entschieden religiöser Gesinnung gekannt, die schwerlich an ihr Tagewerk gegangen sind, ohne sich durch Gebet zu stärken, die es aber für Unsinn erklärt hätten, wenn an dem Bette eines Kranken anstatt China oder Brechmittel die Wirksamkeit des Gebetes versucht worden wäre. In ihrem Kämmerlein beteten sie und vergassen den Arzt. Am Krankenbette curirten sie und dachten nicht an Beten. Heutzutage wird es jedem Studirenden schwerer gemacht, auf diesem Standpunkt stehen zu bleiben. Auch Solche, welche nicht die Neigung haben, von der Sache, welche sie interessirt, stets auf sich selber zurückzukehren und auf den eigenen Zustand zu reflectiren, werden dadurch, dass überall und überlaut im Namen der Naturwissenschaft aller Glaube als Unsinn oder Unverstand, und wieder im Namen der Religion Naturwissenschaft und Industrie als Symptome oder Werkzeuge des Unglaubens verschrien werden, darauf hingewiesen, dass es nicht nur Verschiedenes, sondern

Unvereinbares ist, was in ihnen lebt. Sobald sie aber dies zugeben, stehen sie auch auf dem Standpunkte, den wir den des Irrewerdens oder Zweifels genannt haben. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage: Solcher, die irre geworden sind an der Berechtigung des Glaubens, gibt es jetzt auf deutschen Universitäten mehr als früher, namentlich durch das unselige frühreife Wesen unserer Schüler. Wenn dem aber so ist, welchen Ausweg muss der Zweifel des Studenten nehmen? Da wir den Unglauben und Aberglauben als ungesunde Ausgänge verworfen haben, so bietet sich erstlich der Pietismus als ein solcher Ausweg dar. Sollten unmännliche oder entmannte Geister die Universität beziehen, so werden diese freilich zu Dem allein ihre Zuflucht nehmen können, was ich mit dem Discantsingen verglichen habe. Solche sollten aber nicht studiren, und darum statuire ich dergleichen unter den wahren Studenten nicht. Abgesehen davon aber, dass bei dem wahren Studenten der Grund wegfällt, warum er Pietist werden muss, würde er, wenn er es würde, in Conflict gerathen mit seinem sonstigen Beruf. Das Wesentliche und Charakteristische der gemachten Frömmigkeit war für uns, dass hier die Reflexion untersagt wird. Dies ist vollständig in der Ordnung bei Weibern, welche, wenn sie reflectiren, aus ihrer Sphäre herausgetreten sind. Ebenso ist wenig dagegen zu sagen, wenn alte Officiere, die im wilden Lagerleben ihren Gott verloren, in ihrem ganzen Leben aber nicht sich gewöhnt haben, streng logisch zu reflectiren, wenn diese in einem die Reflexion fliehenden Glauben ihr Heil suchen. Anders aber bei Dem, der, weder ein Weib noch ein Invalider, durch seinen wissenschaftlichen Beruf zu fortwährendem Reflectiren, in Frage Stellen, Prüfen verpflichtet ist. Das Prüfen, welches bei dem Weibe allerdings Naseweisheit ist, zu unterlassen, ist bei Dem, der zum Prüfen verpflichtet ist, Unweisheit und Unrecht. Wenn ein Frauenzimmer sich vor einem Leichnam scheut, so ist das hübsch von ihr, wenn aber ein Medicin Studirender aus solcher Scheu die Sectionen versäumt, so ist das nicht hübsch, sondern er ist ein fauler Student ohne Courage. Gerade so ist ein Student, in welchem der Zweifel rege wurde und der sich fürchtet ihn durchzuführen, ein fauler Student ohne Courage, d. h. er *ist* eben kein Student. Der Student, der

in nichts unmündig ist, ist es auch nicht in der Religion; darum ist er hier nicht wie das Weib auf das schweigende Hören hingewiesen, sondern darauf, dass er sich Red' und Antwort stehe, was ohne in Frage Stellen nicht denkbar ist. Wie in Allem, so ziemt ihm auch dem Zweifel gegenüber nicht die Flucht, sondern der frische Kampfesmuth, der durch den Zweifel hindurchführt, ihn hinter sich lassend. Dieser Muth lohnt sich, denn es gibt einen Standpunkt, der im Gegensatz zu dem Rufe der Einen: Nichts vernünftiger als der Unglaube, und zu dem der Andern: Nichts ungläubiger als die Vernunft, aus seliger Erfahrung ruft: Es gibt nichts Vernünftigeres als den christlichen Glauben. Dieser Standpunkt ist der, welchem der wahre Student nachstrebt. Der Pietismus ziemt ihm nicht. Dem Einwande, dass es sich mit den Theologen anders verhalte als mit den übrigen Studenten, kann ich hier nicht begegnen, wo wir vom Studenten überhaupt sprechen. Ich werde dem Einwande nicht aus dem Wege gehen, begnüge mich aber hier damit, zu bemerken, dass, wenn man den Theologen von Dem ausnehmen will, was aus dem Begriff des Studenten folgt, man auch so consequent sein muss, ihn nicht mehr Student, sondern etwa Seminarist zu nennen.

Gerade wie bei dem Verhältniss von Student und Staat wir nicht nur fragten, wie der Student zum Staate, sondern auch wie der Staat zum Studenten sich zu stellen habe, gerade so haben wir, und zwar genau aus denselben Gründen, auch hier uns die Frage aufzuwerfen: Welche Stellung nimmt die Kirche normaler Weise dem Studenten gegenüber ein? So wenig es mit der Pflicht einer Mutter streitet, wenn sie zwar ihre Kinder nicht in verschiedenem Grade liebt, aber ihnen die gleiche Liebe in verschiedener Weise bethätigt, so wenig es ihrer Autorität zu nahe tritt, wenn sie den erwachsenen Sohn anders behandelt als das kleine Mädchen, welches zu ihren Füssen sitzt und stricken lernt, ebenso kann unsere gemeinsame Mutter, die Kirche, alle ihre Kinder mit gleicher Liebe umfassen und dennoch sie in ganz verschiedener Weise behandeln. Alle zur Kirche Gehörigen zerfallen zunächst in die beiden Klassen der kirchlich Unselbstständigen, deren Bestimmung ist, dass sie *taceant in ecclesia*, sich vernehmend, hörend und gehorchend verhal-

ten, und andererseits der Selbstständigen, welche, wie überhaupt, so auch in kirchlichen Dingen mitzustimmen und zu bestimmen haben. Von jenen erstern lassen wir Diejenigen bei Seite, welche nach des Apostels Wort, wenn sie ein religiöses Bedenken tragen, «ihre Männer fragen» sollen, und wenden uns nur zu Denen, welche ihre Väter hören sollen, zu den eigentlich Unmündigen. Von dem normalen Verhalten der Kirche hinsichtlich der Unerwachsenen sprechen, heisst in unsern Tagen eine Satire auf die gegenwärtigen Zustände componiren. Während der Staat sich um das Leben im Hause fast zu viel, um den Schulunterricht sehr viel bekümmert, hat die Kirche jenes beinahe ganz, diesen wirklich ganz und gar ihrer Aufsicht entreissen lassen. (Ich gehöre nicht zu Denen, welche wünschen oder gar Heil davon erwarten, dass die Kirche wieder die Unterrichtsanstalten unter ihre Aufsicht bekomme. Im Gegentheil, bei der Weise, in welcher man gegenwärtig sich zum Kirchenamte vorbereitet, hiesse das unsere gelehrten Schulen ruiniren und dem entgegenführen, dass, wie zur Zeit der Reformation, die griechische Sprache eine Erfindung der Ketzer genannt würde. Aber den Religionsunterricht muss die Kirche wieder in die Hände nehmen, sodass derselbe an gelehrten Schulen nur von ihren Dienern, von Geistlichen, und zwar von den allertüchtigsten gegeben wird.) Thut die Kirche in beiden Beziehungen, was sie soll, so wird dem Knaben durch Unterricht und Gewöhnung, wie man dies früher ganz richtig bezeichnete, «Christenthum beigebracht». Das Mechanische in diesem Ausdruck braucht uns nicht zu schrecken; sehr Vieles, ja das Meiste muss von aussen, also mechanisch, an das Kind kommen, damit der Mann es inwendig in sich habe. Die Gewohnheit ist des Menschen Amme, eben darum auch die Gewöhnung. Dies zeigt sich nun hier so, dass, während der Unmündige unter der Zucht der Kirche stand, die Mündigen, die, wie im Staat in Bürger und Beamte, so hier in Glieder und Diener der Kirche zerfallen, in kirchlicher Zucht und Sitte oder, was ganz Dasselbe heisst, dass kirchliche Zucht und Sitte in ihnen leben. (In einer Zeit, wo Züchtigungen von Kindern als ein Attentat gegen die Menschenwürde verrufen sind, und wieder alle Welt es ganz natürlich findet, dass man aus Strafanstalten Erziehungsanstalten

macht, wäre es fast wunderbar, wenn sich nicht im kirchlichen Leben ganz Analoges zeigte. Man meint an vielen Stellen dem heruntergekommenen kirchlichen Leben aufzuhelfen, wenn man Die, welche sich gegen kirchliche Zucht und Sitte vergingen, unter eine strenge kirchliche Zucht nähme. Wenn der schöne Eifer und die edlen Kräfte, welche heutzutage dazu verwendet werden, eine strenge Kirchenzucht zu beleben, dort, wo sie noch helfen kann, bei den Unmündigen, anfingen, so würde mindestens die kommende Generation Vortheil davon haben.) Normaler Weise stehen unter der Zucht der Kirche die Unmündigen, an ihnen übt die Kirche ihre erziehende Macht, darum werden sie zum Pastor (in den ordentlichen Schulunterricht, oder die sogenannte Kinderlehre) gebracht; dagegen den selbstständigen Gliedern der Kirche, in denen Zucht und Sitte herrscht, denen gibt die Kirche einen Antheil an der Hervorbringung des kirchlichen Lebens. Im freien Verhältniss zu dem Pastor, zu dem er sich hält, trägt auch Der, der nicht Pastor ist, zur Erweckung des kirchlichen Lebens und zur Erhaltung der Sitte selbstthätig bei.

Es würde sicherlich kein gutes Vorurtheil für die Consequenz meiner Durchführung erwecken, wenn ich hier nicht, wie in allen analogen Verhältnissen, für den Studenten eine mittlere Stellung in Anspruch nähme. Auch thue ich es auf das Allerentschiedenste. Da für den Studenten die Zucht überhaupt aufgehört hat, so steht er auch nicht mehr dem Unmündigen gleich unter der kirchlichen Zucht. Andererseits liegt ihm weder ob, noch auch ist es ihm erlaubt, als selbstthätiges Mitglied einer bestimmten Gemeinde ob der Erhaltung christlicher Zucht zu wachen, das Gemeindeleben mit zu heben. Vielleicht ist es das Gefühl, dass das kirchliche Leben des Studenten in der Luft schwebt, welches zu einer Einrichtung gebracht hat, deren Mangel an einer Universität, wie z. B. lange Zeit in Berlin, Viele als ein grosses Unglück ansahen. Ich meine die Stellen der Universitätsprediger. Wenn die Absicht bei dieser Einrichtung gewesen sein sollte, den Studenten dadurch in einen eigenthümlichen Gemeindeverband hineinzubringen, so wäre sie verunglückt und musste es auch. Eine blos von Studenten gebildete Gemeinde ist schon deswegen ein Widerspruch,

weil zu einer Gemeinde alle möglichen Stellungen des Menschen gehören, also auch das nachwachsende Geschlecht, dessen es, da die Studenten gewöhnlich im Cölibat leben, hier nicht gibt. (Als *Schleiermacher* hier Universitätsprediger war, hat er daher, mit Recht, seine Absicht ausgesprochen, alle nur irgendwie zur Universität gehörigen Männer nebst ihren Familien, ihrem Gesinde u. s. w. in einen Gemeindeverband hineinzuziehen. Ihm wäre dies vielleicht gelungen. Von Dauer wäre es nicht gewesen, da unsere Universität nicht so in sich abgeschlossen ist, wie etwa eine englische.) Ebenso aber ist es auf der andern Seite ein Widerspruch, dass der Student, der sich Alles selbst wählt, Stadt, Wohnung, Umgang, Vorlesungen u. s. w., dass dieser hinsichtlich seines Predigers und Beichtvaters unfreier als viele Andere in der Stadt sein sollte, die sich halten können, zu wem sie wollen. Wegen dieses doppelten Widerspruchs ist es denn gekommen, dass durch Universitätsprediger wirkliche Studenten- (d. h. alle Studenten und nur sie umfassende) Gemeinden nicht ins Leben gerufen worden sind, sondern dass die Einrichtung dieser Stellen zur Befriedigung ganz anderer Interessen und zum Realisiren anderer Zwecke benutzt wird. Bekleidet, wie das meistens zu sein pflegt, der Professor der praktischen Theologie diese Stelle, so werden seine Predigten sehr leicht für praktische Belege von Dem angesehen, was er in seinen homiletischen Vorlesungen gesagt hat, und die Zuhörer der letztern machen daran gleichsam ein Repetitorium Dessen durch, was sie gehört haben. Das mag in wissenschaftlicher Hinsicht manchen Vortheil gewähren. Auf der andern Seite aber hat es das Missliche, dass die Unart, die wir ohnedies Alle haben, namentlich Die, welche Theologie studirt haben, dass wir, anstatt uns durch die Predigt erbauen zu lassen, sie kritisiren, gar zu sehr genährt wird. Diese Gefahr wird vermieden, wenn beide Aemter nicht in einer Hand sind, und darum halte ich die Einrichtung für besser, welche hier in Halle früher stattfand, da *Schleiermacher* Professor der Philosophie war, und gegenwärtig wieder stattfindet, da unser Universitätsprediger nie Vorträge über Homiletik hält. Wenn wir uns nun aber fragen, ob hier bei uns, wo der akademische Gottesdienst mehr in der Blüthe steht als irgendwo, ein eigentlicher Gemeindeverband unter den Stu-

denten stattfindet, so müssen wir dies verneinen. Weder sind die Studenten verpflichtet, sich zum Universitätsprediger zu halten, noch er gebunden, jeden Studenten zu beerdigen, das Abendmahl in seiner Gemeinde auszutheilen u. s. w., sondern in den Gottesdienst, der, mit Ausnahme der Ferien, alle vierzehn Tage unter dem Namen des akademischen gehalten wird, gehen alle Klassen der Stadtbewohner, und die Studenten allerdings viel lieber als in irgend eine andere Kirche, nicht aber weil dies ihre Kirche ist, sondern weil sie hier die gediegensten Predigten zu hören bekommen und also sich am meisten angezogen fühlen. Wie es sich aber hier *in praxi* gestaltet hat, so ist es auch in der That das Normale, denn mit dem Begriffe der Gemeinde, wie ich gesagt habe, stritt es, nur aus Jünglingen zu bestehen, mit dem des Studenten, so, wie der selbstständige Mann, für eine bestimmte Kirche, einen bestimmten Prediger sich entschieden zu haben.

Der Irrthum Derer, welche meinen, das ganz eigenthümliche Verhältniss der Kirche zum Studenten verlange eine Studentengemeinde und einen akademischen Gottesdienst, liegt darin, dass sie eine positive Einwirkung dort wollen, wo nach der Natur der Sache das negative Verhalten des Gehenlassens postulirt ist. Emancipirt vom Hause und also auch von der bestimmten Gemeinde, zu der er nur gehörte, weil das Haus sich zu ihr hielt, darf der Student das Recht für sich in Anspruch nehmen, ohne einen ihm gesetzten Beichtvater zu existiren, gleichsam hospitirend sich umzusehen unter den verschiedenen Gemeinden und Pastoren, um zu sehen, ob das Leben in einer derselben oder die Weise eines unter ihnen ihn anspricht. Er darf dies, ohne eines besondern Dimissoriale zu bedürfen. — Wer seinen ordentlichen geistlichen Rath und Beichtvater hat, wie das Kind oder Der, welcher zu einer bestimmten Gemeinde gehört, bei dem ist es vollkommen in der Ordnung, wenn durch seinen Beichtvater die Kirche eine Controle über ihn führt, es ihm verweist, wenn er, dem die Lehre seiner Kirche ausser aller Frage stehen soll, theils weil er noch nicht, theils weil er nicht mehr zweifeln soll, sich zweifelnde Aeusserungen erlaubt, oder wenn er durch Nichtanwendung der Gnadenmittel den übrigen Gemeindegliedern, die er erbauen

soll, ganz im Gegensatz dazu zum Aergerniss wird. Schon weil sie hinsichtlich des gemeindelosen Studenten kein gesetzliches Organ hat, darf die Kirche sich bei ihm keine solche Controle anmassen. Weiter aber, weil wir in der heutigen Vorlesung gesehen haben, dass es seine Pflicht ist, Das zu thun, was die Kirche mit Recht dem Unmündigen verbietet und an dem activen Gemeindegliede tadelt, Alles, darum auch die Lehre der Kirche in Frage zu stellen. Juvenil zu sein ist bei dem Greise ein Tadel, bei dem Jüngling aber Pflicht. Der erste Grund, dass sie Niemand hat, durch den sie es dürfte, gilt ebenso dagegen, dass die Kirche den Abendmahlsgenuss der Studenten controlire. Aber auch hier kommt zu diesem formellen noch ein materieller Grund hinzu, der uns auf das Allerentschiedenste dagegen protestiren lässt, dass man von dem Studenten den Nachweis darüber verlange, er sei gehörig zum Abendmahl gegangen. Während der Knabe zum Abendmahl geht, weil der Vater findet, es sei Zeit, dass er confirmirt werde, und wieder der Hausvater, wo das Verlangen nach dem Sacramente ihm kommt, um nicht von den Seinigen sich zu trennen, die Feier verschiebt auf den gewohnten Tag oder die gewohnten Tage, ist bei dem Studenten jede solche Rücksicht auf das Gebot oder den Wunsch eines Andern zurückgetreten. Es ist hier nur der momentane Drang, welcher zu entscheiden hat, das rein subjective Bedürfniss. Eben weil aber die Abendmahlsfeier des Studenten, mehr als in irgend einem Verhältniss, die Aeusserung eines so übermannenden Verlangens ist, die Geberde gleichsam eines Gefühls, das in dem innern Arbeiten des in Frage Stellens und Zweifelns bei dem Einen öfter, bei dem Andern seltener sich einstellt, die Manifestation eines innern Erlebnisses, das man profanirt glaubt, wenn man mit irgend Einem davon spricht, eben deswegen möchte ich die nicht die schlechtesten unter den Studenten nennen, welche nicht wollen, dass ihre Genossen von einer solchen Feier wissen. Mancher ist nur, wenn er in den Ferien in die Substanz des Familiengeistes sich wieder versenkt, manch anderer, der am Universitätsort blieb, nur dann im Stande zum Abendmahl zu gehen, wenn seine Freunde nicht da sind. Manchen haben auf einsamer Wanderschaft im fremden Lande die Kirchenglocken in eine Dorfkirche gelockt,

und es hat ihn dort ein plötzliches Verlangen nach dem Abendmahl erfasst, er hat es genommen und ist beseligt weiter gegangen und hat Keinem je etwas davon gesagt. Ueber solche Augenblicke sich ein Certificat geben lassen, heisst sie entweihen, gesetzliche Bestimmungen, die dem Studenten am Altare sogar den Gedanken einhauchen können: «Du musst dir es aber testiren lassen», könnten das Heiligste vergiften. Ich ehre als schamhafte Zurückhaltung das Gefühl Derer, denen es ganz unmöglich ist, mit Denselben, mit denen kurz vorher und kurz nachher nur von Studentensachen und fröhlichen Gelagen die Rede war, von solchen Weihestunden zu sprechen, geschweige sie zu theilen, und nenne dies nicht den Herrn vor den Menschen verleugnen. Es ist mit der Liebe zu ihm wie mit der innigsten unter den Menschen, die dahin bringt, Vater und Mutter zu verlassen. Wenn hier die erwachende Liebe sich verbirgt, wenn Die, welche sich verstanden, ein Geheimniss daraus machen, so ist es wahrlich nicht, weil sie sich des Gegenstandes ihrer Liebe schämen. Ein älteres Ehepaar mag öffentlich von seiner Liebe und den lebendigen Zeugen ehelicher Gemeinschaft sprechen. Bei den eben Verlobten wäre dies Impudenz, und wir leugnen nicht, dass es eine gewisse Jungfräulichkeit auch bei bejahrten Ehegatten gibt, die wohlthätig anspricht. Gerade so wollen wir, obgleich persönlich es uns anwidert, es nicht zu streng tadeln, wenn ältere «Liebhaber des Herrn», um einen ältern Ausdruck zu brauchen, die Geheimnisse ihres Lebens mit ihm Andern mit aller Genauigkeit beim Theetisch erzählen und, nachdem sie von ihrer Erweckung gesprochen haben, sich ruhig ein Butterbrod und kalten Braten herlangen. Die junge Liebe soll schamhafter sein; sie bewahre das süsse Geheimniss im Herzen, dass es dort reife; sie scheue sich, vorlaut es auszusprechen, denn bei dem sich Aussprechen hat Mancher sich gewöhnt, Alles eben aus sich ganz heraus zu sprechen. Eben darum muss aber auch der so verschämt Liebende fordern, dass Niemand, auch die Kirche nicht, sich in diese seine Geheimnisse eindränge. Ich fasse daher die ganze Erörterung so zusammen: Weil es die Bestimmung des Studenten ist, in seinem Verhältniss zur Kirche sich zu einer festen Subjectivität auszubilden, deswegen muss die Kirche hier dem ent-

schiedensten Subjectivismus Raum gewähren, weder um die innern Kämpfe, noch um die Art sich kümmern, wie die Gnadenmittel in solchem Kampf zu Hülfe gerufen werden. Auch hier habe ich auf den Einwand, mit den Theologen verhalte es sich anders, vorläufig nur die Antwort: Von Seminaristen spreche ich nicht, sondern von Studenten der Theologie, welche doch wahrscheinlich, wollen sie nicht die Pariarolle auf der Universität spielen, Studentenrechte haben müssen.

Elfte Vorlesung.

Familie, bürgerliche Gesellschaft, Staat und endlich Kirche waren die Gemeinschaften, denen schon der Schulknabe, der Student auch, aber nur ganz anders, angehörte. In dem normalen Verhältniss zu ihnen entwickelt sich in ihm jene moralische, sittliche, religiöse Festigkeit, die wir im Sinne haben, wenn wir ihn im Gegensatz zur flatterhaften Unsicherheit in allen diesen Beziehungen einen Charakter nennen. Es gibt aber Verhältnisse ganz neuer Art, in welche er überhaupt erst eintritt, indem er Student wird, und die, obgleich für die Ausbildung des Charakters gleichfalls wichtig, ganz besonders zur Ausbildung seiner intellectuellen Reife beitragen. Zu diesen gehen wir jetzt über und fangen, um nicht in den Antiklimax zu verfallen, mit dem unwichtigsten an, mit dem Verhältniss des Studenten zum Professor.

Der Knabe wurde erzogen und unterrichtet. Normaler Weise fällt Erzieher und Lehrer zusammen zuerst in der Person des Vaters oder, wenn es sein muss, des Hofmeisters, dann, wo er vom elterlichen Hause aus die Schule besucht, in der Person des Lehrers, hinsichtlich dessen es ein Attentat gegen seine Würde wäre, wenn man ihm verbieten wollte, einen Knaben seiner Schule, den er ausser den Schulstunden Unfug treiben sieht, zu berufen. Er ist ein-

mal der Schulmonarch, und ein Monarch bleibt Herrscher, auch wenn er nicht auf dem Throne sitzt. Betrachten wir auf der andern Seite den Mann, in engerer Begrenzung den Gelehrten, so ist weder der Erzieher noch der Lehrer desselben ein persönliches Wesen. Vielmehr sind es die Verhältnisse, welche dem Mann die Erziehung geben, die ihm noch fehlt, das Leben im Amt, in der Ehe, in der Familie, und wieder sind es Bücher, aus welchen er seine Belehrung und seinen Unterricht empfängt. Es hat etwas Beschämendes, als Mann einen Verweis von einem Andern zu bekommen, weil man erwartet, dass der Mann sich den Verweis, den ihm die Situation gibt, selbst nehmen werde. Wo es vorkommt, dass der Gelehrte, anstatt ein Buch zu Rathe zu ziehen, sich an einen Andern wendet und Unterricht verlangt, dient dieser letztere eigentlich anstatt eines Buches. Dabei steht dieses fest, dass ihm Erziehung und Unterricht von verschiedener Stelle herkommt. Aus Büchern Lebensart lernen, ist verkehrt, und wenn mein Vorgesetzter, weil er das Recht hat, mein Betragen zu tadeln, sich herausnehmen wollte, meine Lehre zu corrigiren, so wäre dies eine Anmassung. Ebenso wenn Einer, bei dem ich etwa Privatstunden in der Mathematik nehme, mir sagen wollte, dass an meinem Benehmen gar Vieles auszusetzen sei. Gehen wir nun auf unsern eigentlichen Gegenstand, den zwischen dem Schüler und dem Gelehrten in der Mitte stehenden Studenten über, so haben wir gesehen, dass bei diesem alles Müssen dem Können und Belieben Platz gemacht hat. Er wird also hinsichtlich des Erziehers so stehen, dass nicht ihm einer von der Natur oder vom Vater, als dem von der Natur gesetzten Erzieher, gegeben ist, sondern dass er sich einen selbst wählt. Dadurch aber ist dieser auch nicht mehr Erzieher, sondern ein von dem sich selbst erziehenden Studenten zu Hülfe gerufener Miterzieher, d. h. Rathgeber. Von dem Rathgeber verlangt man nicht zu wissen, was man selbst thun müsse, sondern was er wohl thun würde, wenn er sich in derselben Situation befände. (Weil zu derselben Situation eigentlich auch dieselben Neigungen, Wünsche u. s. w., kurz, die bestimmte Individualität gehört, deswegen ist es zu entschuldigen, wenn in den meisten Fällen der Rath nicht befolgt wird. Ein vernünftiger Mensch ärgert sich nicht darüber, er

weiss das zum Voraus.) Ebenso sucht sich der Student beliebig Einen aus, welcher nicht sowohl ihm vorschreiben soll, wie er (der Student) die Wissenschaft ansehen müsse, sondern nur auseinandersetzen, wie er, der Auseinandersetzende, sie ansehe. Ein Solcher nun, der durch sein Amt berechtigt und verpflichtet ist, seine Ansicht von der Wissenschaft auszusprechen, ist der Professor. Dieser ist nicht ein *praeceptor*, er gibt keine *praecepta*, bringt überhaupt nichts bei, sondern, wie sein Name das andeutet, er legt sein Bekenntniss ab, und wer da will, hört es an. Seinem Begriffe nach ist der Professor nicht nur ein angehender, sondern ein ausgebildeter Gelehrter, ist ein Wissender oder, wie wir das früher genannt haben, ein Meister, welcher ein Glied ist in der grossen deutschen Akademie, der aber zu seinem Berufe gemacht hat, nicht wie der Schullehrer die feststehenden Resultate der Wissenschaft dem jüngern Geschlechte zu überliefern, auch nicht wie der Schriftsteller zu zeigen, welche weitern Schritte die Wissenschaft zu machen habe, sondern darzustellen, wie die Wissenschaft sich in ihm gestaltet, eben darum seine eigene Subjectivität, seine Gefühle, seine Neigungen mit auszusprechen. Ein Bekenntniss seines ganzen wissenschaftlichen Seins abzulegen, das legt dem Professor sein Amtsname als Pflicht auf. Eben deswegen erscheint dem wahren Professor die Ertheilung des Professornamens als eines blossen Titels an Lehrer, Künstler u. s. w. gerade so, als wollte man einen Bäckermeister, um ihn zu ehren, zum Schlächter, oder einen Musiker, um ihm eine Huld zu erweisen, zum Architekten ernennen. Ist es das Amt des Professors, seine wissenschaftliche *professio* abzulegen, so ergeben sich hinsichtlich der Forderungen, welche der Student an den Professor stellen darf, und ebenso hinsichtlich Dessen, was der Professor von den Studenten erwarten darf, einige unbestreitbare Sätze.

Der Student darf erwarten, dass in der *professio*, die vor ihm abgelegt wird, Einer sich vernehmen lasse, in dem die Wissenschaft wirklich eine Gestalt gewonnen hat, der die Lehr- und Wanderjahre hinter sich und eine Stimme hat in der Wissenschaft. Ebenso aber darf er auch erwarten, dass die Vorlesung ein wirkliches Bekenntniss, nicht eine vorgenommene Maske sei, also dass der Professor nur Solches

vortrage, dessen er ganz gewiss, von dem er überzeugt ist. Das Erstere gibt der Vorlesung Das, was ich ihre Gediegenheit nenne, das Zweite will ich ihre Ehrlichkeit nennen. Beides zusammen gibt einem Vortrage Das, was ich ihre Lebendigkeit nenne, welche eben deswegen bei einem sogenannten schönen Vortrag fehlen und bei einem, den man einen schlechten nennt, sich finden kann, wozu die Unterschiede, ob einer abliest oder frei spricht, sich als Nebenumstände verhalten. Der Student hat daher vollkommen Recht, wenn er sich beschwert, wo ihm anstatt wissenschaftlichen Gehaltes nur piquante Phrasen, witzige Ausfälle oder dergleichen geboten werden, und darf sich es gleichfalls verbitten, dass ihm Wunder wie gelehrte Hefte in die Feder dictirt werden, die nur eine Compilation sind von Dem, was Andere für wahr hielten. Der Student ist in seinem Rechte, wenn er hier eine strenge Kritik übt, weil der Professor nichts Gediegenes und nichts Eigenes darbietet. — Dagegen gibt es einen andern Punkt, in dem Zuhörer oft ungerecht werden, namentlich gegen den ältern Professor. Darin nämlich, dass sie verlangen, er solle stets «neu» bleiben und sich nicht wiederholen. Hier muss man billiger Weise bedenken, welche Aufgabe dem Professor gestellt ist. Der *terminus a quo* bei seinem Gange ist in dem Factum gegeben, dass junge Männer vor ihm sitzen, welche den Schulcursus durchgemacht haben. Da die Schulen, wenn überhaupt, nur langsam und fast unmerklich auf eine bedeutend höhere Stufe gelangen, so wird Das, woran er anknüpfen kann und muss, um verständlich zu sein, während der Docentenlaufbahn eines Professors sich nicht wesentlich ändern, der *terminus a quo* also derselbe bleiben. Das Ziel wieder, der *terminus ad quem*, für die Vorlesung ist, dass der Zuhörer in Stand gesetzt oder auch bewogen wird, von jenem Ausgangspunkte fortzugehen zu dem Standpunkte, auf welchem der Vortragende steht, und also Alles so anzusehen wie der Professor. Nun wird sich, ausser in sehr seltenen Ausnahmefällen, die Weltanschauung Eines, welcher Collegia liest, schwerlich ganz umgestalten, ja sie wird sich sehr selten wesentlich modificiren, und wie der *terminus a quo*, so ist also auch der *terminus ad quem* für den Professor ziemlich unverändert derselbe, wenn er über seine Wissenschaft Vorträge hält. Er

kann darum durchaus nicht mit dem Schriftsteller verglichen werden, dem allerdings ein Vorwurf zu machen ist, wenn er in einem neuen Werke wiederholt, was er in einem andern schon gesagt hat, sondern höchstens mit dem, welcher sehr bald nach dem Erscheinen seines Werkes genöthigt ist, eine neue Auflage erscheinen zu lassen, d. h. die Aenderungen, welche er vornimmt, werden besonders die Weise betreffen, in welcher er von jenem Anfangs- zu diesem Zielpunkte führt, die Art des Ueberzeugens. Gesetzt nun, der Professor hätte gefunden, dass eine bestimmte Weise am sichersten zum Ziel führt, gesetzt, er hätte gefunden, dass einzelne Punkte durch gewisse Beispiele am deutlichsten, einzelne Rathschläge durch gewisse Wendungen am allereindringlichsten gemacht werden können, soll er, um sich nicht zu wiederholen, die Sache so einrichten, dass sie nicht mehr so gut ist wie das vorige Mal? Wenn er blos an sich denkt, so wird er es thun, denn uns selbst macht etwas zum ersten Male zu sagen den allergrössten Spass. Wer aber an die Zuhörer mit denkt, der wird offenbar Bedenken tragen, nur um die Sache anders zu machen, sie schlechter zu behandeln. Freilich Die, welche dieselbe Vorlesung zum zweiten Male bei demselben Professor hören, werden Manches insipid finden, weil sie es schon gehört haben. Aber da diese doch gewiss die Minderzahl bilden, so können sie nicht darauf rechnen, dass besonders an sie werde gedacht werden. Selbst sie aber dürfen sich eigentlich nicht beklagen. Denn dass sie die Vorlesung noch einmal hören wollen, kann doch offenbar nur den Grund haben, entweder, dass sie Einiges versäumt haben, oder dass Einiges ihnen nicht ganz einleuchtete und sie es deshalb vergessen haben. In beiden Fällen aber muss ihnen gerade daran liegen, Das wieder zu hören, was sie das erste Mal entweder nicht hörten oder überhörten. Mit einer zum zweiten Male gehörten Vorlesung ist es wie mit einer zweiten Reise durch dieselbe Gegend, wo der Vernünftige nicht erwarten wird, anstatt der Ebenen Gebirge zu finden. Der scheinbarste Grund, um das sich Wiederholen der Professoren so streng zu tadeln, ist einer, den man öfter so aussprechen hört: was zum zweiten, dritten, vielleicht zehnten Male in ganz gleicher Weise, vielleicht mit denselben Worten, ge-

sagt werde, das werde offenbar nicht mehr wahrhaft empfunden, und darum verschwinde durch das Stereotypwerden einer akademischen Vorlesung ihre Lebendigkeit. Es liesse sich dem entgegenstellen das Beispiel des Schauspielers oder irgend eines andern Virtuosen, der, je öfter er ein Stück spielt, es um so mehr mit Empfindung spielt. Es liesse sich ferner, indem man aus der Sphäre des Spiels in die des tiefsten Ernstes tritt, der Prediger anführen, der die bestüberdachte und bestmemorirte Predigt in der Regel mit der grössten und zur grössten Erbauung hält. (Der alte *Harms*, der gewiss dabei war, wenn er predigte, rieth das Memoriren sogar der Gebete an, weil man auf der Kanzel ein soches andächtiger halte.) Ich will auf andere Beispiele hinweisen, die nicht von bestimmten Berufskreisen hergenommen sind, und auf die ich, als Einer, dem das Stereotypwerden nachgesagt worden ist, mich berufe. Hundert und aber hundert Mal lässt sich die Braut das eine Wort: Ich liebe dich, wiederholen und weiss, dass trotz aller Wiederholung es vom Herzen kommt, und eine Mutter hat sich noch nie dadurch abhalten lassen, ihr Kind zu küssen, weil man ihr vorstellte, das sei ja schon oft dagewesen. Also: Sie dürfen verlangen, dass unser Vortrag lebendig sei oder Erlebtes enthalte. Sie müssen nicht zu rasch mit dem Vorwurf bei der Hand sein, dass wir uns wiederholen und stereotyp werden.

Bei Dem, was der wahre Professor von seinen Zuhörern erwartet und nicht erwarten soll, fange ich mit dem Negativen an. Weil der Lehrer nicht sich, sondern die durch ihn überlieferte Lehre geltend macht, repräsentirt er diese, und der Nimbus der Sache, der auf ihn fällt, macht ihn zur Autorität. Αὐτος ἔφα ist hier entscheidend, denn was er lehrt, das lehrt die Grammatik oder die Geschichte. Anders als der Schullehrer steht der Professor da. Indem er sein Bekenntniss ablegt und seine Zuhörer dahin zu bringen sucht, dass sie darein einstimmen, hat, was er ausspricht, zugleich diesen subjectiven Charakter, welcher zur Kritik einladet. Es ist nicht die Wissenschaft, welche redet, sondern es ist eine bestimmte Weise, die Wissenschaft aufzufassen, die sich vernehmen lässt, und deren Zweck ist, den Zuhörer, sei es nun, indem er zustimmt, sei es, indem er innerlich wider-

legt, auch zu einer persönlichen Aneignung der Wissenschaft zu bringen. Nur in einem Falle kann das Verhältniss sich ändern. Dort nämlich, wo der Professor durch eine grosse wissenschaftliche That der Wissenschaft neue Bahnen bricht, eine neue Weltanschauung geltend macht und dadurch eine solche Gewalt über ihm nachstrebende Geister gewinnt, dass sie auf ihn als eine Autorität sich berufen. Da ist es ein ganz richtiges Gefühl, welches dahin gebracht hat, Ausdrücke zu gebrauchen, welche ursprünglich der Unterrichtsanstalt angehören. Man sagt von einem solchen Manne, er habe eine Schule gegründet, nennt seine Anhänger seine Schüler u. s. w. Diese Thätigkeit ist so sehr von der des Professors verschieden, dass es als etwas Accidentelles anzusehen ist, wenn beide sich in einer Person vereinigen. *Descartes*, *Locke*, *Leibnitz* haben Schulen gegründet und sind nie Professoren gewesen; umgekehrt kann Einer ein vortrefflicher Professor und dabei nicht im Stande sein, eine Schule zu gründen, sondern wird sich begnügen, selbst einer Schule als Schüler eines Meisters anzugehören. Wie es zwei ganz verschiedene Dinge sind, Professor und Haupt oder Meister einer Schule zu sein, ebenso ist ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen einem Zuhörer und einem Schüler, und mit Recht lächelt man über die Gewohnheit mancher Professoren, alle ihre ehemaligen Zuhörer ihre Schüler zu nennen. Wie sehr dies aus einander fällt, kann ich an meinen eigenen Beispiel nachweisen. Ich bin ein sehr eifriger Zuhörer von *Schleiermacher* gewesen, kann mich aber nicht seinen Schüler nennen. Und wieder, worin ich wirklich sein Schüler bin, in der Homiletik, darin bin ich gerade nicht sein Zuhörer gewesen, weil er in der Zeit, wo ich in Berlin studirte, darüber nicht las. Ich habe früher (s. die dritte Vorlesung) gezeigt, dass der Schullehrer in seinem Rechte ist, wenn er von seinen Schülern dankbare Pietät, ein gewisses filiales Verhältniss fordert. In der That hat er sie mit zu Dem gemacht, was sie sind. Aehnlich wird es sich wieder dort verhalten, wo der Meister einer Schule seinen Schülern gegenübersteht. Was sie in intellectueller Hinsicht sind, ist, indem sie sich ihm hingaben, wirklich sein Werk. Er hat daher ein Recht, über Undank zu klagen, wenn seine Schüler zu früh das Schweigen brechen, das er von ihnen fordert, wenn sie Einwen-

dungen, von denen er meint, ein gründlicheres Eingehen in seine Lehre würde sie widerlegen, in die Welt hineinrufen, oder kleine Modificatiönchen, die sie bei seiner Lehre anbringen, mit dem Namen Verbesserungen oder gar dem noch stolzern der Ueberwindung von Einseitigkeiten schmücken. Ganz anders dagegen stehen wir, die wir nichts sein wollen, als eben Professoren, unsern Zuhörern gegenüber. Wir nehmen keinen Dank in Anspruch, weil Sie uns keinen schuldig sind. Wir singen vor Ihnen unser Lied, wie die Lerche oder der Canarienvogel das ihre in ihrer Herzenslust singen, Sie hören uns zu. Thun Sie es in grosser Anzahl und mit grosser Theilnahme, so wirkt das auf uns wie auf den Canarienvogel die Musik, es wird ihm um so wohler und er schmettert um so fröhlicher und frischer. Das ist unser Lohn und mehr als wir verdienten. Der Student dankt dem Professor nichts, selbst wenn er in Folge der Vorlesungen, die er anhörte, zur Selbstthätigkeit provocirt, weiter kam, denn dann hat ihm der Professor so gedient, wie bei dem Sprunge über den Graben, wo der diesseitige Rand zum Stützpunkt genommen wird und man, obgleich nur durch die Festigkeit des Grabenrandes der Sprung gelang, doch nicht ihm, sondern der Schnellkraft der eigenen Beine dankbar ist. Weil wir in unsern Zuhörern nicht unsere Schüler sehen, deswegen dürfen wir auch nicht mit solcher Eifersucht wie Die, welche sich Schüler erzogen, darüber wachen, dass sie Das respectiren, was wir vor ihnen ausgesprochen haben. Aergerlich natürlich ist es auch dem blossen Professor, wenn er Bücher erscheinen sieht, in welchen, begleitet von den Trompetenstössen, die angehende Schriftsteller oft sehr lieben, als ungeheure Entdeckung veröffentlicht wird, was der Verfasser nachweislich auf unserm Katheder aussprechen hörte. Der Aerger aber macht sich Luft in einem Achselzucken, und man sagt sich: Hättest du gewusst, dass die lesende Welt dies für wichtig hält, du hättest es vielleicht selbst drucken lassen. Damit aber ist die Sache abgemacht. Wir haben unser Bekenntniss abgelegt; was es in dem Geiste eines Zuhörers gewirkt hat, das ist eben sein, ganz sein, er kann damit schalten und walten. — Ausser diesen beiden Verhältnissen des Professors als solchen zu seinen Zuhörern und des Professors als Haupt einer Schule zu seinen Schü-

lern ist nun noch ein drittes, mittleres denkbar, welches, weil es häufig auf Universitäten vorkommt, doch berücksichtigt werden muss. Es kann nämlich ohne eine solche wissenschaftliche Grossthat, durch die eine Schule entsteht, ein Professor einen Kreis von Studenten sammeln, welche eine rein persönliche Anhänglichkeit an ihn dahin bringt, ihm in wissenschaftlichen oder andern Angelegenheiten eine entscheidende Autorität einzuräumen. Ich nenne in Ermangelung eines bessern Ausdrucks einen solchen Kreis den H o f dieses Professors und will damit durchaus nicht irgend eine hämische Vorstellung verbunden haben, welche sich aufdrängen könnte, wenn ich anstatt Hof etwa Schweif gesagt hätte. Dass nun der Professor als solcher nicht fordern darf, dass sich ein solcher Hof um ihn bilde, ist klar, es fragt sich aber: soll er es auch nur wünschen? Es ist gefährlich, ohne eine wissenschaftliche Heldenthat vollbracht zu haben, als ein wissenschaftlicher Heros gefeiert zu werden. Die Eitelkeit, welche manches Haupt einer Schule gezeigt hat, steht, da sie sich auf das System bezieht, welches mehr oder minder Jeder als eine ihm zu Theil gewordene Erleuchtung ansieht, am Ende doch noch höher als die, welche dem Mittelpunkte eines solchen Hofes nahe gelegt wird, die nur der eigenen Person gilt. Dazu kommen aber noch andere Gefahren. Je grösser die Anhänglichkeit der Mitglieder eines solchen Kreises an das Centrum desselben ist, desto natürlicher ist, dass Alles, was sie bewegt oder ihnen auffällt, vor ihm besprochen wird. Es kann darum nicht ausbleiben, dass ihm, dem väterlichen Freunde, auch Solches erzählt wird, was man Auffälliges oder auch Anstössiges von einem andern Katheder her gehört hat. Sehr wenige Professoren haben so viel Entschiedenheit, dass sie dem dadurch ein Ende machen, dass sie sich dergleichen ganz wohlgemeintes Hinterbringen verbitten. Sehr wenige wieder wissen, wenn sie darauf eingehen, ihre Worte und Mienen gehörig im Zaum zu halten, und so entstehen Zwischenträgereien und endlich eine solche Gewöhnung daran, dass, wie es ja auch bei andern Höfen sein soll, viel weniger wissenschaftlicher Stoff als der liebe Nebenmensch verarbeitet wird. Nach meiner Ansicht ist es mit dem Professor wie mit dem Monde: hat dieser einen Hof, so gibt es bald Regen und dann auch Schmutz.

Ich gehe zu einem Zweiten über, was der Schullehrer von dem Schüler fordern durfte, der Professor von seinem Zuhörer nicht darf. Da jener die Incarnation einer bestimmten Disciplin an dieser Schule war, so war es ganz einerlei, ob er sagte: Der Junge ist bei mir faul, oder ob er sagte: er ist faul im Latein. Darum weiter verfuhr er, als gäbe es gar kein anderes Mittel, Latein zu lernen, als seine Stunden, deren regelmässigen Besuch er deshalb fordert; ferner verlangt er die Lösung der von ihm gestellten Aufgaben, endlich die Präparation, wie er sie als zweckmässig angegeben hatte. Er überzeugte sich also immer, ob Alles in Ordnung sei. Das Tagebuch notirte die versäumten Stunden und Entschuldigungszettel wurden dafür eingefordert; die aufgegebenen Arbeiten wurden durchgesehen und corrigirt, die Schüler ausser der Reihe zum Exponiren eines Autors aufgerufen, kurz, überall die strengste Controle geübt von Rechtswegen. Alles Dies verhält sich nun ganz anders bei dem Professor, der sein wissenschaftliches Bekenntniss ablegt. So gewiss er seine Ansicht für die richtigste, seine Darstellungsweise für die zweckmässigste hält, so weiss er doch, dass es auch andere Mittel und Wege gibt, zur Wissenschaft zu kommen, als durch seine Vorlesungen; er weiss ferner, dass es vom Vertrauen der Zuhörer zur wissenschaftlichen Bedeutung und Ehrlichkeit eines Docenten abhängt, ob sie zu ihm gehen. Jenes zeigt ihm, dass er kein Recht, dieses, dass er keine Mittel hat, den Besuch seiner Vorlesungen zu erzwingen; darum sieht er jeden Versuch eines solchen Zwanges als einen Widersinn an. Wo jedes Fach auf der Universität nur von Einem vertreten ist und zugleich vorgeschriebene Studienpläne existiren, da ist Zwang zum Hören bei dem bestimmten Professor. Nur da; darum auf den russischen Universitäten, die deshalb nur das Lob der Consequenz verdienen, wenn, wie mir gesagt worden ist, am Anfange der Stunde die Namen abgerufen und die Abwesenden vermerkt werden. Bei uns findet weder indirect noch direct ein Zwang statt, denn jedes Fach ist bei uns von Mehrern vertreten und vorgeschriebene Studienpläne haben wir nicht. Jeder darf was er will und bei wem er will hören. (Dass später von Seiten der Kirche oder des Staates der Nachweis gefordert wird, dass Der, welcher Candidat oder Auscultа-

tor werden will, gewisse Vorlesungen gehört habe, ist keine Universitätseinrichtung. Beim Doctor, Privatdocenten u.s.w. fordern wir das nicht. Uebrigens macht auch bei dem kirchlichen und Staatsexamen das keinen Unterschied, ob man bei dem oder dem, einem ordentlichen oder ausserordentlichen Professor gehört hat. Nun hört man freilich manchmal die Behauptung, ein indirecter Zwang finde doch statt, indem einige Professoren das Freitisch- und später das Consistorial- und Staatsexamen abhielten, und man factisch also, um schlimmen Eventualitäten zu entgehen, gezwungen sei, bei ihnen zu hören. Wenn Studenten dies aussprechen sollten, so möchte ich denselben zu bedenken geben, dass sie nicht nur die Professoren zu gewissenlosen oder imbecillen Menschen machen, sondern den Studenten ebenso wenig etwas zum Lobe nachsagen. Ein Professor, der Einen durchlässt, nur weil derselbe bei ihm hörte, und ein Student, der bei einem Professor nur hört, um durch das Examen zu kommen, haben sich nichts vorzuwerfen. Sie sind ein *par nobile fratrum.* Wenn in früherer Zeit es vorgekommen sein soll, dass Einer, um Pastor zu werden, eine gräfliche Maitresse heirathete, so denke ich, hatte er gewiss nicht das Recht, über die Niederträchtigkeit des Grafen zu schelten.) Da so der Professor nicht, gleich dem Schullehrer, sich in der Lage des Commandirenden befindet, welcher die Truppen in das Feuer schickt, sondern Einem gleicht, der auf den Ruf: Freiwillige vor! sich an die Spitze stellt, auf die Gefahr hin, dass nur sehr Wenige ihm folgen, so versteht es sich von selbst, dass alle die oben erwähnten Mittel der Controle von ihm nicht angewandt werden. Vielmehr was auf des Lehrers Geheiss der Knabe thun oder mit sich vornehmen lassen musste, das thut jetzt der Professor vor den Studenten und macht es ihnen vor. Der Lehrer unterbrach den hersagenden Knaben und liess ihn wiederholen, der Professor unterbricht sich und wiederholt, was er gesagt hat; der Lehrer liess den Schüler exponiren, der Professor exponirt den Autor vor seinen Zuhörern; der Lehrer fragte, um zu sehen, ob der Schüler Alles verstanden, der Professor dialogisirt mit sich selbst, indem er Einwände und Missverständnisse fingirt und diese aufklärt. Er rechnet dabei darauf, dass solche Einwände und Schwierigkeiten, die

er nicht erwähnte, wenn sie den Zuhörern Bedenken erregen, vertrauensvoll an ihn gebracht werden, wie er auch erbötig ist, wenn sie selbst es wollen, Repetitorien, Examinatorien, Disputatorien zu halten. Aber nur, wenn sie es wollen, sodass auch hier der Student Das thun und haben **kann**, was dem Schüler aufgelegt und befohlen wird. Nach Dem, was ich bisher gesagt habe, werden Sie es wohl für etwas ganz Natürliches ansehen, wenn ich mich gegen die bestehende Einrichtung erkläre, nach welcher der Professor am Schlusse des Semesters den fleissigen oder unfleissigen Besuch zu bezeugen hat. Sollte diese Einrichtung einen Sinn haben, so müssten auch Anstalten getroffen werden, nach welchen die Präsenz zu controliren wäre, also das Aufrufen der Namen und das Notiren der Abwesenden durch einen Primus oder Pedell oder Inspector, denn dem Professor kann man doch nicht zumuthen, auf Anderes zu achten, als auf Das, was er vorträgt. Ohne solche Anstalten ist das Testiren ziemlich ohne Sinn, mit ihnen hätten wir eine Schule. Darum wünschte ich, die ganze Einrichtung, deren wirklicher Nutzen, auf den ich später kommen werde, durch die Quästurlisten erreicht wird, würde abgeschafft. Wie es bei begriffswidrigen Einrichtungen zu gehen pflegt, so hat übrigens der Usus die Sache Dem ziemlich nahe gebracht, was ich für wünschenswerth erachte. Da nämlich die Professoren, namentlich die, welche ein grösseres Auditorium haben, Allen zu testiren pflegen, welche durch Vorlegen des Anmeldungsbuches erklären, sie hätten den Vorlesungen beigewohnt, und da weiter, wie ich höre, später beim Examen die kirchlichen und Staatsbehörden ein schlechtes Testat nicht als einen Grund ansehen, von dem Examinanden ein abermaliges Hören dieser Vorlesung zu fordern, so ist factisch das Testat nur eine Wiederholung Dessen, was die Quästurlisten oder Anmeldungsbücher bereits documentiren, dass der Student diese und diese Vorlesungen angenommen habe. Ich wünsche aber sehnlichst, dass, was jetzt nur Usus ist, durch das Gesetz sanctionirt werde, um so mehr, als die immer mehr um sich greifende Einrichtung, dass die Professoren der Universität Examinatoren für Staat und Kirche werden, sehr leicht einen Rückschlag auf die Testateinrichtung haben könnte, der uns sehr nahe an einen Zustand bringen

möchte, welcher sich, wie schon gesagt, auf einigen russischen Universitäten finden soll. Eines schickt sich nicht für Alle, und was für Knaben ganz vortrefflich ist, hat eben deswegen für Studenten keinen Sinn. Wo der Professor Fleiss und Aufmerksamkeit zu controliren anfängt, hört er auf Professor zu sein; wer es darum sehr genau damit nimmt, der verdiente mit dem Titel Conrector oder Oberlehrer geschmückt zu werden, etwas, was viel mehr Sinn hätte, als dass man heutzutage einem verdienten Conrector den Professortitel gibt.

Wir gehen vom Negativen zum Positiven über und fragen: Was darf der Professor mit Recht von seinen Zuhörern erwarten? Da er, wie eben gesagt, nicht commandiren, sondern als erster unter den Freiwilligen zeigen will, wie man den Sturm auf das Bollwerk der Wissenschaft unternehme, so kann er nicht fordern, dass man mit ihm komme, wohl aber, dass Die, welche kommen, ihm nicht den Vorkampf unmöglich machen. Ohne Metapher: der Professor darf erwarten, dass man nicht, indem man ihn in der Vorlesung stört, ihn verhindere, seine *professio* abzulegen. Eine Vorlesung ist eine Einladung, welche an alle Die ergeht, die durch die Immatriculation courfähig sind. Wer sich im Auditorium vor den Professor hinsetzt, hat die Einladung angenommen und befindet sich in der Lage eines Mannes, dem Einer, den er für einen Virtuosen hält, erlaubt hat, zugegen zu sein, wenn er auf seinem Instrumente phantasirt. Ueberzeugt er sich beim Anhören, dass der vermeinte Virtuos ein Stümper ist, so nehmen wir es ihm nicht übel, wenn er das nächste Mal nicht wiederkommt. Aber jetzt schon mit lautem Geräusch aufstehen und den armen Menschen in seinen Inspirationen oder Dem, was er dafür hält, stören, ist nicht nur unhöflich, sondern es ist undankbar und also schlecht. Gerade so ist, wer sich vor ein Katheder hingesetzt hat, für diese Stunde oder vielmehr für die Dreiviertelstunden, die nach Abzug des akademischen Viertheils übrig bleiben, gebunden. Ein lautes Urtheilen und Bemerkungen machen, ein geräuschvolles Aufstehen und Hinausgehen vor dem Schluss, weil man sich langweilt, ist nicht nur unhöflich, sondern insofern es den Vortragenden stört und nun die Sitzenbleibenden Schlechteres zu hören bekommen, ist es gewissenlos. Wird

man älter und steht uns eine längere Professorpraxis zur Seite, so macht uns dergleichen weniger aus. Wir hüllen uns in den Mantel des Professorenstolzes und denken: Der hat so wenig Einsicht, dass er die Wichtigkeit dieser Untersuchungen nicht einmal ahnt. In jüngern Jahren ist man nicht so dickhäutig, und oft haben durch eine solche Unart Eines, der wirklich nichts von der Sache versteht, Solche leiden müssen, die etwas davon verstanden.

Ich komme auf etwas Anderes. Wiederholt ist darauf aufmerksam gemacht worden, dass die Stellung des Professors einerseits, die des Studenten andererseits die Kritik des letztern über jenen hervorrufe, eine Kritik, die, eben weil es sich um ein Bekenntniss des ganzen intellectuellen Seins handelt, natürlich immer die Person des Professors mit trifft. Es fragt sich, ob nicht hinsichtlich der Art und Weise, wie sich diese Kritik äussert, Manches *a priori* bestimmt werden kann, woraus sich die Berechtigung gewisser Forderungen des Professors ergeben würde. Fangen wir hier mit dem ungünstigern Falle an, dass die Vorträge des Professors das Missfallen der Zuhörer erregen, so ist die natürlichste und zugleich schmerzlichste Kritik das Leerwerden des Auditoriums. Wenn am Anfange seiner akademischen Laufbahn man stets volle, im weitern Verlauf nur spärlich besäete Bänke vor sich sieht, oder wenn im Laufe des Semesters sich im Kleinen ganz dasselbe Verhältniss wiederholt, so klagt der Professor vielleicht, wenn er mit Collegen zusammen ist, denen es ebenso geht, über die blasirte Jugend. Ist er mit sich allein zusammen und ganz ehrlich, so klagt er sich an, dass er sich nicht Mühe genug gegeben hat, das Vertrauen sich zu erhalten, mit dem man ihm entgegen kam. Er sieht nicht ein Unrecht, das ihm geschieht, in dem Leerwerden seines Hörsaals, sondern eine Strafe, die ihn betraf, eine Strafe, die um so bitterer ist, als sie neue Verschuldungen und vermöge dieser neue Bestrafungen in ihrem Gefolge hat, indem die mangelnde Theilnahme nur zu leicht den Eifer erkalten lässt. Es kann aber vorkommen, dass sich das Missfallen nicht auf die ganze Lehrthätigkeit, sondern dass sie sich auf eine einzelne Aeusserung bezieht, welche dem Professor auf dem Katheder entschlüpfte, und es fragt sich nun, wenn die Studenten ihm dies Missfallen zeigen wollen, ob es

Weisen gibt, die der Professor in solchem Falle sich vor allen wünschen muss, ob andere, denen er sich unterwerfen muss, ob endlich solche, die er sich verbitten darf? Wünschen muss er sich, wo er solches Missfallen hervorrief, dass in der edelsten Weise, Mann gegen Mann, gegen ihn aufgetreten werde, d. h. dass Die, welche sich verletzt fühlen, selbst, sind ihrer zu viele, eine Deputation derselben, sich zu ihm begeben, ihn um eine Erklärung angehen, wenn sie ihn von seinem Unrecht überzeugt haben sollten, öffentlichen Widerruf von ihm verlangen, oder, wenn keine gegenseitige Verständigung möglich ist, ihm dürr heraussagen, wie sehr Das, was er gesagt, sie von ihm entfernt habe. So schmerzlich es ist, verletzt zu haben, so liegt doch etwas Erhebendes in dem Gedanken, solche Zuhörer zu haben, vielleicht selbst dazu beigetragen zu haben, dass sie so edel denken. Ich spreche aus eigener Erfahrung; eine Missfallensadresse aus dem Jahre 1848 gehört zu den Reliquien, möchte ich sagen, die ich aus meiner akademischen Wirksamkeit mit einem gewissen Stolze, nicht auf Das, was ich gethan habe, sondern darauf wie anders als ich denkende Hallische Studenten handelten, aufbewahre. Diese Weise, sich zu expliciren, ist selten, gewöhnlich geschieht es in einer turbulentern Weise, und wenn dieselbe gleich manches Unangenehme haben mag, so wird sich der vernünftige Professor dem unterwerfen, weil das einmal alte Studentengewohnheit ist. Meine eigene Erfahrung ist hier glücklicher Weise nur die active, indess weiss ich gewiss, dass während eines solchen Schauerbades der Professor, wenn auch sich schüttelnd, doch in sich sprechen kann: Niemand wandelt ungestraft unter Palmen. — Dagegen darf sich der Professor auf das Allerentschiedenste verbitten, dass Andere als Studenten in diesen seinen Handel zwischen ihm und ihnen gezogen werden. Es heisst die Heiligkeit des Hauses profaniren, oder, wenn Sie wollen, des Beichtstuhls, wenn eine Confession, die hier gesprochen wurde, zum Stoff boshafter Zeitungsartikel verarbeitet und so vor ein Publicum gebracht wird, zu dem der Professor nicht sprach, vielleicht sich zu gut hält je zu sprechen. Noch mehr begreiflicher Weise, wenn zum Richter ein Publicum gemacht wird, das nicht einmal Zeitungsartikel liest, weil es (aus guten Gründen) gar nicht liest.

Dass, was ein Professor auf dem Katheder sprach, in Volksversammlungen wiederholt werde, und dass so Die, welche nicht courfähig sind und nicht auf dem Parquet der wissenschaftlichen Bildung sich zu bewegen verstehen, in ein Auditorium, in dem nur Das gehört werden soll, was die Muse, nicht aber was der Fusel eingab, hineingenöthigt werden, das wird und darf der Professor (auch hier spreche ich aus Erfahrung, aber glücklicher Weise nur aus passiver) mit den allerhärtesten Worten als etwas Unwürdiges brandmarken.

Ich gehe zu dem günstigern Falle über: die Kritik falle günstig aus, der Professor zeige in seinen Vorträgen keine abstossende, auch keine immer schwächer werdende Wirkung, sondern er sei, was man einen geliebten Professor zu nennen pflegt. Dass er dies ist, zeigen ihm die Studenten besser als durch Serenaden und Fackelzüge, bei welchen wir immer mit an die Nachwehen denken, welche der Kostenpunkt und die leidige Polizei herbeiführen, dadurch dass sie treu in seinem Auditorium ausharren. Nichts erfreut mehr, nichts erfrischt und bereichert unsern Geist so, nichts gibt uns mehr Lust und mehr Kraft, Besseres zu leisten, als dies. Ja, auch Kraft. Denn selbst Der, welcher gewohnt ist, sich auf das Allersorgfältigste auf seine Vorträge zu präpariren, gar nicht oder nur *in minimo* auf dem Katheder zu ändern, was er in seiner Stube niederschrieb, wird die Erfahrung machen, dass ein volles, namentlich aber aufmerksames Auditorium ihm die besten Gedanken auf dem Katheder entstehen liess. Hat er Geistesgegenwart genug, sie sogleich zu formuliren, so spricht er sie alsobald aus; ist er ein Mann von der Lampe, so schiebt er sie in die Backentaschen seines Geistes, formulirt sie zu Hause und bringt sie, sei es in einer der folgenden Stunden vor denselben, sei es in einer andern Vorlesung vor andern Zuhörern, immer aber wieder auf das Katheder. Bis zum Ende des Semesters ausharren, heisst dem Professor zeigen, dass nicht der Neuheit, sondern der Wahrheit Reiz den Zuhörer fesselte, heisst in ihm viele solcher «besten Gedanken» entstehen lassen und ist, wie gesagt, die beste Liebesbeweisung von Seiten der Zuhörer. — Aber auch hier ist es wieder möglich, dass es den Studenten drängt, bei einer einzelnen Aeusserung, die ganz besonders

ansprach und mächtig zündete, dies dem Professor zu zeigen. Wie wird das geschehen? Auf die dem Professor süsseste und zugleich würdigste Weise so, dass jedes äussere Zeichen unterlassen wird. Verborgen bleibt es dem Sprechenden nicht; gerade wie man physisch es merkt, wenn man mit der Stimme einen Raum ausfüllt, gerade so gibt es ein beredtes Schweigen der Zuhörer, an welchem man, auf dem Katheder stehend, sehr gut merkt, ob das gesprochene Wort eine Resonanz fand oder nicht. Dem deutschen Professor thut nichts wohler als diese stumme Beistimmung. Der französische will mehr *éclat*, und um ihm diesen Gefallen zu erweisen, haben die französischen Studenten sich gewöhnt, ihren Beifall durch das Zeichen zu beweisen, welches bei Kunstproductionen, namentlich im Theater üblich ist. Viele französische Professoren legen darauf einen solchen Werth, dass, wenn sie ihre Vorlesungen drucken lassen, sie gewissenhaft vermerken, an welchen Stellen applaudirt worden ist. (Zeichen des Missfallens scheinen, darnach zu urtheilen, dass diese nie angegeben sind, diese Männer nie zu verdienen.) Diese Gewohnheit scheint sich nun auch in Deutschland verbreiten zu wollen. So gut sie gemeint ist, so hat es doch etwas Schmerzliches, ein Zeichen, welches sonst das gute Spiel, d. h. die Verleugnung der eigenen Persönlichkeit, belohnt, dort angewandt zu sehen, wo man eben sein allerinnerstes Wesen in einem Bekenntniss aussprach, mit dem es uns allerernstester Ernst ist. Da bei uns sich sogar unser König muss gefallen lassen, dass sie zu seiner Thronrede Beifall mit den Händen klatschen, da es schwerlich lange bis dahin dauern wird, wo man in gleicher Weise in der Kirche eine schöne Predigt belohnen wird, so wäre es vermessen, wenn der Professor verlangen wollte, allein nicht wie ein *histrio* behandelt zu werden. Der Wunsch aber wird ihm frei stehen, es möge in seinem Auditorium so bleiben, wie es, bis jetzt wenigstens, in unsern Kirchen gewesen ist, wo das einzige Zeichen der Zustimmung jenes Aufathmen der ganzen Gemeinde ist, das man manchmal vernimmt, wo sie in athemloser Stille gelauscht hat. (Manchmal, sage ich mit Absicht, denn bekanntlich bedeutet in den meisten Fällen der laute Seufzer, mit welchem der Uebergang zum letzten Theil oder gar das Amen pflegt begleitet zu werden,

auf Deutsch: Endlich!) Sollte, was ich hier gesagt habe, Einen oder den Andern unter Ihnen als ein indirecter Vorwurf verletzt haben, so bedenken Sie, dass ich in meiner Professur eine Berechtigung sehe, vor Ihnen eine ganz offene *professio* abzulegen, und wieder in unserm beiderseitigen Verhältniss die ehrliche Kameradschaft, welche das Wort *commilito* andeutet. Nichts erhält diese besser, als dass Keiner hinter dem Berge hält, ehrlich heraus sagt, was er für Recht oder Unrecht hält und was ihm gefällt und missfällt. Offen und ehrlich sein heisst Achtung und Ehre erweisen; ohne sie aber ist eine Kameradschaft nicht denkbar.

Mit dem Verhältniss ehrenhafter Kameradschaft, meinen nun Viele, sei völlig unvereinbar der Umstand, dass der Professor von dem Studenten für seine Vorlesung Geld nehme. Andere gehen noch weiter. Diese Einrichtung, behaupten sie, ziehe überhaupt die ganze Thätigkeit des Professors so sehr in das Niveau der handwerksmässigen herab, dass von einer idealen Auffassung, wie die sei, dass wir eine *professio* ablegen, gar nicht die Rede sein könne. Vielmehr müsse man sagen, wir übten unsere Profession wie jeder andere Professionist, denn wir liessen uns jede Vorlesung stückweise bezahlen. Wäre dem wirklich so, so gälte von dem Honorar das früher so oft gebrauchte *lucus a non lucendo*, und ein Professor müsste sich schämen, in Gegenwart von Studenten das hässliche Wort in den Mund zu nehmen. Ich, der ich es für richtiger halte, wenn *lucus* abgeleitet wird *a lucendo*, weil es ursprünglich eine lichte Stelle im Walde bedeutet, sehe auch das Honorar nicht für ein ἄῤῥητον unter Studenten und Professoren an und will es daher ganz offen besprechen. Nur möchte ich vorher ganz Dasselbe wiederholen, was ich früher bei Gelegenheit der akademischen Gerichtsbarkeit hinsichtlich meiner Broschüre vom Jahre 1848 über Universitätsreformen gesagt habe. Wie Alles in dieser Vorlesung nur nach dem einen Massstab beurtheilt worden ist, ob es der Entwicklung des Freiheitsbewusstseins förderlich ist oder nicht, so soll auch hier dieser Gesichtspunkt allein festgehalten werden. Wenigstens zunächst, denn ich finde es zweckmässig, hernach auch einen Blick auf die sonstigen Folgen dieser Einrichtung zu werfen. Dass der Vater, so lange er die Privatstunden oder den Schulunterricht des

Knaben bezahlt, den Fleiss desselben controlirt, um zu sehen, ob das Geld nicht weggeworfen wird, ist völlig in der Ordnung. Darum wäre ein Gleiches auch hinsichtlich des Studenten in der Ordnung, wenn der Vater für ihn das Honorar berichtigte. Jetzt dagegen bezahlt es der Student von dem Seinigen (denn das war, wie wir gesehen haben, der Wechsel des Studenten); darum ist es ganz seine Sache, ob er durch Hören der Vorlesung sein Geld herauszukriegen sucht, oder ob er es ins Wasser werfen will. Das geht Niemand etwas an. Nur weil er die Vorlesung selbst bezahlt hat, weiss er sich frei von der Controle des Vaters; das aber sollte, wie wir gesehen haben, der Student. Unter ebenso eine Controle geriethe der Student, wenn die Einrichtung getroffen würde, dass der Staat den Professoren als Gehaltserhöhung Das zulegte, was sie durch Abschaffung der Honorare einbüssten. Der Staat rechnet noch genauer als ein Vater, und die Einrichtung auf russischen Universitäten, dass der Student durch Semesterexamina beweist, ob der Staat nicht sein Geld weggeworfen hat, ist ganz consequent in einem Lande, wo es gerade so ist, wie man bei uns oft vorgeschlagen hat. Noch viel wichtiger aber als jene äussere Controle wäre, dass dann der Student stets das Gefühl hätte, dem Staate verpflichtet zu sein, während jetzt, wo er von seinem Eigenen lebt und für sein eigenes Geld die Vorlesungen hört, er dem Staate gegenüber das Bewusstsein hat: Du erweisest mir keine Wohlthaten, denn du schenkst mir nichts. Nichts geschenkt nehmen aber war die Parole des Studenten. In diese selbe innere Unabhängigkeit bringt endlich die gegenwärtige Einrichtung den Studenten dem Professor gegenüber. Davon, dass dieser ihm seine theure Zeit und sein angestrengtes Arbeiten schenke, davon ist jetzt nicht die Rede; er wird für den Aufwand von Zeit und Mühe entschädigt; es ist kein Schenk-, es ist ein Kaufvertrag, wenn man sich juristisch ausdrücken will. Nicht nur dass der Zuhörer dadurch jedes Dankes quitt wird, den, wie ich gezeigt habe, der Professor nicht soll in Anspruch nehmen dürfen, sondern nur dadurch bleibt er auch völlig ungenirt in Dem, was den Zuhörer vom Schüler unterschied, in seiner Kritik. Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul, sagt das Sprichwort; soll es Ihnen daher unbenommen bleiben, aus

den Zähnen, die unsere Vorlesungen zeigen, ihre Tauglichkeit richtig zu würdigen, so dürfen Sie in denselben nicht etwas sehen, was die Kritik verbietet. Jetzt haben Sie sich dieselbe frei gekauft. Der Einwand, den man etwa machen könnte, dass alle diese Vortheile und also das Gefühl der Unabhängigkeit erstlich allen Studenten in den *Publicis* und zweitens denen, welche Erlass des Honorars geniessen, auch in den *Privatis* abgehen, und also der Reifere allein in die eigentliche Studentensituation gelangen werde, trifft nicht. Unsere *Publica* sind, da wir zum Halten derselben verpflichtet sind, keine Geschenke, sondern schuldige Leistungen, gerade wie die *Privata*, zu denen wir uns selbst verpflichtet haben. Was weiter Diejenigen betrifft, welche kein Honorar entrichten, so bekommen diese nichts geschenkt, sondern sie geniessen Rechte, welche ihnen zukommen. Nach den gesetzlichen Bestimmungen nämlich brauchen gewisse Kategorien (Söhne von Professoren u. s. w.) nie, andere (Arme) erst dann das Honorar zu entrichten, wenn sie in eine pecuniär gesicherte Stellung gekommen sind. Ob Einer zu dieser oder jener Kategorie gehört, entscheidet eine Commission, die nach objectiven Gründen und nicht, wie der Wohlthäter, aus Mitleid ihre Bestimmungen trifft. Was aber so aus objectiven Gründen Einem zugesprochen wird, als ihm gebührend, darin ein Geschenk zu sehen, wäre Thorheit. Das Vortreffliche in der gegenwärtigen Einrichtung ist, dass sie Den, welcher kein Honorar gezahlt hat, durchaus nicht in eine demüthigendere Stellung setzt als Den, welcher es entrichtete. Damit ist gar nicht ausgeschlossen, dass sie der Verbesserung bedürfe. Namentlich wünschte ich die Bestimmung, dass mancher Grad von Armuth als Aequivalent für die Verwandtschaft mit Gliedern der Universität gälte, und wieder, dass als Lage, in der Einer das gestundete Honorar bezahlen kann, nicht jede auch noch so kleine Anstellung angesehen würde. Das Princip aber der gegenwärtigen Einrichtung halte ich, im Interesse der Selbstständigkeit des Studenten, für das beste.

Nun aber muss zur vollständigen Würdigung dieser Einrichtung der andere Theil, der dabei interessirt ist, der Professor, gleichfalls in Betracht gezogen werden. Die ursprüngliche Einrichtung auf den Universitäten war, dass der Pro-

fessor gar keine Besoldung vom Staate bezog, sondern nur von Dem lebte, was ihm das Halten von Vorlesungen von seinen Zuhörern einbrachte. Diese Einrichtung existirt nirgends mehr. In Frankreich, dem wir unsere ersten Universitätseinrichtungen danken, hat sie dem entgegengesetzten Extreme Platz gemacht; Niemand empfängt von den Zuhörern etwas, ein Jeder, welcher Vorlesungen hält, wird dafür vom Staate salarirt. Anders hat sich die Sache in Deutschland gestaltet. Die anfängliche und spätere Einrichtung von Frankreich hat sich hier so verbunden, dass ein Jeder von uns am Anfange seiner Laufbahn so steht, wie ursprünglich die Professoren standen: ganz unabhängig vom Staat, lediglich auf Das gewiesen, was ihm das durch sein Talent und seinen Eifer bewirkte Vertrauen seiner Zuhörer einbringt. Nach Verlauf dieser Prüfungszeit, in der der akademische Docent ganz von seinen Zuhörern lebt, der Privatdocentur, tritt die Besoldung durch den Staat ein, welche Den, der es verdient hat, vor der Gefahr sicherstellt, durch die oft wechselnde Laune der studirenden Jugend oder das Aufkommen einer jüngern Kraft brodlos zu werden. Indem aber die frühere Einrichtung bleibt, wird der Professor nie in einer solchen Weise vom Staate abhängig, wie jeder Beamte, der nur seinen Gehalt hat, das Privatdocentenbewusstsein, das sich in ihm ausgebildet hat, verschwindet nicht. Dass dies Bewusstsein den französischen Docenten ganz unbekannt bleibt, macht es begreiflich, dass dieselben den Studenten viel ferner stehen als wir, und erklärt die Fälle innerer Abhängigkeit, wie sie neuerlichst in der berüchtigten Theorie des doppelten Gewissens sich gezeigt hat. Nur durch die gegenwärtige Einrichtung stehen wir in dieser freien Stellung, dass wir Ihnen nicht unsern Lebensunterhalt danken, diesen gibt uns (*in thesi* mindestens) der Staat, und dass eben deswegen nicht jeder Unwille von Ihrer Seite uns dem Hungertode preisgibt. Auf der andern Seite gibt nur sie uns dies Gefühl der Freiheit dem Minister gegenüber, dass es nicht von seiner Gunst oder seinem Schmollen abhängt, ob wir irgend etwas zur Verschönerung unsers Lebens anwenden, dass wir nicht Bittbriefe an ihn zu richten brauchen, um Geld zu einer Reise zu haben, sondern dass wir auf den Schweizeralpen nicht uns zu sagen brauchen: Den Genuss

hat dir der Minister geschenkt, sondern: den hast du dir dadurch, dass du deinen Studenten das Beste botest, das du hast, erkauft. Gönnen Sie uns diese Freiheit, die uns zu Ihren, der Freien, Commilitonen macht, bedenken Sie vor allem Andern, dass durch die so sehr verschriene Einrichtung Sie nicht durch unsere Gnade Vorlesungen hören, wir nicht durch Ihre Gnade existiren, dass also wir einander nichts schuldig sind. Da dies bekanntlich die besten Kameradschaften gibt, indem ein Schuldner meistens ein Feind ist, so sehe ich wirklich nicht ein, warum unter Kameraden von dieser Einrichtung nicht die Rede sein dürfte.

Ich darf dieselbe aber nicht verlassen, ohne noch einen Blick zu werfen auf ihre Wirkungen, um deren willen man sie besonders zu verklagen pflegt. Sie rufe leicht den Eigennutz hervor, sagt man, und das kann kein Verständiger leugnen. Wenn aber der Eigennutz den Professor jetzt dahin bringt, mehr und bessere Collegia zu lesen, oder aber den Studenten, eine Vorlesung, da er sie einmal bezahlt hat, auch zu hören (Beides kommt vor), so ist gewiss der Eigennutz nicht, wohl aber eine Einrichtung zu loben, die sogar den Eigennutz utilisirt. Nun sagt man aber, der Eigennutz kann den Professor, namentlich wo Mehrere über dasselbe Fach lesen, zu einer unwürdigen Concurrenz bringen, in Weise der Kleidermagazine, die sich im Herabsetzen der Preise überbieten, und so könne man leicht die Studenten spotten hören über eine Groschenlogik oder eine Sechserphysik oder Dreierethik, was dem Ansehen der Wissenschaft nicht gerade förderlich sein würde. Das preussische Unterrichtsministerium scheint solche Folgen gefürchtet zu haben; daher hat es vor Jahren schon Vorlesungen für ein niedrigeres als das übliche Honorar untersagt und den Facultaten zur Pflicht gemacht, darüber zu wachen, dass dergleichen nicht geschehe. Viele unter uns haben diese Massregel sehr bedauert, und unsere Facultät z. B., die darüber befragt war, hat ausdrücklich gebeten, man möge, da dergleichen (damals) nie bei uns vorgekommen sei, dies dem Ehrgefühl jedes Docenten überlassen. Die Gründe, die uns dazu bewogen, waren ausser vielen andern die Voraussicht, dass jetzt der Gehorsam gegen die ministerielle Vorschrift das Facultätsglied, welches diesen Gehorsam zeigt, in ein schiefes Licht stellen

kann, besonders aber, dass Vorschriften nicht gegeben werden sollten, die leicht zu umgehen sind. (Mit mir zugleich war in Berlin ein Mensch Privatdocent, von dem bekannt war, dass er die Hälfte des Honorars privatim zurück-, dabei auch noch Cigarren und den Nichtrauchern Chocolade mitgab.) Es wäre vielleicht besser gewesen, man hätte solche Weise des Concurrenzmachens gewähren lassen, die gerade wie die wohlfeilen Kleidermagazine, nachdem sie eine Zeit lang die Leute angeführt haben, Bankrott zu machen pflegt. (Jener mein früherer College kam zuletzt so weit, dass er selbst in die Zeitungen rücken liess: er sei im Genfer See ertrunken.) Sei dem, wie ihm wolle, genug, jetzt steuert dieser bösen Folge das Gesetz. Ich gebe übrigens zu, dass die Einrichtung der Collegienhonorare andere üble Folgen haben kann, sie werden aber, abgesehen von Dem, was ich oben gesagt habe, weit überwogen durch ihre guten Wirkungen. Von diesen will ich nur die eine erwähnen, dass wir nur durch diese Einrichtung ein Institut haben, welches die eigentliche Wurzel der deutschen Universität ist, die Privatdocentur. Zu dem Begriff des Privatdocenten gehört, dass er nur dem, dass er *praestanda* prästirte, und dass eine bestimmte Facultät erklärte, für seine besondern Fähigkeiten sei hier Platz, seine Stellung verdankt und in dieser versucht durchzukommen. Jede vorübergehende Subvention von Seiten des Staates ist eigentlich ungehörig, eine Besoldung hebt seine Stellung ganz und gar auf, er soll eben versuchen, nur durch seine eigenen Leistungen zu bestehen. Dass dieses Institut immer mehr verkümmert wird, ist eine der grössten Gefahren für die deutsche Universität. Das Factum, dass die von der Facultät ertheilte *venia docendi* vom Ministerium, welches sie nicht ertheilt hatte, zurückgenommen wurde, ist in früherer Zeit wohl vorgekommen, aber als eine Gewaltthat angesehen worden; jetzt ist dieses widersinnige Verfahren, nachdem andere Staaten darin vorgegangen waren, auch bei uns legalisirt, worin ich nur eine Calamität sehen kann. Wenn eine Facultät, wo das Ministerium von diesem Rechte Gebrauch macht, noch ehe der Privatdocent gelesen hat, dagegen protestirt, so ist dies ein erfreulicher Beweis, dass corporativer Geist auf unsern Universitäten noch nicht ganz ausgestorben ist. Viele werden mit Dem, was ich eben jetzt

über Privatdocenturen ausgesprochen habe, übereinstimmen und dennoch gegen die Honorare polemisiren. Sie sollten bedenken, dass die Rechte der Privatdocentur beschränken noch lange nicht so schlimm ist, als sie abschaffen, dass sie selbst aber das Letztere anrathen.

Zwölfte Vorlesung.

Wir kommen in dem Klimax unserer Untersuchung auf ein Verhältniss, dessen Wichtigkeit für den Studenten dadurch allgemein anerkannt wird, dass, wenn vom Studentenleben die Rede ist, gewöhnlich nur an dies eine Verhältniss gedacht wird. Nicht mit Unrecht, denn das Verhältniss zu den Commilitonen, nämlich zu den gleichalterigen, denn im weitern Sinne sind wir es auch, ich sage, das Verhältniss zu den Commilitonen verbindet so sehr Alles, was zur physischen, geselligen, moralischen, religiösen, intellectuellen Ausbildung des Studenten dient, dass hier vor allem Andern er jene Lebensluft athmet, die ihn stärkt und adelt, jene Atmosphäre, in der sich bewegt haben muss, wer zu Dem gehören will, was ich unsere wahre Aristokratie genannt habe.

Blicken wir auch hier, wie wir es bisher gethan haben, zunächst auf den Knaben, so ist diesem sein Umgang durch eine äussere Macht geboten. Zuerst entscheiden die Eltern, die Kinder der Hausfreunde sind seine Freunde. Bekömmt der Knabe etwas mehr Freiheit, indem die Eltern ihn der Aufsicht anvertrauen, welche die Strasse übt, so sind es die Nachbarskinder. Endlich, wenn er in die Schule geschickt wird, sind es die, welche mit ihm in derselben Klasse sitzen. In allen diesen Fällen hat nicht der Knabe selbst entschieden, sondern ein Factum: das elterliche Gebot, dieselbe Strasse, dieselbe Bank. Ein Umzug, Versetztwerden in eine andere Klasse hat Knaben entfremdet, die *Orest* und *Pyla-*

des zu sein schienen. — Im Mannesalter finden wir abermals eine Nothwendigkeit, aber eine solche, welche eine selbstgewählte oder wenigstens Folge eigener Wahl ist. Wer heirathet, muss die Verwandten der Frau, wer ein Amt annimmt, muss seine Collegen mit in den Kauf nehmen. Er hätte es zwar lassen können, jene zu nehmen oder dieses zu suchen; da er es aber nicht gelassen hat, so zwingen ihm die Umstände seinen Umgang auf. Ganz anders ist das bei dem Jüngling, namentlich dem studirenden. Emancipirt und dabei doch noch ohne die Verhältnisse des Standes, ist er nur auf die Freundschaft, diese subjectivste aller Verbindungen, gewiesen, eines Bandes, das nicht auf Banden des Blutes (es kommt oft vor, dass während des Universitätslebens Brüder sich entfremden und jeder andere Freunde hat), nicht auf Gleichheit des Standes, sondern lediglich auf dem subjectiven Wohlgefallen, der ganz freien Wahl beruht. Wie es kein gutes Zeichen für einen Jüngling ist, wenn er gar keinen Freund hat, so ist es andererseits nur in diesem Alter, dass die Freundschaften für das Leben geschlossen werden.

Wie in ihrem Ursprunge, so sind auch in ihrem Wesen die Verbindungen unter Knaben, Männern und Jünglingen ganz verschieden. In den Knabenfreundschaften besteht das Band immer in einer einseitigen Unterordnung. Die Ungleichheit des Despoten und Sclaven ist hier nothwendig. Der physisch oder intellectuell Stärkere befiehlt, und der Schwächere, der mit hündischer Treue an ihm hängt, geht für ihn durchs Feuer. Ich habe auf der Schule Beispiele solch sclavischer Anhänglichkeit gesehen, die bis ins Unglaubliche gingen. In dem Umgange, welchen der Mann hat, entscheidet nicht das subjective Uebergewicht, sondern die Stellung der mit einander Verkehrenden, wie sie zu einander stehen. Es geschieht dies so, dass Jeder des Andern Amt und Würde gelten lässt. Darum ist der Mann, was die verwandtschaftlichen Bande betrifft, respectvoll gegen die Schwiegermutter, brüderlich gegen die Schwäger, galant, wenn sie liebenswürdig ist, gegen die Schwägerin, aber er will auch, dass die Neffen seiner Frau vor ihm Respect haben. Ebenso im Amt erweist er seinem Vorgesetzten die seinem Amte gebührende Achtung, will aber auch, dass seine Untergebenen nie vergessen, was sie seiner Stellung schuldig

sind. Die Stärke des Knaben ist seine Eigenschaft, das Amt und die Würde des Mannes sein Eigenthum, beide haben sie. Der Jüngling, der ganz auf sich steht, kann nicht zufrieden sein mit der Anerkennung von etwas, was er nur hat, sondern er will, dass, was er ist, sein persönlicher Werth anerkannt werde. Das Bewusstsein des Anerkanntseins meines persönlichen Werthes ist Ehre. Sie ist die Gewissheit, dass eine Anerkennung, die ich im Namen und als Repräsentant objectiver Mächte nicht fordern kann, mir, meiner Subjectivität gezollt werde. Natürlich kann blos da die Anerkennung als etwas Wichtiges erscheinen, wo Der, welcher sie zollt, nicht als völlige Null gilt. Darum ist für die Ehre das Moment der Gleichheit von Ehrendem und Geehrtem so wichtig. (Von einem Gelehrten für gelehrt gehalten zu werden ist Ehre, von Seiten eines Schulknaben oder Idioten ehrt das nicht.) Auf gegenseitiger Anerkennung des subjectiven Werthes beruht die Freundschaft, ja in ihr besteht sie; darum ist sie von der Ehre untrennbar, und während der Vater und namentlich die Mutter auch den ehrlos gewordenen Sohn liebt, ist mit dem Augenblick, wo wir den Freund für ehrlos ansehen, er nicht mehr unser Freund, sondern höchstens Object unsers Mitleids. Da Ehre Bewusstsein des berechtigten Anerkanntseins ist, so ist die sogenannte innere Ehre, d. h. die Gewissensruhe, allein noch nicht Ehre. Da ferner das Anerkanntsein die Persönlichkeit betrifft, so ist ein Unterschied zu machen zwischen ihr und Ruhm, zwischen ihr und hoher Stellung, die der Sprachgebrauch auch, indem man den Plural Ehren braucht, von der Ehre, die ein *singulare tantum* ist, unterscheidet. Weil es sich bei der Ehre um das Anerkennen des innersten Kerns der Persönlichkeit handelt, eben deswegen tritt dieser Begriff erst in der christlich-germanischen Welt hervor, er ist ein durch und durch romantischer Begriff. Im Alterthum, wo die objectiven Mächte Staat, Vaterland Alles absorbiren, vor dem Athener, vor dem *civis Romanus* die Persönlichkeit zurücktritt, fehlt eigentlich, was wir Ehre nennen. Dass eine That, welche dem Staate Nutzen schafft, ehrlos sein kann, ist dort undenkbar. Ebenso ist es bei dem Orientalen. Annähernd so bei dem dem Orient zugewandten Slaven. Es bedarf eines sehr langen Zusammenlebens mit germanischen und neuro-

manischen Völkern, und also eines gewissen Entnationalisirens, damit der Jude oder Nationalrusse, welchen weniger Gewissen zuzuschreiben ein Frevel wäre, ein Ehrgefühl bekomme, das zwischen Ehren und Ehre einen solchen Unterschied macht wie wir. Es liegt aber in der Natur der Sache, dass je nach der verschiedenen Stellung des Subjectes die persönliche Ehre Alles oder, indem andere Elemente zugleich hervortreten, nur ein Moment sein wird. Jenes Erstere wird dort stattfinden, wo das Subject nur auf sich beruht, seine Stellung den Uebrigen gegenüber also blos von dem Werthe bedingt ist, den man seiner Persönlichkeit zuschreibt. Dagegen, wo ein Amt dem Subjecte eine vom Staate anerkannte Stellung gibt, tritt die Eifersucht, mit der die persönliche Ehre bewacht wird, vor der für die Amtsehre zurück. Für dumm gehalten zu werden empört nicht so sehr, als für ungeschickt in seiner Amtswirksamkeit erklärt zu werden. Das zweite Moment, welches oben bei der Feststellung des Ehrbegriffs hervorgehoben wurde, kann diesen Unterschied noch steigern. Am reinsten tritt die Ehre hervor im Verhältniss Gleicher. Wo eine entschiedene Subordination herrscht, wird der Untergebene sich Manches gefallen lassen müssen und können, was, wenn er es von einem Gleichen erduldete, ihn ehrlos machte. (Dass bei dem Franzosen in diesem Verhältniss das persönliche Ehrgefühl kitzlicher erscheint als bei dem Deutschen, hat vielleicht seinen Grund darin, dass in der Welt der Gesellschaft alle Gebildeten sich gleichstehen, der Franzose aber seine Stellung in dieser Welt so über Alles stellt, wie der Deutsche sein Amt.) Im Widerspruch mit dem eben Gesagten scheint zu stehen, dass gerade in dem Stande, in welchem die objective, vom Staate gegebene Stellung am meisten, ja sichtbar (in der Uniform) ausgeprägt ist, und in welchem ebenso das Subordinationsverhältniss so sehr hervortritt, im Officiersstande, die Empfindlichkeit hinsichtlich der persönlichen Beleidigungen am allergrössten zu sein pflegt. Allein wenn dem wirklich so wäre (bei sehr grosser Verschiedenheit des Ranges modificirt sich die Sache doch bedeutend), so kommt hier ein ganz anderes Moment in Rechnung. Bei einem Stande, bei welchem der unbedingte Gehorsam so sehr die anerkannte Bestimmung ist, dass auf die Frage: was er sei? der Officier mit der

Devise des Prinzen von Wales antwortet, muss doppelt der Verdacht fern gehalten werden, dass, weil er gehorcht und dient, er eine sclavische Bedientenseele sei. Deshalb wird ausserhalb des Dienstverhältnisses die Anerkennung freier Persönlichkeit um so energischer gefordert.

Jetzt denke man sich die Lage des Studenten. In der Fremde, wo Niemand von seiner Familie etwas weiss, standlos und ohne Stellung im Staate, ist er darauf hingewiesen, mit seiner Person für sich einzustehen. Die wieder, mit welchen er zusammentrifft und lebt, sind ganz und gar von seines Gleichen, so sehr seine *pares*, wie nie nachher er welche treffen wird. Dass darum von ihnen sein persönlicher Werth anerkannt werde, dass seine Genossen auf ihn etwas halten, ist ihm ebenso wichtig, ja noch wichtiger als dem Officier, an den übrigens die Bezeichnung *commilito* erinnert. Die Anerkennung von ihrer Seite, die allein ihm eine Stellung gibt, ist eben darum ein Theil seiner Existenz; wird sie ihm vorenthalten oder entzogen, so ist das ein Angriff gegen seine Existenz, der zur Nothwehr auffordert. Diese Nothwehr ist provocirt, sobald der Student sieht, dass einer von seines Gleichen, durch dessen Anerkennung mit er ist, was er ist, ihm den persönlichen Werth abspricht. Der prägnanteste Ausdruck für die Werthlosigkeit liegt in dem Worte Lump, durch welches Einer für absolut nichtig, für nicht mehr als ein zerrissener Lappen erklärt wird. Den Vorwurf, ein Lump zu sein, sei es nun in intellectueller Hinsicht, wie der Dummkopf, sei es vermöge seines waschlappigen Charakters, der ihn zum Feigling macht, sei es endlich so, dass sein Wort für so mürbe erklärt wird, dass Niemand sich daran halten kann, — diesen Vorwurf kann, darf der Student nicht ertragen. Objective Veranstaltungen können ihm nicht wiedergeben, was ihm verloren geht, indem dieses eine Subject ihn für werthlos hält; es entsteht die Frage, ob es ein Mittel gibt, wenn der Andere nicht von selbst dazu kommt, den Vorwurf zurückzunehmen, ihn dahin zu bringen, dass er offenkundig zeigt, er halte den von ihm Beleidigten nicht für etwas Werthloses, dass mit einem Worte die von jenem verletzte Ehre von ihm selbst wieder reparirt werde? Bei Officieren nun, und bei den deutschen Studenten seit mehr als zwei Jahrhunderten, gilt als das einzige Mittel, unter Commi-

litonen eine Ehrverletzung zu sühnen, der Zweikampf, das Duell. Es entsteht hier ganz zuerst die Frage: Welchen Sinn hat das Duell? eine Frage, die darum nothwendig ist, weil Viele behaupten, es habe gar keinen, sei eben purer Unsinn. Da muss nun zuerst bemerkt werden, dass das Duell nicht den Sinn hat, dass Zwei sich so verfeindet haben, dass es ihnen unerträglich ist, mit dem Andern zugleich zu existiren, sodass Einer weichen, d. h. sterben muss. Wo ein solcher Hass, der etwas entschieden Bestialisches hat, existirte, da wäre das Ermordenlassen durch einen Banditen entschieden das zweckmässigste Mittel, um sein Ziel zu erreichen. So ist es in Italien, wo südliche Gluth, verbunden mit sittlicher Rohheit, den Menschen zu solcher Bestialität kommen lässt. So war es vor dem dreissigjährigen Kriege auch auf den deutschen Universitäten. Erst seitdem ist an die Stelle des Auflauerns und Niederstossens der regelmässige Zweikampf getreten, und jenes erscheint heutzutage Jedem nicht nur als ein Unrecht, sondern als eine Ehrlosigkeit. Der Zweikampf hat einen ganz andern Sinn als der Mord, geschweige denn der Meuchelmord. Er ist das Mittel, Den, der unsern persönlichen Werth in Zweifel zog, dahin zu bringen, dass er die Erklärung gibt, wir seien so viel werth als er selbst. Dies geschieht dadurch, dass sich beide in ganz gleiche Lebensgefahr begeben, worin der Herausfordernde zeigt, sein Leben sei ihm nicht mehr werth als die gute Meinung des Andern, dieser aber, indem er sich jenem stellt (d. h. gleichstellt), factisch zeigt, dass er zwischen seinem und des Andern Leben keinen Werthunterschied setze. Sie thun sich gegenseitig die Ehre an. Wo diese Gleichheit nicht anerkannt wird, unterbleibt diese Ehrenerweisung: der stolze Adlige schlägt sich nicht mit Dem, der ihm nicht ebenbürtig ist; dem Lump verweigert man die Satisfaction, man schlägt sich nicht mit ihm, sondern man schlägt auf ihn. Darum aber ist es auch ganz falsch zu sagen, das Duell habe nur einen Sinn, wenn einer von Beiden auf dem Platze bleibt. Im Gegentheil, es wird dies ganz mit Recht ein unglücklicher, d. h. nicht normaler Ausgang des Duells genannt, weil die Möglichkeit bleibt, dass der Andere die schlechte Meinung mit sich nehme. Dagegen wenn zuerst man factisch gezeigt hat, man achte den Andern genug, um beide Leben in die Wagschalen zu legen,

und dann die Gegner sich die Hand reichen, wie das unter Gleichen zu geschehen pflegt, dann hat die Sache ihr glückliches, d. h. wahres Ende erreicht. Natürlich ist es ebenso wieder nicht das Normale, wenn gar keine Lebensgefahr dabei war, denn da kommt das Ding doch am Ende auf eine Prügelei heraus, nur dass die Stöcke von Eisen sind und dann nicht Prügel-, sondern Paukapparat heissen. Beides, die wirkliche Lebensgefahr, dass sie aber eben Gefahr bleibt, vereinigt sich dadurch, dass man sich tüchtig auf den Leib geht und tüchtig vertheidigt. Waffen, gegen die es keine Vertheidigungsmittel gibt, vergiftete Pillen, Vierundzwanzigpfünder, geheizte Locomotiven u. s. w., sind keine Waffen für den Zweikampf. Darum sind es auch die Pistolen nicht, denn noch haben es die Schützen nicht so weit gebracht, dass ihre Kugel die herannahende des Gegners auffängt. Wir lachen darüber, dass die Amerikaner sich mit Flinten duelliren. Pistolenduelle sind ebenso abgeschmackt. Ein Mann soll nie herhalten, darum auch nicht dazu, dass man auf ihn schiesse; beim Fechten hält er eben nicht her, und darum zeigt sich hier die active, männliche Tapferkeit. Feuerwaffen sind Vertilgungswaffen, die darum der Jagd und dem Kriege, d. h. dem Morde dienen, und nicht dem ritterlichen Zweikampfe.

Jetzt, nachdem der eigentliche Sinn des Zweikampfs angegeben worden, ist überzugehen zu einer Kritik der Gründe, die namentlich in neuerer Zeit nicht nur von Solchen, denen das Universitätsleben fremd ist, sondern auch aus der Mitte der Studentenschaft heraus gegen das Studentenduell vorgebracht worden sind. Da hat nun einer, der in neuerer Zeit aufgekommen ist, vielleicht weil er so neumodisch, sehr grossen Beifall gefunden. Man hat nämlich herausgefunden, Jeder, der sich schlage, beweise damit grosse Feigheit, gegen die öffentliche Meinung nämlich; dagegen gehöre ein grosser Muth, nämlich moralischer, dazu, trotz der öffentlichen Meinung ein Duell auszuschlagen. Ich muss ehrlich gestehen, mir ist dieser «moralische Muth» immer wie eine Duodezausgabe des weiland «passiven Widerstandes» vorgekommen, und ich kann mich des Argwohns nicht enthalten, dass beide in der gleichen Nationalität ihren Ursprung haben: in der, welche blutscheu sein soll. Wie der gesunde Menschenver-

stand in dem passiven Widerstand keinen Widerstand sah, so, meine ich, wird er auch in dem Ausschlagen eines Duells schwerlich einen Beweis gerade von Muth sehen. Ja es wäre sehr leicht, indem man ganz in jenes spitzfindige Raisonnement einginge, zu demselben Resultate zu kommen, wie der gesunde Menschenverstand. Wenn Einer mir sagt, er schlage sich nicht, weil er Muth gegen die öffentliche Meinung zeigen wolle, die ihn der Feigheit beschuldige, so kann ich mit demselben Rechte sagen, er fürchte sich also vor dem Vorwurf der moralischen Feigheit, und so sei also der Grund, warum er das Duell ausschlug, eigentlich (eben diese) Furcht. Da wäre er mit seinen eigenen Waffen geschlagen, die eben allzu scharf sind. Fort mit den Winkelzügen! Jene Bürgerwehr hatte die ehrenwerthesten Gründe, keinen Widerstand zu leisten, und ebenso kann Einer ein sehr ehrenwerther Mann sein und keinen Muth haben (wie man ja von einem unserer ehrenwerthesten Gelehrten, der gestorben ist, erzählt, er habe, als ihm bei den Uebungen zum Landsturm ein Anderer Vorstellungen wegen seiner Aengstlichkeit gemacht, ehrlich geantwortet: «Sie haben gut reden! Sie haben Muth, ich nicht»); also ganz ehrenwerthe Motive verbieten dort den Widerstand, und bei der grössten Ehrenhaftigkeit ist hier kein Muth, aber dass es nun dort auch noch Widerstand heissen soll und hier Muth, das kommt Einem vor, als wolle Jemand Eisbaisers essen, die aber schmecken sollen wie heisser Punsch. — Darum ist viel offener, darum aber auch viel verständiger ein zweites Raisonnement, welches dem Duellanten den grössern Muth zugesteht, nun aber sagt: damit, dass man Muth zeige, werde doch eigentlich nur der Vorwurf der Feigheit widerlegt; wie aber durch eine Handlung, welche nur zeigt, dass Einer hinsichtlich seiner Courage kein Lump ist, bewiesen werden solle, er sei es auch nicht in intellectueller oder moralischer Hinsicht, das sei nicht abzusehen. Dagegen möchte zu bemerken sein, dass die Psychologie, welche daraus, dass Einer sich brav schlägt, folgert, dass er auch brav sei, ähnlich wie der gemeine Mann sagt: Wer schnell isst, arbeitet schnell, mehr für sich haben könnte als die, welche in ihrer Trennung von Herz und Kopf so weit geht, dass sie in einem Menschen nicht mehr nur ein Individuum, sondern eine ganze Armee von einander un-

abhängiger Wesen sieht. Eigentlich derselbe Einwand, nur dass zu dem Gegensatz von Kopf und Herz noch ein anderer hinzugenommen wird, liegt dem dritten Einwand zu Grunde, nach welchem sich im Duell nur physische Kraft zeigt, welche dem Vernünftigen nicht imponire. Der Zweikampf sei, gerade heraus gesagt, ein Fleischhackervergnügen. Hier scheint man vorauszusetzen, dass die Rede von Prügeleien ist. Wer fechten gelernt hat, weiss, dass das eine Kunst ist, Kunst aber ist Geist, und deswegen darf es nicht Wunder nehmen, was ich, und nicht allein ich, während meiner Studentenjahre gefunden habe, dass die allerkaltblütigsten und sichersten Fechter sich gerade in der geistigen Elite befanden. Und was das Fleischhackervergnügen betrifft, so hängt es doch, wenigstens etwas, auch von dem Gegner ab, ob er sich will als Carbonnade behandeln lassen: es gibt Manche, die nicht so gefällig sind. Gewiss der triftigste Einwand von allen ist, dass viertens moralische und religiöse Gründe den Zweikampf verbieten, und ein zartes Gewissen weder erlauben werde, einen Andern aufzufordern, sich in Lebensgefahr zu begeben, noch auch sich selbst einer solchen durch Annahme einer Herausforderung auszusetzen. Da antworte ich, dass das Gewissen den absichtlichen Todtschlag noch mehr verklagen wird, und dass dennoch, gerade wie die Gesetze, es entschuldigt, wenn wir den bewaffnet in unser Haus Brechenden, der auf unsern Zuruf nicht zurückweicht, niederschiessen wie ein wildes Thier. Sagt man: ja, das sei Nothwehr, da handle es sich um Eigenthum, vielleicht um die eigene Existenz, so erwidere ich: Dem Studenten wird seine Existenz angegriffen, wenn man seine Ehre antastet; Alles was er thut, um eine Ehrverletzung abzuwaschen, ist daher ein Kampf für sein theuerstes Eigenthum, für sein geistiges Leben. — Nun liesse sich aber endlich fünftens gegen das eben Gesagte einwenden: wenn wir den Zweikampf der Studenten als einen Act der Nothwehr ansähen, so müssten wir ja eigentlich fordern, dass der Staat denselben ebenso wie sie gestatte. Umgekehrt aber, da er das Duell verbietet, die Nothwehr aber erlaubt, so folge daraus, dass wir Verschiedenes confundirten. Allein der Unterschied, welchen der Staat hier macht, ist leicht zu erklären. Auch sonst erlaubt der Staat die Nothwehr nur,

wenn Noth im Verzuge gegeben ist, wenn beim unvorhergesehenen Ueberfall ich nicht andere, die gewöhnliche Hülfe mir verschaffen konnte. (Darum muss, wo man Nothwehr übte, man den Beweis liefern, dass man um Hülfe gerufen habe u. s. w.) Dieser Fall nun findet, wo der Herausforderer angekündigt hat, wann er seinen feindseligen Angriff zu unternehmen gedenke, natürlich nicht statt, und der Staat muss verlangen, dass man sich an ihn wende, damit er ein Zusammentreffen verhindere, in dem zwei seiner Glieder in Lebensgefahr gerathen. Freilich steht auf der andern Seite der Staat so, dass er hinsichtlich des Eigenthums, um welches es sich in der Ehrverletzung handelt, und der Existenz, die darin besteht, dass die Andern etwas auf mich halten, nicht die Macht hat, sie sicher zu stellen. Vielmehr, wenn ich zu ihm meine Zuflucht nehme, damit er mir aus einem Ehrenhandel heraushelfe, so kann ich sicher sein, dass gerade dieser Schritt mich diesen Handel vor dem allein entscheidenden Forum, der öffentlichen Meinung, verlieren lässt. So lange der Staat, von dem ich zugestanden habe, dass er die Selbsthülfe verbieten muss, sich hinsichtlich des Ehrenpunktes so ohnmächtig erweist, dass sein Beistand gerade eine Fährdung wird, so lange muss es als eine Barbarei angesehen werden, wenn die Gesetzgebung ein unglückliches Duell als einen Mord bezeichnet oder bestraft. Weil hier eine ganz andere Macht als die des Staates, das Herkommen und die Sitte der Universität mit zur Sprache kommt, deswegen müsste, gerade wie das bei den Ehrengerichten der Officiere geschieht, bei den Duellen der Studenten die Corporation der Universität das entscheidende Wort zu sprechen haben. Die Verurtheilungen auf zehn Jahre Festung, wo die Begnadigung sogleich vorausgesehen ist, dienen auf Kosten des Ernstes der Gesetze dazu, ein Unrecht, das in ihnen liegt, zu verbergen.

Bis jetzt habe ich das Duell nur betrachtet, so weit es das Mittel ist, durch die That eine Ehrenerklärung zu geben und zu erhalten, und habe keinen Unterschied gemacht zwischen den Zweikämpfen der Studenten, Cavaliere, Officiere. Nun aber hat neben dieser factisch das Studentenduell noch eine ganz andere Bedeutung. Wollte man diese an Erscheinungen der Vergangenheit anknüpfen, so könnten wir auf die

Turniere der Ritter hinweisen, bei welchen der Tod des Gegners nicht bezweckt wurde, obgleich Mancher dabei seine Rippen, ja selbst den Hals brach, sondern nur den Schimpf, dass er nicht so kräftig und stark sei als der Angreifer. Wie jene gefährlichen Turniere, so müssen heutzutage die Studentenduelle angesehen werden, bei denen von einer tödtlichen Beleidigung, die abgewaschen werden solle, nicht die Rede ist, sondern es besonders darauf ankommt, zu zeigen, dass man eine gute Klinge führe, und gelegentlich Einem, dem man schon lange nicht hold ist, ein Andenken an unsere Geschicklichkeit auf die Brust oder in das Gesicht zu tätowiren. Es liegt in der Natur der Sache, dass, je mehr diese Seite des gefährlichen Spiels in den Vordergrund, die der Satisfaction für eine schwere persönliche Beleidigung zurücktritt, um so weniger es darauf ankommen wird, ob gerade mit diesem Einen der Kampf ausgefochten wird, wie denn bei jenen Turnieren der Handschuh hingeworfen ward für gleichviel wen. Was bei einer wirklichen Beleidigung ein Unsinn wäre, dass man dem Beleidiger den Vorschlag machte, mit einem Dritten einen Zweikampf auszufechten, das ist wegen dieser zweiten Seite des Studentenduells wenigstens erklärlich, und so haben jene Duelle «*pro patria*» aufkommen können, wo Corps gegen Corps in wirklichen Turnierschlachten gegen einander stehen, ohne dass die je zwei Gegner sich irgendwie gekränkt haben. Ebenso erklärlich aber ist es, dass für ein solches Spiel man anfing, das Leben für einen zu kostbaren Preis anzusehen, und dass daher Vorsichtsmassregeln ergriffen wurden, um die grösste Lebensgefahr zu vermeiden, wobei es bekanntlich so weit gekommen ist, dass die gepanzerten und wer weiss wie verbammelten Gegner sich nur noch Wange und Nase darbieten, worauf der Denkzettel geschrieben werden kann. — Die Verschmelzung nun von zwei so heterogenen Momenten hat dem heutigen Studentenduell einen schillernden, zweideutigen Charakter gegeben, welcher es erklärlich macht, dass ganz gleichzeitig, und zwar von Solchen, die es wohl meinen mit den Studenten, ganz entgegengesetzte Wünsche laut geworden sind. Die Einen haben gefordert, die Duelle sollten geduldet, ja erlaubt werden, aber nur unter der Bedingung, dass sie mit der grössten Lebensgefahr verbunden

seien, in der Regel Einer auf dem Platz bleibe u. s. w. Die Andern wieder haben gesagt, die Studenten sollten sich schlagen, aber anstatt der Binden, Tücher und ledernen Hosen sollten sie lieber einführen, dass die Schläger gar nicht geschliffen wären. Nicht auf eine solche Isolirung je eines Momentes sind Vorschläge von Studenten selbst gegangen, welche zu verschiedenen Zeiten auch wirklich realisirt worden sind, nämlich diese beiden Seiten zu trennen und so ein doppeltes Duell zu haben, ein leichteres und eines mit verschärften Waffen. So habe ich, als ich Student war, auf einer Universität, wo gestossen wurde, den Gebrauch gefunden, dass ein Ehrengericht entschied, ob eine Beleidigung so schwer sei, dass sie ein Duell auf sogenannte Pariser erfordere, oder ob die mit grossen Tellern versehenen gewöhnlichen Stosswaffen ausreichten. Auf einer andern Universität, wo man schlug, fand ich die Einrichtung, dass, wenn Glieder derselben Verbindung sich schlugen, weil man voraussetzte, dass dazu ein sehr ernster Anlass gehöre, dass da die gewöhnlichen Schutzmittel weggelassen wurden. Wieder auf einer, wo freilich die Studenten viel Verkehr mit Ausstudirten, mit Officieren und jungen Beamten hatten, auch viele sich befanden, welche auf andern Universitäten nur gestossen hatten, pflegte man das Kampfspiel mit Schlägern, den ernsten Ehrenkampf mit Säbeln auszufechten. So erklärlich diese Versuche sind, so hat doch das Auseinanderhalten zweier Seiten, die einmal, ob leider oder zum Glück, ist dafür ganz indifferent, in dem gegenwärtigen Studentenduell verschmolzen sind, seine grossen Gefahren. Besonders die, dass nun jede dieser Seiten sich in extremer Einseitigkeit geltend gemacht hat, und so gleichzeitig und neben einander die Wünsche Derer sich realisirten, die wir oben als mit den Studenten es Wohlmeinende bezeichnet haben. Freilich geschah es gerade wegen dieser Gleichzeitigkeit ganz anders, als Jeder von ihnen gewünscht hatte. Nämlich auf der einen Seite sind die allerdings ziemlich ungefährlichen Schlägereien immer häufiger geworden, wo zwei ganz in Seide und Hirschleder eingehüllte Studenten auf einander zuhauen, um gar keiner andern Ursache willen, als um nachher damit renommiren zu können, dass sie oft Duelle gehabt (besser Duell gespielt) hätten. Auf der andern

Seite hat auch auf deutschen Universitäten, wo dies in früherer Zeit unerhört war, die Gewohnheit um sich gegriffen, für ernstere Fälle sich der Pistolen als Waffen zu bedienen. Beides ist eine entschiedene Verirrung. Der Renommist bedenkt nicht, dass, wenngleich es eine Ehre für den Studenten ist, sich, wenn er sich schlägt, brav zu schlagen, in dem sich oft Schlagen gewiss keine Ehre liegen kann, da dies ja nur eine Folge davon ist, dass man sehr oft beleidigte oder sehr oft beleidigt wurde. Des Einen wie des Andern hat man gewiss nicht Ursache, sich zu rühmen, sondern viel eher sich zu schämen. Was wieder das Pistolenduell betrifft, so habe ich schon den Grund angegeben, warum dieses überhaupt dem Begriffe des Zweikampfs nicht entspricht. Dazu kommt nun noch hinzu, dass ein wirklich geschickter Pistolenschütze, wie z. B. Lord *Byron* es war, sich unter Studenten sehr selten finden wird, und dass eben deswegen die Fälle nicht selten sind, wo Einer, der sich vor der Klinge fürchtet, im Vertrauen auf die Ungeschicklichkeit des Gegners Pistolen wählt. Da ich schon von dem «moralischen» Muthe nicht viel halte, so werden Sie mir nicht zutrauen, dass ich von diesem «negativen» Muthe sehr erbaut sein sollte. — Die Erfahrung hat uns also noch kein sicheres und ungefährliches Mittel gezeigt, die beiden Momente zu trennen, welche dem Duell auf deutschen Universitäten eine solche Doppelnatur geben. Eben darum hat es auch bisher nicht anders sein können, als dass die Studentenduelle weniger gefährlich sind als die der Officiere, dagegen aber sehr viel häufiger.

Daraus nun, dass ich in dem Studentenduell einen Sinn nachzuweisen, daraus ferner, dass ich die Einwände dagegen zu widerlegen versucht habe, könnte vielleicht Jemand folgern, dass nach meiner Ansicht das Duell auf deutschen Universitäten nie verschwinden dürfe. Dies aber ist durchaus meine Ansicht nicht. Ich wünsche vielmehr, es verschwände. So nämlich, dass die Beleidigungen verschwänden. Es wird nämlich das Duell auf einer Universität in demselben Masse seltener werden (und Seltenerwerden ist anfangendes Verschwinden), als ernste wissenschaftliche Beschäftigung mehr zur Gewohnheit wird. Damit nämlich verschwindet die Langeweile, dieser eigentliche böse Dämon des Studenten, welche zur Völlerei und allem möglichen

Schlechten führt und in deren Gefolge sich die Beleidigungen und Reibungen zeigen. Was von der Universität als einem Ganzen gilt, das gilt gerade ebenso von jedem einzelnen Gliede derselben. Man beleidige nicht, man zeige sich als einen ernsten, strebsamen Menschen, man gehe Betrunkenen, seien es nun Einzelne, seien es ganze Haufen, aus dem Wege, man frequentire keine Orte, wo die einzige geistige Erhebung aus Malz und Hopfen stammt, und man wird schwerlich in die Lage kommen, eine Beleidigung von sich abwaschen zu müssen. Wie es in England keine Leibeigenschaft mehr gibt, nicht weil sie je abgeschafft wäre, sondern weil es keine Leibeigenen mehr gibt, so kann auch, ohne dass es abgeschafft würde, das Duell verschwinden durch Verschwinden der Duellanten, d. h. der Beleidiger, und dieses, wie gesagt, halte ich für sehr wünschenswerth. — Weiter aber, ich statuire die Möglichkeit, dass das Duell nicht nur *in praxi*, sondern auch *in thesi* aufhöre eine Eigenthümlichkeit des deutschen Studentenlebens zu sein, ohne dass dieses dadurch in seinem Wesen angetastet werde. Ich habe Ihnen gesagt, dass bis zum dreissigjährigen Kriege hin auf deutschen Universitäten die Unsitte herrschte, dass Beleidigungen durch Meuchelmord gerächt wurden. Diese Gewohnheit verschwand, als das Princip bestialischen Hasses, das ihr zu Grunde liegt, verdrängt ward durch das menschliche und romantische Princip der Ehre. Wäre nun dieses Princip, wie Einige behaupten, im Studentenleben solidarisch mit der Fortdauer des Duells verbunden, wäre das leider nicht abzuleugnende Factum, dass, seit unter den Studenten der Widerwille gegen das Duell so zugenommen hat, nicht nur Prügeleien, sondern die ehrlosesten Verbrechen, wie Diebstahl, häufiger geworden sind, wäre dies Factum, sage ich, ein Beweis für wirklichen Causalzusammenhang, so würde ich unbedingt behaupten, dass ohne Duell kein ehrenhafter Sinn auf Universitäten bestehen kann, es also auch nicht aufhören darf. Eine solche Solidarität aber zwischen Duell und ehrenhaftem Studentenleben darf schon deswegen nicht behauptet werden, eben darum auch nicht eine unbedingte Nothwendigkeit der Studentenduelle, weil es Universitäten gibt, z. B. in Schweden, wo, wie Deutsche, die daselbst studirt, mir erzählt haben, das Duell unbekannt und doch ein edler

ehrenhafter Sinn herrschend ist. Ich muss daher die Möglichkeit statuiren, dass es auch in Deutschland einmal Universitäten geben wird, wo das Duell unbekannt, ja vielleicht so angesehen ist, wie wir heutzutage die Meuchelmorde des sechzehnten und anfangenden siebzehnten Jahrhunderts ansehen. Ich will einem solchen Zustande sogar ein Glück auf! zurufen, aber nur unter dem Vorbehalte, dass dann das Ehrgefühl der Studenten mindestens ebenso kitzlich ist, als damals, wo sie sich noch schlugen. Ehre ist Bewusstsein des persönlichen Werthes und seines Anerkanntseins; darum ist ein volles und befriedigtes Ehrgefühl, ohne dass man auch seine Tapferkeit anerkannt wüsste, undenkbar. Die bisherige Einrichtung, nach der man von jedem Studenten voraussetzte, er sei muthig genug, seine Ehre mit dem Schwerte zu vertheidigen, gab darum diesem Bewusstsein des Anerkanntseins Nahrung. Führen andere vom Staate nicht verbotene Mittel ebenso sicher zu diesem Ziele, wie das vom Staate verbotene Duell, desto besser; da benutze man diese. Es gibt solche. Wer z. B. in Schlachten tapfer dem Feinde gegenüber gestanden hat, dem wird das Studentenduell vielleicht als ein überflüssiges Spiel erscheinen, und es ist kein Wunder, dass Mancher, der aus den Freiheitskriegen ehrende Narben nach Hause getragen hatte, wenn er später die Universitätsstudien wieder aufnahm, dort sich nicht schlagen wollte. Wenigstens eine Annäherung dazu, solche Proben des Muthes abgelegt zu haben, gibt es, wenn man eine Zeit lang Soldat gewesen ist; man sagt sich: Es war nicht deine Schuld, dass es gerade keinen Krieg gab, sonst hättest du dich signalisirt. Ich kann mir daher wohl auch dies denken, dass Dem, der sein Dienstjahr hinter sich und in dieser Zeit gelernt hat, Angriffe mit gefälltem Bajonett zu machen, nach der Scheibe zu schiessen u. s. w., das auf die Mensur Treten nicht mehr als der schlagendste Beweis für Tapferkeit erscheint. Wo aber dies Beides fehlt, wo eine Generation studirt, welche geboren und erzogen ward in einer Zeit, deren Prophet *Elihu Burritt* ist, wo auf einer Universität mehr als die Hälfte von dem schon so oft von mir beklagten sogenannten Vorrechte Gebrauch macht, vom Militärdienst frei zu sein, da, ich kann es nicht leugnen, da wird mir doch etwas bange, wenn so verächtlich gesprochen wird von Denen,

die sich brav und tapfer zeigten nur auf der Mensur. Gewiss ist dies wenig, aber dies Wenige reichte aus, wenigstens vor so feigen Verbrechen sicher zu stellen, wie sie jetzt auf Universitäten vorkommen. Dies wollte ich Ihnen wohl garantiren: unter den Fällen, wo Diebstahl eine Studentenschaft entehrte, werden Sie keinen finden, wo der Verbrecher Einer war, der sich als ein tapferer Kämpfer in Ehrenhändeln erwiesen hatte. Und abermals wird mir, ich leugne es nicht, sehr bange, wenn ich den Jubel darüber höre, dass jetzt unsere Theologen ebenso vom einjährigen Dienst befreit seien, wie die katholischen schon längst. Denn mir fällt dabei ein, dass auf katholischen Universitäten die Theologen immer das schülermässigste Ansehen hatten, bisher aber aus den protestantischen Studenten der Theologie die kühnsten Denker, die kühnsten Männer überhaupt hervorgingen. Ich bescheide mich gern bei diesem Bangewerden, dass bereits eine Generation darüber hingegangen ist, dass ich die Universität nicht etwa bezog, sondern verliess, und wiederhole, was ich gesagt habe: die Möglichkeit, dass das Duell auf Universitäten abgeschafft, etwa durch Ehrengerichte ersetzt werde und das Studentenleben doch ehrenhaft und gesund bleibe, diese gebe ich zu. — Es entsteht nun die weitere Frage: W i e kann eine solche Veränderung normaler Weise vor sich gehen?

Bei der Ohnmacht, welche wir vom Staate dem Duell gegenüber prädicirten, da ferner als der Boden, auf dem das Studentenduell erwuchs, nur die akademische Sitte bezeichnet wurde, diese aber wie jede sich entwickelt, so wird das Duell als etwas Antiquirtes in Vergessenheit gerathen und endlich, wenn Einer es wieder hervorholen sollte, förmlich abgeschafft werden nur durch Die, welche ihm seinen Ursprung gaben, durch die Träger der studentischen Sitte, die Studenten. Nun geht eine jede Veränderung in der Sitte so vor sich, dass Einer oder Einige, welche die geistig Hervorragenden sind, weiter gehen als das bisher Gültige und insofern also die Sitte als eine Unsitte hinter sich lassen. In unserm Falle aber wird jene Veränderung so vor sich gehen, dass zuerst in einem oder einigen, kurz, in einem Bruchtheil der Studentenschaft sich die Ansicht festsetzt, zur Gewissheit, endlich, indem sie dieselbe von allen Seiten erwogen

haben, zur Ueberzeugung wird, der Zweikampf sei der Ueberrest einer längst verschollenen barbarischen Zeit. Dass nun diese für ihre Ueberzeugung Proselyten suchen werden, ist vollkommen in der Ordnung. Jede Ueberzeugung thut das, und es wäre unsittlich, es nicht zu thun. Wie haben sie es nun anzufangen, dass sie ihrer Ueberzeugung nicht selbst den Weg versperren, dass sie die Rolle der Reformatoren und nicht des Don Quixote spielen? Alles noch so vernünftige Reden wird natürlich vergeblich sein, wenn man den Redner gar nicht anhört, und wieder, wenn man ihm unreine Absichten unterschiebt. Dies Beides wird also, wer gegen das Duell mit Erfolg agitiren will, vermeiden müssen. Nun steht aber die Sache so, dass, wenn auf einer Universität die hergebrachte Sitte das Duell postulirt, Der, welcher verweigert sich zu schlagen, als ein Aussätziger angesehen wird, den man nicht werth achtet, mit ihm zu reden. Und wieder liegt es in der Natur der Sache und wird darum von der Erfahrung bestätigt, dass, wenn man von Einem glaubt, er fürchte sich vor der Klinge, seine schönsten Argumente gegen das Duell so angesehen werden, wie in der alten Fabel die Tiraden des Fuchses, der seinen Schwanz verloren hatte, gegen die Sitte seiner Genossen, so ein hässliches Ding zu tragen. Daher folgere ich sogleich für Jeden, der mit Erfolg gegen das Duell bei seinen Commilitonen wirken will, Zweierlei, ein Negatives und ein Positives. Das Negative ist, dass er nicht damit anfange, öffentlich zu erklären, er werde nie eine Herausforderung annehmen. Dergleichen Erklärungen sind, mildest ausgedrückt, etwas ganz Unnützes, und der gemeine Hausverstand stellt ihnen mit Recht theils den Rath entgegen: man müsse nichts verschwören, theils das Sprichwort: Kommt Zeit, kommt Rath! Wenn Jemand sagen wollte: Ja, wer nun aber diesen ernsten Entschluss einmal gefasst hat, fordert von dem nicht die Aufrichtigkeit, dass er es auch ausspreche? so sage ich: das fordert nur die Klatschsucht. Nur die Klatschhaftigkeit plaudert Alles aus, die Aufrichtigkeit verleugnet nur nichts. Wer einen solchen Vorsatz gefasst hat, der behalte ihn bei sich, dabei bleiben alle Vorsätze am festesten, wie das Schicksal der Maulhelden zeigt. Er führe sich dann weiter so auf, dass er die Hochachtung der Besten verdient, meide Orte und Gelegenheiten, wo er vermuthen

kann, dass ein ehrenwerthes Benehmen nicht vor Beleidigungen schützt, und er wird, ohne sich zu vereinsamen, seinem Vorsatze treu bleiben und seiner Ueberzeugung Genossen gewinnen können. Ich spreche von Solchem, was ich selbst gesehen habe. Auf der Universität, auf der ich meine Studien begann, war in diesem Punkte das Studentenbewusstsein sehr kitzlich: ein Einziger, so viel ich mich erinnern kann, unter mehrern Hunderten hatte eine Herausforderung nicht angenommen und ward deshalb von Allen als ein Ehrloser nicht nur angesehen, sondern behandelt, ja es ward die Acht so streng gehandhabt, dass sie sogar auf einen, wie ich glaube, ganz ordentlichen jungen Mann ausgedehnt ward, nur weil er mit jenem umging. In dieser selben Zeit hatten wir in unserer Mitte Einen, an dem Alles mit wahrer Verehrung hing, von dem schon damals Alle die moralische Ueberzeugung hatten, die ich noch heute habe, dass jede Aufforderung zu einem Duell von ihm wäre abgelehnt worden. Nicht eine Declaration von seiner Seite hatte diese Ueberzeugung in uns gewirkt; eben deswegen hat sie unserer Achtung vor ihm nicht Eintrag gethan, sondern dieselbe vielmehr gesteigert. — Gerade so wie diese vorläufigen Erklärungen des Einzelnen, gerade so sind die einer ganzen Verbindung unnütz und, wenn sie den Erfolg haben sollten, dass sie den Umgang mit den übrigen Studenten verschliessen, zweckwidrig, während, wenn dieser Punkt ein ἀῤῥητον bleibt, mit dem freien Umgang auch die Verständigung, die Einwirkung, das Ueberzeugen möglich bleibt. Ja es kommt hier noch etwas hinzu, was dergleichen Proclamationen einer ganzen Körperschaft noch bedenklicher macht als die, welche von einem Einzelnen ausgeht. Dieser letztere, wenn er ganz allein gegen Das sich erklärt, was alle Uebrigen behaupten, geht dadurch vielleicht dem Schicksal des Don Quixote entgegen, aber man wird ihm ganz wie diesem edlen Helden zugestehen, er zeigt darin Courage. Das fühlen auch die Uebrigen, und so sehr sie auch gehudelt wurden, tapfere Seelen hat man in Denen gesehen, welche zuerst, nicht etwa als sie vor die Klinge gerufen wurden, sondern ganz *ex abrupto*, die Erklärung abgaben, sie würden sich nicht schlagen, und zur Gründung von Anti-Duellvereinen aufforderten. Anders verhält es sich aber mit Denen, die

sich solchen Vereinen, nachdem sie eine grosse Zahl von Gliedern gewonnen haben, anschliessen. So lange diese Vereine nicht die Vorsicht beobachten, blos Solche aufzunehmen, die sich bereits und zwar brav geschlagen haben, so lange wird man es nicht verhindern können, dass auch Solche sich anschliessen, welche meinen: So ein Verein schützt ja noch mehr als Binden und Paukhosen. Dann aber wird man sich auch nicht wundern dürfen, wenn dieses Raisonnement einzelner Vereinsglieder dem ganzen Verein in die Schuhe geschoben wird, und nun die Uebrigen alle Argumentationen, wenn überhaupt, so nur lächelnd anhören, wegen der «guten Gründe» (was, euphemistisch ausgedrückt, miserable Gründe heissen soll), welche dieselben nach ihrer Meinung hervorgerufen haben. Anstatt durch dergleichen unnütze Vorauserklärungen solches Misstrauen hervorzurufen, wird vielmehr Der, welcher reformiren will, sich eine Stellung schaffen müssen, die solchen Verdacht durchaus nicht aufkommen lässt. Dieses nun, es ist das Zweite, Positive, welches ich ihm ans Herz legen möchte, wird am allersichersten, vielleicht allein erreicht durch Meisterschaft im Fechten. Wer sich auf dem Fechtboden als Einer erwiesen hat, dem Keiner beikommen kann, der aber mit Allen fertig wird, bei dem wird man, wenn er auf Abschaffung des Duells anträgt, nicht nur sogenannte, sondern wirklich «gute» Gründe voraussetzen. Er wird ferner, da gerade die grössten Meister im Gefühl ihrer Ueberlegenheit sich nicht zu reiben pflegen, und wieder die Renommisten nicht lieben, sich an sie zu machen, nicht nöthig haben, je eine Herausforderung abzulehnen und sich so aller Hörer zu berauben. Ja sogar in dem höchst unwahrscheinlichen Falle, dass ihm die Verhältnisse die Alternative stellten, entweder auf die Mensur zu treten oder in die Acht erklärt zu werden, wird ihm seine Meisterschaft im Fechten ein Mittel gewähren, dem Bann zu entgehen und doch sein Gewissen nicht zu beflecken. Ich glaube, wenn das Gewissen eines jungen Mannes noch so zart ist, so wird er in dem Fechten mit ungeschliffenen Rappieren oder mit boutonnirten Stossrappieren keine Sünde sehen, er müsste denn eine ganz specifische Idiosynkrasie gegen Eisen haben. Was er an dem Duell tadelt, ist ja nur das muthwillige sich in Gefahr Begeben. Denken Sie sich

nun einen Fechter, wie, während die *Kreissler*'sche Kunst noch blühte, er in Jena existirte, der, ehe er ins Duell ging, mit dem Secundanten wettete, er werde seinem Gegner das rechte Ohrläppchen durchstossen, und die Wette gewann, und Sie werden zugestehen, dass seine Geschicklichkeit ebenso sehr wie die Korkknöpfchen auf dem Stossrappier jede Gefahr entfernen kann; ja noch viel mehr, denn es ist bei ungeschickten Fechtern oft vorgekommen, dass die Spitze mit dem Knopf abbrach und Einer durch und durch gestossen wurde. Wenn nun ein solcher Meister, der sich auf die Mensur stellt und augenblicklich durch Entwaffnung, diesen Triumph des wahren Fechters, der Sache ein Ende macht, oder auch eine Zeit lang den Andern sich abarbeiten lässt und dann ihm den Schläger aus der Hand wirft, hat er nicht völlig Recht, wenn er sich rühmt, im ersten Falle, dass er es gar nicht zum Duell habe kommen lassen, im zweiten, es in ein Rappierspiel verwandelt zu haben? Eine solche Meisterschaft wie im Stossen ist im Hiebfechten zwar nicht zu erreichen, aber doch habe ich so geschickte Schläger gekannt, dass sie mit absoluter Sicherheit, um die Gänge zu endigen, dem Gegner Pünktchen auf den Arm zeichneten, und die es wussten, weil sie es wollten, dass mehr nicht herauskommen werde als ein zerfetzter Hemdeärmel. Wer seiner Sache so sicher ist, der kann, was sein Gegner für ein Duell hielt, mit ganz gutem Gewissen ein vorsichtiger durchgeführtes Fechtspiel nennen. Wenn aber solche Meister, denen es ganz gleich ist, ob das Rappier des Gegners geschliffen ist oder nicht, gegen den Zweikampf sprechen, dann werden sie Gehör, dann werden ihre Gründe Beachtung finden.

Sagt aber Jemand, er wolle die Zeit nicht wegwerfen, die dazu nöthig ist, um ein Meister im Fechten zu werden, er wende dieselbe viel besser an, wenn er in jedem Semester sechs wörtlich nachgeschriebene Hefte zu Stande bringe, oder wieder, er habe eine andere Ansicht von Dem, was die Aufrichtigkeit fordere, als ich, indem bei ihm der Mund von Dem übergehe, wess sein Herz voll sei, oder endlich, sein Gewissen sei nicht so gerieben, dass es mit sich transigiren und sich vorreden lasse, ein Duell sei kein Duell, und darum ziehe er den einfachen Weg vor und declarire von vornherein,

er schlage sich nicht und damit Hollah! — so habe ich gar nichts dagegen. Ich vermuthe, er wird seiner Sache weniger nützen als auf dem andern Wege; was ich aber nicht nur vermuthe, sondern weiss, ist, dass dann er, er selbst, die Folgen seines Benehmens tragen soll, die Reaction nämlich der Studentensitte, die Den als ehrlos ansehen und behandeln lässt, der sich nicht schlägt. Was er angreift, besteht einmal, und selbst wenn er Recht hat, ist und bleibt er der Neuerer und muss sich des Looses aller Neuerer gewärtigen, des Märtyrerthums. Alles Märtyrerthum ehrt, aber nur wenn es mit Schmerzen erkauft ward; auch hier muss darum, wer die Ehre des Märtyrers haben und den Himmel offen sehen will, den der Beifall des Gewissens aufschliesst, die Wunden der Steinigung auf sich nehmen. Auf sich, denn miserabel muss man es nennen, wenn Studenten (was leider auch geschieht) gegen die bestehende Sitte auftreten und sich dess rühmen, wenn aber die unangenehmen Folgen kommen, wie das Kind, wenn der von ihm geneckte Hund knurrt, hinter die Schürze der Mutter, so sich hinter den Schutz der akademischen Behörde verstecken. Den verlangten Schutz wird ihnen diese gewiss gewähren, ausserdem aber auch, was sie nicht verlangten: Mitleid und Verachtung. Ich spreche mich darum über ein solches Benehmen mit solcher Schärfe und Bitterkeit aus, weil es die Universität zur Pflanzschule einer Gesinnung macht, an der wir ohnedies Ueberfluss haben, und welcher Sie, das Salz der kommenden Zeit, einmal sollen steuern helfen. Ich meine die Sucht, Märtyrer zu werden, aber so, dass es Einem nichts kostet. Dass Männer ganz gleichzeitig sich von allen Zeitungen preisen lassen als durch den Despotismus aus Amt und Brod gejagt und Lust- oder Badereisen machen, weil Subscriptionen ihnen die verlorene Besoldung und das *lucrum cessans* ersetzten, das ist eine Erscheinung nur des neunzehnten Jahrhunderts. Wie die grassirende Wohlthätigkeit ganz besonders die Folge gehabt hat, dass die Scheu vor dem Betteln abgenommen hat, gerade so haben unsere stillschweigenden Assecuranzen für Alle, denen Unrecht geschieht, ganz besonders den Grundsatz verbreitet: Wenn ich mir soll etwas abgehen lassen, dann mag kein Hund länger Märtyrer sein! Gerade wie ich in einer frühern Vorlesung gesagt habe, dass

ein Gegengewicht gegen die um sich greifende Bettelgesinnung darin zu finden sein möchte; dass der Student zu seinem Wahlspruch macht: Nichts geschenkt nehmen! gerade so weiss ich, dass jener kläglichen Maxime der Boden unter den Füssen weggenommen wird, wenn auf den Pflanzschulen unserer wahren Aristokratie es immer mehr zum Grundsatz wird: Nur ja kein Märtyrer mit heiler Haut! Treten Sie also auf gegen die Hunderte, die anders denken als Sie, greifen Sie das Duell, greifen Sie Alles an, was Ihnen als Unsitte erscheint, fest entschlossen, die Ehre des Angriffs und die Wunden des Angreifers allein nur selbst zu tragen. Ich habe hier natürlich nur den Fall berücksichtigt, dass Die, welche eine Aenderung der akademischen Sitte wünschen, Einzelne sind oder wenigstens die Minderzahl bilden. Wollte mich Jemand fragen, was denn das Richtige sei in dem Falle, der heutzutage öfter vorkomme, dass die bei Weitem grössere Majorität von einer kleinen Minorität terrorisirt werde, so habe ich darauf nur die Antwort, dass mir eine solche Majorität vorkommt wie jenes riesenhafte Weib im Londoner *Punch*, welches einen kleinen Knirps von Mann unter ihrem Arm zur Polizei trägt, weil derselbe sie misshandle. Es gibt für sie nur einen Trost: *Tu l'as voulu George Dandin!* oder auch: *Habeat sibi!*

Die Summe meiner Betrachtungen über das Duell würde ich so zusammenfassen: Die Ehre ist für den Studenten die Atmosphäre, ohne die er nicht leben kann; Ehrlosigkeit ist seine Verdammniss und *ex inferno nulla redemtio*; die Empfindlichkeit hinsichtlich ihrer kann daher gar nicht gross genug sein und ihre Verletzung darf nicht ohne die Reparation gelassen werden, welche der Staat nicht geben kann, die Studentensitte aber postulirt. Bis jetzt verlangte diese, wie bei dem Officier, das Duell, nur dass das Studentenduell zugleich die Bedeutung eines gefährlichen, Muth und Geschicklichkeit zeigenden Waffenspiels hat. Ob die Zeit des Duells vorüber ist, ob an seine Stelle Ehrengerichte oder irgend etwas Anderes treten soll, kann sich nur dadurch entscheiden, dass sich die Ausgezeichnetsten darüber vereinigen. Eine solche Vereinigung bedarf des genauesten gegenseitigen sich Aussprechens unter den verschiedensten Ansichten, wird daher unmöglich, wo gegenseitige Aechtung

die Unterredung, Misstrauen die Verständigung unmöglich macht. Wer also eine solche wünscht, um eine bessere Sitte herrschend zu machen, thut am besten, nicht sogleich mit dem Bestehenden zu brechen, sondern sich demselben insoweit zu accommodiren, als davon die Möglichkeit einer Wirksamkeit abhängt. Wer dies nicht will, sei auf die Folgen gefasst, die überall den Neuerer treffen, und trage diese selbst, denn sonst paciscirt er doch mit dem Bestehenden.

Dreizehnte Vorlesung.

Bis jetzt ist das Zusammenleben der Studenten nur von der einen Seite betrachtet worden, dass dadurch das Bewusstsein des persönlichen Werthes gehoben und so der Student zu Dem werde, was in dem ältern Studentendeutsch ein honoriger oder auch ein nobler Student genannt ward. Das Weitere aber ist, dass es auch dazu dient, in ihm ein Selbstgefühl auszubilden, das über das Persönliche hinausgeht, ein Selbstgefühl, welches er hat, sofern er das Glied eines grössern Ganzen ist, also ein Standesgefühl. Bei der Betrachtung der bürgerlichen Gesellschaft haben wir einmal gefunden, dass der bewusste Standesstolz oder die aristokratische Gesinnung einem jeden Manne zieme, dann aber zugleich gesehen, dass das Studentenleben den jungen Mann dem Stande, in dem er geboren ward, entreisse und standlos mache. Wenn nun aber ein Standesbewusstsein sich doch nur fixiren kann durch die Gewohnheit, sich einem bestimmten Stande angehörig zu wissen, so scheint gerade die Standlosigkeit, die wir vom Studenten prädiciren, denselben in ein ganz unlösbares Dilemma zu bringen: wie soll der Standlose sich gewöhnen, Glied eines Standes zu sein? Es gibt nur das eine Mittel, dass er einen Stand nicht vorfinde, sondern selbst erschaffe und diesem sich als Glied einverleibe. Solche von

den Studenten selbst geschaffene, darum natürlich dem Kastengeiste phantastisch erscheinende Stände sind die Studentenverbindungen. Die eigentliche Bedeutung derselben ist, dass durch sie der junge Mann aufhört, sich nur als ein Ich zu fühlen und zu wissen, dass er sich zu dem Bewusstsein erhebt, welches sich in dem Ausdruck wir ausspricht, dass er sich an das Bewusstsein gewöhnt, in ihm spreche und verlange Achtung nicht nur ein Einzelner, sondern eine Gemeinschaft, die Märker, die Salinger, eine ganze Körperschaft, der Wingolf. Er lernt hier nicht nur kennen, sondern üben den Stolz, mit dem er später sagen wird: Wir Bürger, wir Ritter. Mit ganz gleichem Stolze sagt er jetzt: Wir Sachsen, wir Westphalen, und gerade wie der wahre Aristokrat in seinem Stande und Berufe nicht nur eine äussere Stellung sieht, sondern sein wahrhaftes Wesen hat, durch und durch Edelmann, eingefleischter Professor ist, gerade so bezeichnet der Student auch seine Verbindung als sein eigenes Wesen, indem er auf die Frage: Was bist du denn eigentlich? erwidert: Ich bin Westphale oder Salinger u. s. w. Brachte die Standlosigkeit des Studenten alles Das in Fluss, was von beschränktem Kastengeiste in ihm sich fand, so gewöhnt ihn wieder das Verbindungsleben daran, auf seinen Stand zu halten, und bildet ein Gegengewicht gegen die commune Gesinnung. Es ist nicht nur die Erfahrung, dass bei dem frühern Innungsleben die commune Gesinnung der Handwerker und Handelsleute weniger verbreitet war, sondern es ist die Natur der Sache, die mich ein so grosses Gewicht legen lässt auf dies Leben in selbstgeschaffenen Gemeinschaften. Ich habe in der letzten Vorlesung von dem Duell gesprochen und meine Ungewissheit offen bekannt, ob wohl ein anderes Mittel ebenso sicher den Geist der persönlichen Ehre erhalten und wahren möge. Hinsichtlich des Verbindungslebens bin ich weniger ungewiss. Ich stelle es entschieden in Abrede, dass es irgend etwas gebe, was so sehr wie jenes eine Vorbereitung dazu ist, einmal auf seinen Stand zu halten und demselben nichts bieten zu lassen. Bei dem Duell habe ich die Gründe nachgewiesen, warum der Staat es verbieten musste; hinsichtlich des Verbindungslebens finden dergleichen Gründe nicht statt. Nur wo es ausartet, wird, wie jeder andern Aus-

schreitung, so auch dieser, der Staat entgegentreten müssen. Ob nun die Ausartungen wirklich so arg waren, dass das Verbot aller Studentenverbindungen ergehen musste, untersuchen wir um so weniger, als es ja nicht mehr besteht. Genug, es erging und mehr als dreissig Jahre hindurch ward auf deutschen Universitäten ebenso ängstlich und noch viel ängstlicher, als auf das Duell, auf die Studentenverbindungen gefahndet. Beides war den Freiheitsfeinden, welche meinen, nur Der sei ein guter Staatsbürger, welcher sich rein als Maschine brauchen lasse, ein wahrer Triumph. Wozu, was den jungen Mann gewöhnt, auf sich, wozu, was ihn gewöhnt, auf seinen Stand zu halten und beiden nichts bieten zu lassen? Fort damit! Das Verbot vermochte nicht dem Verbindungsleben ein Ende zu machen, das Bedürfniss darnach wurzelte zu tief. Vergiftet aber ward es dennoch, denn indem von jedem Studenten bei der Immatriculation das Ehrenwort darauf gefordert ward, dass er nicht in eine solche Verbindung treten werde, trübte sich jedem, der einem Corps angehörte, sein Verbindungsbewusstsein durch den stillen Vorwurf, er habe, wenn er auch jesuitisch sich rechtfertigen konnte, indem er schon vor der Immatricutation eingetreten war, nicht offen gehandelt. Eben darum habe ich in jener Zeit, wenn ich diese Vorlesung hielt, offen gegen eine Einrichtung gesprochen, welche die Achtung vor dem Ehrenworte untergrub und den vergeblichen Versuch machte, den Studenten eines Bildungsmittels zu berauben, das in seiner Art für ihn ebenso wichtig ist, wie das Anhören von Vorlesungen. Die Wünsche, die ich damals hegte, dass man, anstatt ein solches Ehrenwort zu verlangen, dem Studenten ankündigte, die Theilnahme an einer Verbindung sei mit diesen und diesen Unannehmlichkeiten (als Strafe) verbunden, dass man dann den akademischen Behörden den Wink gab, solche Theilnahme, wenn sie nicht zu sehr sich vordrängte, gar nicht zu bemerken, dass man endlich jene Eröffnung an die zu Immatriculirenden fallen liess, diese Wünsche sind nun dadurch weit überholt worden, dass seit dem Jahre 1848, wie alle andern Verbindungen (Clubs u. dgl.), so auch die der Studenten erlaubt sind. Ich trete nicht in Widerspruch mit meinen damaligen Wünschen, wenn ich mein Bedauern ausspreche, dass es so gekommen ist, wie es kam. Erstlich be-



dauere ich, dass dadurch die Studentenverbindungen, deren Existenz ich im Namen der Vernunft fordere, in die bedenkliche Gesellschaft von Clubs u. dgl. gebracht worden sind, welche nicht die Vernünftigkeit zum Rechtstitel für ihre Existenz machen können. Zweitens aber ist, dass, wo ich Aufhören eines Verbotes wünschte, eine Erlaubniss gegeben worden ist, für mich ein schlimmer Umstand, weil ich nämlich nicht glaube, dass die Griechen dadurch freier wurden, dass die Römer es ihnen erlaubten frei zu sein, und weil ich es nicht als einen Fortschritt der Freiheit begrüssen würde, wenn unsere allergnädigste Polizei uns durch einen Erlass erlaubte, in unserer Stube, wie es uns beliebt, Athem zu schöpfen. Express erlaubte Verbindungen sind mir nicht frei genug, und die absolute Freiheit nehme ich als etwas Wesentliches für die Studentenverbindungen in Anspruch. Damit ist auch schon ausgesprochen, dass das dem Verbotensein diametral entgegengesetzte Extrem, welches, wenigstens früher, auf den schwedischen Universitäten stattfand, meinen Beifall nicht hat. Dort war nämlich zu einer bestimmten Landsmannschaft zu gehören so sehr Pflicht, dass Niemand immatriculirt ward, welcher nicht ein Certificat von einer Landsmannschaft beibrachte, dass dieselbe ihn aufgenommen habe oder aufnehmen werde. Ich halte dies für eine begriffswidrige Beschränkung der Freiheit. Obgleich ich überzeugt bin, dass der Einzelne sich eines sehr wichtigen Förderungsmittels seiner sittlichen Ausbildung beraubt, wenn er sich nicht sagen kann: Dies bist du deiner Verbindung schuldig, oder: Du darfst dein Corps nicht blamiren, die ganze Landsmannschaft sieht auf dich u. s. w., so muss es ihm doch auch freigestellt sein, den Versuch zu machen, ohne solche Hülfe sich zu entwickeln.

Gerade wie das Eintreten in eine Verbindung ein völlig uneingeschränktes sein muss, gerade so auch Das, was die unter einander Verbundenen an einander knüpft. Eben deswegen erwarten Sie hier nicht eine Entscheidung darüber, welche Vereinigungen bessere seien: burschenschaftliche oder landsmannschaftliche, Verbindungen oder Corps? Da ich die Studentenverbindungen mit den Ständen der bürgerlichen Gesellschaft verglichen habe, so würde ich, wenn ich statuirte, dass einer ein objectiver Vorzug vor der andern zu-

komme, auch angeben müssen, welcher Stand der beste sei. Dies aber kann, wie ich früher schon bemerkt habe, nur subjectiv, d. h. so entschieden werden, dass Einer sagt, welcher für ihn der beste sei. Eben darum kann ich nicht mit Denen übereinstimmen, welche sagen, in den Landsmannschaften und Corps sei das Band ein natürliches, in den Burschenschaften und Verbindungen ein geistiges oder ideales, denn dies hiesse sogleich den letztern einen Vorzug vor den erstern einräumen. Vielmehr wird in jeder Studentenverbindung, wenn sie im normalen Zustande sich befindet, das Band ein geistiges oder ideales sein, umgekehrt aber in jeder, wenn sie entartet, ein natürliches, d. h. ungeistiges rohes Interesse die Glieder an einander knüpfen. Es muss aber wohl unterschieden werden zwischen diesem Bande und Dem, was eine Studentenverbindung in ihrem Comment oder ihrer Stiftungsurkunde als Zweck der Verbindung angibt. Gerade wie die Verfassung eines Volkes schlechter oder besser sein kann als Das, was in der Verfassungsurkunde gesagt ist, gerade so verhält es sich auch hier. Manche Verbindung hat in ihrem Comment von nichts als von frohem Zusammensein gesprochen und war eine durchweg geistige, weil ihre Glieder nur da froh zusammen waren, wo sie sich ihre idealen Interessen mittheilten. Manche andere wieder hat nach ihrer Stiftungsurkunde sich die erhabensten Zwecke vorgesetzt und ist trotzdem in Rohheit versunken, weil ihre Glieder sich am meisten erhoben fühlten, wenn sie dem Gambrinus ihre Ehrfurcht bewiesen. Hier wie überall heisst es: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; eine Verbindung, deren Glieder sich durch geistige Frische auszeichnen, ist durch ein geistiges Band zusammengehalten, die wieder, welche geistig verkümmern, sind es nicht. Was die Stiftungsurkunden als das eigentliche Band hervorzuheben pflegen, ist der Ausgangspunkt der Verbindung, der Zweck, welchen die ersten Stifter sich vorsetzten. Das Eine natürlich ausgenommen, dass dieser ein unsittlicher sei, kann keinem der Vorzug vor dem andern eingeräumt und nicht angegeben werden, wie sich normaler Weise solche Verbindungen bilden sollen. Höchstens kann darauf aufmerksam gemacht werden, dass bei gewissen gegebenen Verhältnissen es viel wahrscheinlicher ist, dass eines als dass ein anderes den

Anknüpfungspunkt geben wird für ein näheres Zusammentreten. Dass z. B. unter dem Drucke der Fremdherrschaft die Reaction des Nationalgefühls auch in der studirenden Jugend sich zeigt und dort die allgemeine deutsche Burschenschaft erzeugt, ist ganz erklärlich. Ebenso dass, wo in einem Staate die Tendenz zum Uniformiren sehr gross ist und das Provinzialgefühl beleidigt, dieses auf der Universität provinzielle, landsmannschaftliche Tendenzen hervorruft. Sehr um sich greifende Gottlosigkeit kann Verbindungen hervorrufen, um sich in religiöser, kirchlicher Gesinnung zu fördern. Umgekehrt kann das Wachsen des stupiden Pietismus in allen Sphären kühne Jünglinge vereinigen, die sich gegenseitig im Kampf gegen den Obscurantismus zu unterstützen versprechen. Wo einer Universität mit jedem Semester ein grosses Contingent von einer bestimmten Schule, die einen sehr ausgeprägten Charakter hat, oder von Orten, die eine ganz eigenthümliche Verfassung haben, freien Reichsstädten z. B., zukommt, da kann dies die Veranlassung werden, dass die Schüler jenes Gymnasiums, dass die Hanseaten u. s. w. sich zu einem engern Kreise verbinden. Dabei kann nun auch die Lage der Universität als ein sehr wichtiges Moment sich zeigen. Da die eigentliche Bestimmung der Studentenverbindung darein gesetzt wurde, dass sich das wahre Standesbewusstsein entwickelt, welches, wie wir gesehen haben, die Anerkennung der übrigen Stände mit enthält, so gehört zu einem vollständigen Verbindungsleben auch der Verkehr mit Solchen, welche zu andern Verbindungen gehören. Man muss sich eben üben, auch solche anzuerkennen. Es muss also die Möglichkeit gegeben sein, dass verschiedene Verbindungen in Berührung kommen und mit einander ämuliren. Liegen Universitäten nahe bei einander, so ist dies auch möglich, wenn jede derselben nur eine einzige Genossenschaft bildete, und so wäre es denkbar, dass bei sehr lebhaftem Verkehr unter den Universitäten die Hallische, die Leipziger, die Jenaer Studentenschaft fraternisirten und rivalisirten. Liegt dagegen eine Universität sehr isolirt, ist sie namentlich von Ausländern wenig besucht, so werden sich innerhalb der einen Studentenschaft Aemulationskreise bilden müssen, wie denn auch die Erfahrung gezeigt hat, dass auf solchen Universitäten die Burschenschaf-

ten gar nicht oder nur auf kurze Zeit haben aufkommen können. So wenig sich daher aus dem von uns aufgestellten Begriffe der Studentenverbindungen, dass sie nämlich freie Vereine sind, die zur Gewöhnung an ein Standesbewusstsein dienen, objective Bestimmungen darüber ableiten lassen, welche Verbindungen die besten sind, so ergeben sich doch über die Beschaffenheit derselben einige, wenn auch mehr negative, so doch sehr wichtige Folgerungen. Soll das Verbindungsleben daran gewöhnen, stolz zu sein auf die Gemeinschaft, der man angehört, so bedeute diese auch so viel, dass es sich lohnt, auf sie stolz zu sein, sie sei also nicht zu klein. Angesehen zu sein unter Sechs ist nichts, unter Hunderten sehr viel, gerade wie ein Unterschied ist zwischen Dem, der auf sein Preussenthum, und Dem, der auf sein Greiz- oder Lobensteinthum stolz ist. (Jenes stolze Wort *Cäsar's* klingt sehr hübsch, ist auch völlig wahr im Munde Dessen, der da wusste, er müsse einmal der Erste werden in Rom; sonst hätte auch er eine bescheidenere Stellung in Rom der Bürgermeisterstelle etwa in Delitzsch vorgezogen.) Liegt weiter das Bildende im Verbindungsleben darin, dass man sich gewöhnt, die eigene Corporation vor allen, zugleich aber jede andere nach ihrem Werthe zu schätzen, so wird demselben einer seiner grössten Vorzüge geraubt, wenn durch Aechtung anderer Verbindungen eine sich so isolirt, dass sie mit keiner oder auch nur mit wenigen im freien Verkehr steht. Dadurch könnte gerade Das, was die Standlosigkeit des Studenten wegschaffen sollte, der beschränkte Kastengeist, auf der Universität selbst erzeugt und ernährt werden. Ich spreche hier nicht als ein Unerfahrener. Ich habe leider nur sehr kurze Zeit das Glück gehabt, dass die Verbindung, der ich angehörte, mit allen ohne Ausnahme auf gutem Fusse stand. Was ich in der Zeit, in der ich ausser allen Verbindungen stand, zu ahnen anfing, haben später Solche, die meine Verbindungsgenossen gewesen waren, mir bestätigt: wir haben ungeheuer viel dadurch verloren, dass uns der Umgang mit den Gliedern der von uns geächteten wildesten, aber vielleicht genialsten Verbindung verschlossen war.

Gerade weil ich dem Verbindungsleben eine sehr grosse Bedeutung für die sittliche Ausbildung, in der das Standes-

bewusstsein ein wesentliches Moment ist, zuschreibe, darf ich hier gewichtige Stimmen nicht überhören, welche rgerade das Gegentheil von dem Leben der Studenten in diesen Verbindungen behaupten. In Utopien, meinen sie, möge es vielleicht so sein, wie ich sagte, auf deutschen Universitäten dagegen bildete sich im Verbindungsleben nichts Anderes aus als eine eben nicht wünschenswerthe Fertigkeit der Gurgel, und an die Völlerei schliesse sich dann Unordnung und Liederlichkeit aller Art an. Dass Manche im Verbindungsleben zu dergleichen Excessen kommen, wer will das leugnen? Aber gesetzt den Fall, sie wären wirklich dazu gekommen durch das Leben in der Verbindung — es gibt bekanntlich auch Solche, die sich auf ihre eigene Hand betrinken und im Verborgenen sündigen — ich sage, gesetzt den Fall, ihnen wäre das Verbindungsleben zum Verderben geworden, so ist es doch, näher angesehen, nicht dieses Leben selbst, sondern in sehr vielen Fällen nur zufälliger Weise mit ihm Verbundenes, was diese traurigen Folgen nach sich zog. So ist es, um nur Eines anzuführen, gar nicht nothwendig mit dem Verbindungsleben verknüpft, dass die Genossen sich nur in solchen Localen sehen, die vom Verschleiss geistiger Getränke leben. Hoch oben im Norden, wo Klima und sonstige Umstände den Menschen so aufwachsen lassen, dass er Gemüthlichkeit ausser den vier Wänden einer Privatwohnung nicht zu finden vermag, ist dies anders. Bald bei dem Einen, bald bei dem Andern versammelte sich, als ich studirte, nicht die ganze Landsmannschaft, denn für hundert war die Wohnung Keines von uns gross genug, sondern Die, die gerade mit diesem am intimsten standen. (Die Uebrigen sah man einzeln auf dem Fechtboden der Verbindung, wo den ganzen Tag über bald Der, bald Der erschien, im Ganzen bei den Berathungen und endlich den nicht sehr häufigen Gelagen der ganzen Verbindung.) Wenn auch die so bei einander Sitzenden, bald drei und vier, bald zwanzig und mehr, nicht gerade *Teetotallers* waren, so fliesst doch in einer Studentenstube der kastalische Quell nicht so unerschöpflich wie in einem öffentlichen Ort, dessen Saugschwämme bis nach Culmbach oder Erlangen reichen, ganz abgesehen davon, dass die Atmosphäre, welche der Schreibtisch und, sei sie auch noch so klein, die Bibliothek des Stu-

denten verbreitet, den Musensohn mehr an Die erinnert, die er seine Mutter nennt, als so ein wüster Kneipsaal. Ich weiss sehr gut, dass dergleichen hier nicht möglich ist, dagegen weiss ich ebenso gut, dass es durchaus nicht nothwendig ist, den Versammlungsort so in den Vordergrund zu stellen, dass, wenn von einer Verbindung die Rede ist, vor allem Andern darnach gefragt wird, wo sie kneipt, ja vielleicht sie nach der Kneipe genannt wird. Es ist nicht erst mein reiferes Alter, das mich so urtheilen lässt. Schon als ich Student war, hat es mich unangenehm berührt, wenn die Verbindung, mit der ich in Jena lebte, «der Burgkeller» genannt ward. Dies Unbehagen war ein Gefühl von Dem, was, als sich die Fractionen unserer Deputirten nach Berliner Kneipen benannten, nicht mehr nur gefühlt, sondern bewusste Gewissheit bei mir war, dass *nomen omen* sein werde. Es ist aber nicht nur für die eigentliche Bestimmung des Verbindungslebens gefährlich, dass man sich gewöhnt, unter dem Zusammenleben nur das Zusammentrinken zu verstehen, sondern es bedroht dies auch den weitern Fortbestand der Verbindungen. Sollte sich überall die Ansicht festsetzen, dass die Verbindungen nur dazu da sind, um möglichst viel und angenehm zu kneipen, so kann ein Verbot derselben von Seiten des Staates kaum ausbleiben; und wenn er sie verbietet, um Schulen der Völlerei und Liederlichkeit aus der Welt zu schaffen, so wird er die Edlern unsers Volkes für sich haben, während bei den frühern Verfolgungen, wo das leitende Princip war, dass die liederlichen Studenten nicht zu fürchten seien, sondern die denkenden und sittlichen, alle Bessern auf Seiten der Studenten standen. Das sicherste Mittel gegen dergleichen Ausartungen ist, wenn objective Interessen die Glieder der Verbindung beseelen und an einander fesseln, Interessen allgemeiner Art, vaterländische, wissenschaftliche, religiöse. Da aber gerade die kleinlichsten Interessen die exclusivsten, die allgemeinen dagegen die weitherzigsten zu sein pflegen, so führt mich auch dies wieder auf Das zurück, was ich schon oben gesagt habe: Sollen die Verbindungen ihren wahren Nutzen haben, so seien sie gross. Je grösser die Zahl der Glieder, desto weniger wird irgend etwas ganz Kleinliches ihnen allen gleich am Herzen liegen; was rein persönliches Interesse hat, dafür interessirt

sich nur Einer, was wenig mehr als persönliches, dafür nur Wenige; um Viele zu fesseln oder zu begeistern, dazu muss weit über das Individuelle hinausgegangen werden. Aber noch mehr: schon der Umstand allein, dass eine Studentenverbindung aus sehr vielen Gliedern besteht, macht es dem Einzelnen leichter, sich dem zu entziehen, so viel auf der Kneipe zu liegen. Er braucht nicht, wie Der, dessen Verbindung aus einem halben Dutzend besteht, zu fürchten, dass, wenn er nicht hingehe, am Ende gar Niemand da und der Wirth des Locals verdriesslich sein werde. Es finden sich auch ohne ihn an dem Kneiptage die Tische besetzt; kommt er darum einmal, so wird er nicht wie ein Säumiger, der endlich einmal seine Pflicht erfüllt, sondern wie ein seltener Gast begrüsst werden, der um so mehr willkommen ist.

Nach diesem Allem scheint es, als müsste ich mich mit den Vorschlägen einverstanden erklären, welche wirklich gemacht worden sind, dass man die Studentenverbindungen mit den Facultäten verschmelze, sodass immer je die Juristen oder die Theologen u. s. w. eine Verbindung bildeten. Da nämlich habe man ja, wie ich es wünsche, grosse Kreise, da bilden objective Interessen das Band, und dass dieses nicht zur Unsittlichkeit verleiten könne, sei klar. Abgesehen davon, dass ich gegen eine solche Einrichtung schon Dies haben muss, was ich gegen die schwedischen Landsmannschaften anführte, dass die Freiheit des eigenen Beliebens nicht zu ihrem Rechte kommt, missfällt sie mir, weil durch sie dem Studenten ein wissenschaftliches Förderungsmittel entzogen würde, welches die gegenwärtige Einrichtung, nach welcher Verbindungen und Facultäten nicht zusammenfallen, ihm darbietet. Weil eine solche Behauptung Vielen paradox erscheint, die von der eben vorgeschlagenen gerade für die wissenschaftliche Ausbildung sehr viel hoffen, deswegen ist etwas dabei stehen zu bleiben. Die Bestimmung des Studenten war gewesen, sich zum Gelehrten oder, wie wir dies mit Rücksicht auf andere Verhältnisse ausgedrückt hatten, zum Meister auszubilden. Als solcher nun fungirt er, indem er entweder als Lehrer unterrichtet, d. h. die Resultate der Wissenschaft den Schülern beibringt, oder als Professor docirt, d. h. zeigt, wie man sich zu dem wissenschaft-

lichen Standpunkt erheben kann, auf dem er selbst steht, oder endlich als Autor die Wissenschaft selbst weiter führt. Fassen wir nun die Thätigkeit des Unterrichtens und Docirens unter dem Namen Lehrthätigkeit zusammen, so wird also der Beruf des Gelehrten oder des Meisters das Lehren und Schreiben sein. Der Student nun, der als angehender Gelehrter jenem Berufe sich entgegen bildet, beginnt diesen Bildungsprocess mit der doppelten, jenen beiden correspondirenden Thätigkeit des Hörens und Lesens, sodass er durch das erstere dem docirenden Professor, durch das letztere dem schreibenden Autor entgegenkommt. Zwischen diesem *terminus a quo* und diesem *terminus ad quem* liegt der Weg, den der Student durchzumachen hat; dass derselbe einen doppelten Uebergang zeigen wird, kann nach dem eben Gesagten nicht befremden. Den Uebergang vom Hören zum Lehren macht das Sprechen, den vom Lesen zum Schreiben das Disputiren. Die Gelegenheit aber zum wissenschaftlichen Dialog, zur wissenschaftlichen Disputation bietet nichts so sehr als das Zusammenleben mit Commilitonen; ja ich gehe noch weiter: es ist eigentlich die Zeit dieses Zusammenlebens die allereinzige, in welcher es möglich ist und der Mühe lohnt, zu disputiren. Disputiren kann eigentlich nur der angehende Gelehrte, der Student. Der Schüler kann es noch nicht, und wer selbst lehrt, kann es nicht mehr. Bei den Schulknaben ist eigentlich Alles, was man disputiren nennt, ein Zank und muss es auch sein. Im Grunde handelt es sich bei ihnen nur darum, ob Einer dies von dem Lehrer gehört, aus einem Buche gelernt habe, d. h. um Factisches. Da es unsinnig ist, hinsichtlich eines Factischen (z. B. dass München an der Isar liegt) eine andere Ansicht geltend zu machen, so ist es ganz erklärlich, dass, wenn ein Streit entsteht, der Eine bald wüthend wird darüber, dass der Andere so unsinnig sei, und erklärt: mit dem sei nicht weiter zu reden. Blicken wir auf der andern Seite auf die Männer, welche im Dienste der Wissenschaft ergrauten, so sind diese eigentlich ebenso wenig wie die Knaben im Stande zu disputiren, nur aus einem ganz andern Grunde. Sie haben sich nämlich gewöhnt, jede ihrer Behauptungen sich dadurch zu beweisen, dass sie dieselbe aus gewissen, ihnen unerschütterlichen Principien ableiteten. Werden sie nun von einem

Andern bestritten, so geht es sogleich zu der Frage über, ob er denn auch die zu Grunde liegenden Principien angreife. Im Bejahungsfalle ist der Streit zu Ende, denn *adversus negantem principia non est disputandum*; er aber wird die Frage gewiss bejahen, denn auch er ist ja gewohnt, keine Behauptung zu wagen, die nicht mit seinen Principien in nothwendigem Zusammenhange stünde. Der alte Rath, den Streit mit Dem zu vermeiden, der die Principien bestreitet, hat ausser dem nächstliegenden auch noch den Grund, dass, was wir Principien nennen, so mit dem allerinnersten Kern unserer Persönlichkeit verschmolzen ist, dass ein Streit über sie unausbleiblich persönlich wird. Wo also Männer von festen wissenschaftlichen Principien mit einander disputiren und nicht persönlich werden wollen, wird schwerlich etwas Anderes herauskommen, als dass Jeder, noch mehr als früher, davon überzeugt sein wird, er habe Recht. Dies wissen wir auch; darum führen wir unsere wissenschaftlichen Gespräche viel weniger in der Hoffnung, den Andern, als in der Absicht, uns selbst von der Wahrheit unserer Lehre zu überzeugen, was, wie bei Gelegenheit der politischen Ueberzeugungen bemerkt wurde, nur durch ein neues Erzeugen aus der eigenen Persönlichkeit heraus (d. h. aus Principien) geschieht. Was weder der lernende Knabe noch auch der selbst Lehrende vermag, das kann der Student. Emancipirt wie er ist, hat er von Allem seine eigene Ansicht und ist berechtigt, dieselbe auszusprechen. Auf der andern Seite ist es eben nur noch Ansicht, weil es ihm noch nicht gelungen ist, Alles auf gewisse unerschütterliche Principien zurückzuführen. In ersterer Beziehung steht er also so, dass er vermag und ein Recht hat, Alles in Frage zu stellen, in der zweiten so, dass er die Möglichkeit einer andern Ansicht statuirt, in die er (noch) einzugehen vermag. Beides zusammen, jenes in Frage Stellen oder Zweifeln und dieses Eingehen, macht eben das Wesen des Disputirens aus. (Man kann dies auch so ausdrücken: Der Student kann disputiren, weil er noch keine Ueberzeugungen hat, was ihm gerade so wenig zur Schande gereicht, als dass er keine Kinder hat. Es ist das kein Zusammenstellen von ganz Heterogenem; wie es Sünde wäre, wenn er schon gezeugt hätte, ebenso wäre es eine Versündigung gegen sein

Alter, wenn er [sich] überzeugt hätte und «fertig» wäre. Es muss nämlich immer dies festgehalten werden, dass nicht die Intensität der Gewissheit die Ueberzeugung macht, indem auch Solches, was nur in uns erzeugt oder uns bezeugt wurde, uns so gewiss sein kann, dass wir uns darauf hängen lassen, sondern die Art und der Grund der Gewissheit, dass sie wieder- und selbsthervorgebrachte ist.) Nur der Jüngling wird die Unbefangenheit haben, welche zum Disputiren nöthig ist. Nur er aber wird auch wieder ein eigentliches Interesse am Disputiren haben können. Wie er selbst auf seine Subjectivität den grössten Werth legt, so ist ihm auch jede andere Subjectivität von Wichtigkeit. Steht ihm nun gar der Andere persönlich nahe, ist er sein Freund und Genosse, so ist es für ihn eine wirkliche Lebensfrage, dass ihre Ansichten über diesen oder jenen Punkt in Einklang gebracht werden. Wir, die wir mehr die Wissenschaft im Auge haben, lassen in demselben Masse die einzelnen Subjecte ausser Acht; dass gerade dieser durch uns ihr gewonnen werde, ist im Grunde Nebensache, wird er es nicht, so werden es Andere; wir streuen den Samen aus und es kommt uns nur auf die Totalernte an, nicht auf das Schicksal eines einzelnen Halms. Tage lang, Wochen lang, Monate lang mit einem Einzigen zu disputiren, wie es der Student mit seinem Freunde thut, wird dem ältern Gelehrten schwerlich einfallen. — Beides also, sowohl die Fähigkeit als das Interesse, wird den Studenten dahin bringen, vermöge dessen, dass er Alles durchdisputirte, dahin zu gelangen, dass nichts mehr disputabel ist. Aber nicht nur für das Erlangen einer Ueberzeugung ist es von Wichtigkeit, dass man durch allseitiges Durchdisputiren fand, dass alle andern Ansichten ausser einer einzigen unhaltbar sind, sondern ebenso auch für das Andere Ueberzeugen. *Schleiermacher* hat mit Recht von einem dialogischen Elemente in den akademischen Vorträgen gesprochen und auf dasselbe das grösste Gewicht gelegt. Es besteht darin, dass der Docent sich auf die verschiedensten, in seinen Zuhörern vorauszusetzenden Standpunkte versetzt, dass er die von ihnen nur gefühlten Bedenklichkeiten formulirt und in ausgesprochene Fragen und Zweifel verwandelt. Nichts wird ihm dies Beides so leicht machen, als wenn er die Zeit gehörig benutzt hat, wo er noch disputiren konnte; alle die An-

sichten, in welche er damals einging, weil sie vielleicht richtig sein konnten, er wird sie jetzt vor den Zuhörern auftreten und sich widerlegen lassen und wird diese so, mit sich selbst stets disputirend, auf den Punkt hinführen, wo aller Disput aufhört. — Wie jeder Ehemann nächst sich selbst am meisten mit seiner Frau sich zu zanken pflegt, weil diese ihm am allernächsten steht und er mit ihr in gar keiner Differenz stehen möchte, so wird dem Studenten natürlich am meisten daran liegen, sich mit Denen zu verständigen, die ihm am nächsten stehen, also wird er vor Allen mit den Verbindungsgenossen disputiren. Je mehr der verschiedenen Ansichten diese ihm entgegenstellen, desto besser für ihn. Ist es darum von der grössten Wichtigkeit für ihn, dass ihre Zahl (also seine Verbindung) gross ist, so würde auf der andern Seite die nöthige Mannigfaltigkeit sehr fehlen, wenn sie alle einer einzigen Facultät angehörten. Dies müsste, wenigstens könnte es sehr leicht zu einer wissenschaftlichen Beschränktheit führen, zu einem intellectuellen Kastengeist, welcher die blossen Routiniers zu charakterisiren pflegt. Dagegen wird ein intimer Verkehr und in Folge dessen ein häufiges Disputiren mit Solchen, die von ganz andern Gesichtspunkten aus Alles beurtheilen, im Intellectuellen das Bildende haben, was der Umgang mit Ausländern in geselliger Hinsicht hat. Es gibt für den Theologen kein sichreres Mittel gegen pfäffische und andere Beschränktheit, als wenn er viel mit Solchen disputirt, deren Fach Rechnung und Mikroskop als alleinige Norm gelten lässt. Ganz abgesehen davon, dass er später als Geistlicher auch auf Solche einwirken soll, wird es ihm schon während der Universitätsjahre die Frage nahe legen, welche, wie es mir scheint, sogar gelehrte Theologen sich nicht aufgeworfen, geschweige denn richtig beantwortet haben: wie es möglich ist, die Welt als von Gott geschaffen anzusehen und doch von unverbrüchlichen Naturgesetzen zu sprechen. Auf der andern Seite wird der Mediciner der Gefahr, eine blosse Curirmaschine zu werden, die sich blos durch den Doctortitel von einem Schäfer oder Scharfrichter unterscheidet, kaum etwas Besseres entgegenstellen können, als ein häufiges Disputiren mit Solchen, die noch von andern Potenzen Heil erwarten, als von Salmiak und Lakritzensaft. Der exclusive Verkehr mit Fachgenossen

macht beschränkt; da aber Beschränktheit mit der Freiheit streitet, so steht er im Widerspruch mit dem Wesen des Studenten, und Einrichtungen, welche dahin führen, können wir nicht loben. Dagegen werden wir willkommen heissen alle die, welche solcher Beschränktheit entgegenwirken, und dazu rechnen wir vor allen andern grosse, aus Gliedern aller Facultäten bestehende Studentenverbindungen.

Was ich gegen den exclusiven Verkehr mit Gliedern derselben Facultät gesagt habe, das gilt natürlich in verstärktem Grade dagegen, dass innerhalb einer Facultät sich Kreise bilden, vermöge deren Jeder nur Umgang hat mit Solchen, die völlig von gleicher Farbe sind, sodass also nicht nur blos Mediciner mit Medicinern u. s. w., sondern Homöopathen blos mit Homöopathen, Orthodoxe nur mit Orthodoxen genauern Verkehr und wissenschaftliche Gespräche pflegen. Und dies führt mich nun auf einen Vorwurf, den ich ebenso wenig übergehen darf, wie oben den, dass die Verbindungen eigentlich nur Saufanstalten und Liederlichkeitsschulen seien. Von verschiedenen Seiten nämlich hört man es aussprechen, dass das Verbindungsleben einen bornirenden Einfluss zeige, indem es die Vielseitigkeit und Unbefangenheit des Studiums hindere. (Wären diese beiden Vorwürfe begründet und wäre namentlich Das richtig, was ich oft habe behaupten hören, dass der Vorwurf der Völlerei besonders das Leben in den Corps treffe, dagegen die einseitige Bornirtheit sich vorzüglich in denjenigen Verbänden ausbilde, welche im Gegensatz zu den Corps seit etwa zwanzig Jahren auf deutschen Universitäten unter dem Namen Verbindungen existiren, so würden die Ankläger ebenso wie die Angeklagten einen diametralen Gegensatz zwischen Corps und Verbindungen annehmen: die einen machten, dass der Student zu oft «etwas im Kopf» hätte, die andern, dass er «keine Grütze in den Kopf» bekäme. Oder auoh keinen Gegensatz. Denn bekanntlich haben Die, welche sehr oft «etwas» im Kopf haben, gewöhnlich «nichts» darin, und wieder der Mangel an «Grütze» darin ist nur zu oft der Grund, dass der *horror vacui* sich durch das Aufnehmen von Bierdünsten compensirt.) Nicht nur darin soll das Leben in solchen Verbindungen verdummen, dass in ihnen, wie in andern Conventikeln, Jeder immer nur dieselbe Melodie singen höre und keine neuen

Ideen ihm aufgeben, sondern es sei ja bekannt, dass in diesen Verbindungen die einzelnen Glieder verpflichtet würden, zu diesem Prediger, gleichsam dem Verbindungskaplan, in die Kirche zu gehen, bei diesem Professor, also dem Verbindungspandektisten oder Verbindungsexegeten, Collegia zu hören; umgekehrt aber werde es ihnen untersagt, diesen oder jenen Prediger oder Professor zu hören, Bücher dieses oder jenes Autors zu lesen, oder auch mit dieser oder jener Disciplin sich zu beschäftigen. Ob diese Behauptungen richtig sind, muss ich dahingestellt sein lassen, da Verbindungen der erwähnten Art erst entstanden sind, seit ich die Universität verlassen habe, ich auch sehr wenig Talent zum Ausfragen und Ausspioniren habe und also von ihrer Einrichtung so gut wie nichts weiss. Gesetzt nun den Fall, sie wären richtig und die Verbindung übte wirklich einen solchen Zwang über ihre Glieder aus, so würde nur dies, dass ein Zwang ausgeübt wird und der Student sich zwingen lässt, in ihnen allen ganz gleich tadelnswerth sein. Dagegen ist, w o z u gezwungen wird, sehr verschieden zu beurtheilen. Am wenigsten wird es sicherlich schaden, wenn der «obligate» Prediger besucht, der vorgeschriebene Professor gehört wird; auch aus schlechten Predigten und dummen Vorlesungen kann man Vortheil ziehen. Bedenklicher ist schon, wenn bei gewissen Professoren n i c h t gehört werden darf; indess da, wie ich ausführlich gezeigt habe, der Professor nicht die Incarnation der Wissenschaft ist, so geht dem Studenten vielleicht die Abkürzung des Weges zur Wissenschaft verloren, jedoch ist ihm der Zugang zu ihr nicht versperrt. Dagegen kann gar nicht laut genug gegen die Anmassung protestirt werden, die darin liegt, dass eine Studentenverbindung in Rivalität treten will mit einer höhern Macht, die so über ihr steht, dass sie selbst, die Verbindung, nur einen Werth hat, sofern sie dazu behülflich ist, die Forderungen jener Macht zu erfüllen. Diese Macht ist die Wissenschaft. Die Professoren will ich den Verbindungen preisgeben, denn ich weiss aus Erfahrung, dass wissenschaftliche Gespräche mit Commilitonen mehr fördern können als Vorlesungen. Ihnen aber auch die Wissenschaft selbst unterordnen, ihnen das Recht zuschreiben, dass sie dem Einzelnen vorschreiben, wie er sich zu dieser zu verhalten habe,

das wäre ebenso widersinnig, als wollte ich den Studentenverbindungen, deren sittliche Berechtigung nur darin liegt, dass sie der Sittlichkeit dienen, das Recht zuschreiben, Herr zu sein auch über die Sittlichkeit. Ich habe vorhin, wo ich davon sprach, dass man die Studentenverbindungen für blosse Liederlichkeitsschulen halte, ein warnendes Wort gesprochen im Interesse ihres weitern Bestehens. Ich muss hier ein ganz ähnliches Wort sprechen hinsichtlich des zweiten Vorwurfs. Wäre derselbe wirklich gegründet, so sind die Tage der Verbindungen gezählt, denn Schulen des Obscurantismus, Verdummmungsanstalten kann der Staat auf die Länge nicht dulden. Ich sage, auf die Länge nicht. Oben habe ich darauf hingewiesen, dass in einer traurigen, Gottlob! vorübergegangenen Zeit manche unter Denen, welche zu fahnden hatten auf die Studentenverbindungen, hinsichtlich derer, welche wirklich Liederlichkeitsschulen waren, Nachsicht zeigten, weil sie meinten, wer in der Jugend das Mark seiner Knochen vergeudet habe, der werde in der spätern Zeit nicht markig genug sein, um je eine unbequeme Opposition zu machen. So kann es wohl auch kommen, dass heutzutage Mancher meint, wer schon in seiner Jugend sich verdummen lasse und seine Vernunft gefangen gebe unter ein Statut, von dem könne man sicher sein, er werde auch in späterer Zeit sich als der gefälligste Buchstabenknecht zeigen, dem alle Freiheit ein Gräuel ist. Wie jene klägliche Ansicht keine Gelegenheit mehr hat, sich geltend zu machen, so wird auch diese, sollte sie anders existiren, nicht lange währen. Die bessere muss sich früher oder später Platz machen; die aber wird fordern, dass keine Anstalten geduldet werden, durch welche Die verdummt werden, von denen ich oft gesagt habe, sie seien zum Salz unsers Volkes bestimmt. Uebrigens möchte auch bei dieser Ausartung der Studentenverbindungen die Gefahr um so geringer werden, je zahlreicher die Verbindung ist. Zehn, vielleicht Zwanzig lassen sich wohl noch die Vernunft verbieten, um so mehr, wenn sie vielleicht alle im Namen einer und derselben theologischen Autorität dazu ermahnt werden. Bei Achtzigen oder Hunderten wird es schwerlich gehen; und befinden sich unter ihnen Solche, für welche *Hippokrates* oder *Papinian* grössere Autoritäten sind, als irgend ein misologischer

Theolog, so geht es gar nicht. So werde ich also von allen Seiten immer auf mein *Ceterum censeo* zurückgebracht: Treten Sie in Verbindungen, aber ja in recht grosse, die nicht den Charakter von Winkelverbänden haben.

Wenn es daher auch seine Richtigkeit haben sollte mit den Gefahren des Corps- und Verbindungslebens, so werden sie mich doch nicht davon abbringen, was Nachdenken und Erfahrung mir sichergestellt haben, dass es ein sehr wichtiges sittliches sowohl als intellectuelles Bildungsmittel ist, einer grossen Verbindung anzugehören, die zu allen übrigen in dem ehrenhaften Verhältniss gegenseitiger Anerkennung steht. Darum ist es nicht nur die Rücksicht auf die ungeheure Anzahl der Stiftungstage (obgleich auch dieser Umstand nicht unwesentlich ist), welche mich wünschen lässt, dass für Halle eine Zeit komme, wo Zwanzig bis Dreissig nicht für eine grosse Zahl, sondern für kaum hinreichend gelten werden, um eine Verbindung zu gründen, und wo in jeder nicht nur die verschiedensten Facultäten, sondern auch die verschiedensten Ansichten werden vertreten sein. Aber noch vor einer solchen Reduction ihrer Zahl, vermöge des Anwachses der Zahl ihrer Glieder, hoffe ich, wird dies eintreten, dass alle Studentenverbände sich unter einander genugsam achten werden, um an allen allgemeinen Universitätsangelegenheiten sich gemeinsam betheiligen zu können. Leidenschaftlicher Anhänger von allem Festhalten an Standesberechtigung und Standesvorzug, bin ich von vornherein für einen Jeden eingenommen, welcher nicht aufgeben will, was nach seiner Ansicht seinem Stande zukommt. Indess bin ich doch auch nicht so verblendet, dass ich nicht, wo Grösseres dadurch erkauft werden kann, die Wahrheit des Sprichworts einsähe, dass Nachgeben ein Beweis sei von mehr als Vornehmer-, von Klügersein.

Vierzehnte Vorlesung.

Wir nahen dem Ende der Untersuchungen, welche zur Beantwortung der Frage: Wie wird studirt? anzustellen sind. Die letzte derselben, zu welcher wir jetzt übergehen, das Verhältniss des Studenten zu der Wissenschaft betreffend, ist von allen bisher angestellten die wichtigste, und daraus kann erklärt werden, warum in vielen Büchern über akademisches Studium, wenn von dem Wie desselben die Rede ist, nur dieses Verhältniss beachtet und Bestimmungen darüber als das alleinige Methodologische angesehen werden. Zu den beiden zuletzt betrachteten, für die intellectuelle Entwicklung so wichtigen Verhältnissen verhält sich dieses wie der Zweck zu den Mitteln oder Bedingungen, und ich möchte sagen, dass in der geistigen Ehe, in welche der Student tritt, um als Gelehrter in ihr zu leben und zu sterben, der Professor dem ältern Bekannten gleicht, der aufgefordert ist, den Brautvater zu machen, die Commilitonen die Rolle des Hochzeitsmarschalls spielen, die Wissenschaft aber die Braut ist, auf die es bei einem solchen Feste am Ende doch am meisten ankommt.

Hier entsteht nun zuerst die Frage: Was knüpft normaler Weise dieses Band? Ganz wie in dem Verhältniss, womit ich es eben verglich, nur die eigene Neigung. Dass der Vater vorschreibt, die wissenschaftliche Laufbahn oder gar diese bestimmte zu ergreifen, ist unvernünftig. Dass er ihn die gelehrte Schule durchmachen lässt, damit er einmal studiren könne, dazu ist er berechtigt, auch wird der Schulcursus gewiss kein Hinderniss sein, wenn der Sohn später eine andere als die gelehrte Laufbahn ergreifen will. Aber sobald die Maturitätserklärung erfolgt ist, so soll der Vater es dem Sohne überlassen, sich sein Fach zu wählen, ganz wie wenn Einer eine Stelle und sein Auskommen hat, man es ihm überlassen soll, sich seine Frau, mit der er und nicht der Vater leben soll, selbst auszusuchen. Noch viel unvernünftiger, als wenn es um des Vaters willen geschieht, ist es, wenn die Aussichten auf Carrière die Wahl des Fachs bestimmen, die-

ses Gegenstück dazu, dass eine Frau genommen wird um des Geldes willen. Im erstern Falle, wo der Sohn sich vom Vater eine Frau geben lässt, zeigt sich doch mindestens Pietät, die sich oft so belohnt, dass es gut geht; im zweiten ist es ein ganz verdienter Erfolg, der oft vorkommt, dass keine Schätze da sind, wohl aber ein Wesen der Art, wie sie ja die Schirmvögte von Schätzen sein sollen. Also jede äussere Autorität und jede äusserliche Rücksicht bleibe ausgeschlossen. Wenn nun aber doch der von der Schule Kommende die Wissenschaft nicht kennt, heisst es nicht ihn völlig dem Zufall preisgeben, was im Grunde noch unvernünftiger wäre, als sich durch Nachgiebigkeit oder Berechnung bestimmen zu lassen? Es fragt sich, ob es nicht denkbar ist, dass auch ohne ein Kennen des zu wählenden Gegenstandes die Sicherheit da ist, dass richtig gewählt ward? (Wäre dies nicht denkbar, so hätten die Lästerer Recht, welche behaupten, dass Liebesehen unglücklich würden, denn wir Alle lernen unsere Frauen erst kennen, nachdem wir sie gewählt.) In allen Gebieten pflegt man das unbewusst, aber zum Richtigen Treibende Genius zu nennen, und so werden wir auch bei der Wahl des wissenschaftlichen Berufs nur die Stimme des Genius als das Entscheidende anerkennen dürfen. Wir unterlassen die ziemlich fruchtlose Mühe, zu untersuchen, wie viel von Dem, was man Genius nennt, wirklich angeboren, wie viel durch Beispiel entstanden, wie viel anerzogen, und wenden uns zu der für uns viel wichtigern Frage: Wo und wie spricht der Genius? Nur da, wo sich das Vermögen, die Anlage findet, die man Talent nennt, und wieder, wo das *genio indulgere* im schönen Sinne Genuss gewährt, d.h. wo Lust zu einem bestimmten Gebiete sich zeigt. Wozu weder Talent befähigt, noch Neigung treibt, das ist sicherlich nicht vom Genius geboten. Nun treten aber hier individuelle Unterschiede hervor. Bei manchen Individuen steht es früh fest: Dies und nichts Anderes wirst du und willst du werden, gerade wie es ja auch in jenem andern Verhältnisse, auf welches ich hinwies, Manchem beim ersten Anblick klar wird: Diese und keine Andere wird deine Frau. Der Genius der Liebe ist es, der Julia, als sie den Romeo zum ersten Male sieht, sagen lässt: «Ist er vermählt, so ist der Tod mein Loos.» Bei Andern gestaltet es

sich anders. Sie haben ein «loses Herz»; bald gefällt die Eine, bald die Andere, man meint die Rechte gefunden zu haben, bei jeder Annäherung aber zeigt es sich, es ist nichts; so Romeo, dem erst, als er Julia findet, es klar wird, dass Rosalinde nicht die Rechte war. Ebenso kann es vorkommen, dass Einer, als er die Universität bezog, meinte, dieses Fach sei seine Bestimmung, und dass die genauere Bekanntschaft ihn eines Bessern belehrte. Da muss natürlich gewechselt, umgesattelt, wie man es nennt, werden. Nur hüte man sich, das Unbehagen, welches sich sehr oft auch in Folge der Trägheit einstellt, augenblicklich für einen Beweis anzusehen, dass man sich in seiner Wahl vergriffen habe. Man suche es zu überwinden, führe das einmal angefangene Studium fort, am besten bis zum Schluss, bis zum Examen inclusive etwa, und prüfe sich dann. Uebereiltes Umsatteln gewöhnt an ein stetes Satteln und lässt es nie zum Ritt kommen. Die Rücksicht auf den Zeitverlust soll Keinen abhalten; er holt sich dadurch ein, dass, wenn man das Studium eines Fachs bis zum Ende durchgeführt hat, man sich um so schneller in ein anderes hineinarbeitet. Aber gesetzt auch, es gingen ein paar Jahre hin ohne directen Nutzen für den später ergriffenen Beruf (indirecten werden sie genug haben), was sind sie im Vergleich mit der Gewissensruhe, mit der es erfüllt, seinen Beruf zu lieben. Gerade wie am Anfange des Studiums sich der Studirende die nur von ihm selbst zu beantwortende Frage vorlegt: Welches Fach erwählst du? gerade so wiederholt sich, in kleinerm Massstabe möchte ich sagen, dieselbe Frage am Anfange jedes Semesters. Mit welcher Disciplin beschäftigst du dich? heisst es. Wer soll hier die Entscheidung geben? Vorgeschriebene Studienpläne streiten mit dem Begriffe der Freiheit. Am besten ist, dass in jedem Semester alle Fächer gelesen werden, und dass zugleich encyklopädische Uebersichten den Studirenden in den Stand setzen, selbst einzusehen, warum es besser ist, die Anatomie vor der Physiologie zu treiben. Verwehrt darf ihm aber auch das Umgekehrte nicht sein, um so weniger, als es Individuen gibt, für die es besser ist, die Physiologie vor der Anatomie, freilich nachher die erstere noch einmal, zu studiren. Es steht also dies fest: Nur die eigene Wahl bestimmt das Fach

und bestimmt den Gegenstand, mit dem sich der Student beschäftigt.

Gerade wie aber in dem oft erwähnten Verhältnisse zwischen Mann und Weib es nicht abgethan ist mit dem Wechseln der Ringe, sondern an dieses Versprechen der völligen Hingabe sich die stets fortgesetzte freie Hingabe, d. h. die Treue schliesst, gerade so ist es auch hier, wo die Ehe mit dem Gegenstande des *amor intellectualis* geschlossen wird. Wie dort die Gleichgültigkeit und Flatterhaftigkeit, so sind hier die ihnen entsprechenden Fehler der Faulheit und Flüchtigkeit die Versucher zum Ehebruch. Fleiss aber und Eifer bilden hier das Analogon zur ehelichen Treue. Nicht ohne Grund bezeichnet man die wissenschaftliche Beschäftigung mit demselben Worte, welches Eifer bedeutet, mit dem Worte *studium*. Die Lauheit, vor Allem aber das flüchtige Herumnaschen, sind hier die allergefährlichsten Klippen. Sogar ein absolutes Nichtsthun, wenn es nicht zu lange dauert, halte ich für weniger gefährlich, als die Gewohnheit, hier in ein Journal, dort in eine Broschüre hineinzublicken, von Allem etwas, von nichts etwas Rechtes zu wissen, um endlich anstatt eines tüchtigen Gelehrten ein sogenannter gebildeter (besser: halbgebildeter) Mann zu werden, der *de omnibus et quibusdam aliis rebus* zu schwatzen versteht. Diese Gefahr ist in unserer Alles popularisirenden Zeit sehr gross, daher haben Studirende auf ihrer Hut zu sein; nichts wird so leicht zur Gewohnheit, als ein Buch, das man zu lesen, eine Vorlesung, die man zu hören anfing, nicht bis zu Ende durchzumachen. Man zwinge sich; schon dass es Einem gelang, die Langeweile von einigen Hundert Seiten oder gar die eines ganzen Semesters zu überwinden, ist kein fruchtloser Sieg, denn Langeweile überwinden ist ein Schritt zu dem Ziel, welches der Vernünftige sich vorsetzen muss: sich bei nichts zu langweilen. Es sei aber ferner, gerade wie die Treue des Ehemannes nicht in der Furcht vor den Strafen des Ehebruchs besteht, so der Fleiss des Studenten mehr als jene sclavische Emsigkeit, deren unfreier und geistloser Charakter den französischen Studenten dahin bringt, sie mit der Arbeit des Ackernden zu vergleichen, während der deutsche sie noch niedriger stellt, zu der Anstrengung nämlich des Wesens, welches nicht hinter, sondern vor dem Pfluge einhergeht.

Der Fleiss des Studenten sei, was das Wort *studium* auch heisst, eigene Lust, er sei Passion, und der Student präge sich früh ein, dass, was man nicht mit Passion treibt, man eigentlich gar nicht treibt. Wenn von dem Ehestande das schöne Wort, dass der Mann Vater und Mutter verlassen werde, um seinem Weibe anzuhängen, nicht sagen will, dass er zum blossen Anhängsel (Pantoffelträger) seines Weibes werden soll, sondern sehr wohl vereinbar ist mit den andern Worten der Schrift, dass er der Herr und die Macht über sein Weib sein soll, so besteht auch die wahre Hingabe an den Gegenstand der intellectuellen Liebe darin, dass man desselben Herr wird und Macht über ihn gewinnt. Endlich aber, um den fast zu Tode gehetzten Vergleich noch ein — zum letzten — Mal zu brauchen, zeigt sich das geistige Liebeswerben des Studirenden auch darin dem des Mannes um die Geliebte gleich, dass, wenn es erhört wird, mit ihr jene Veränderung vorgeht, welche der Namenwechsel ebenso sinnig andeutet, wie der Gebrauch, sie jetzt erst ein Weib oder eine Frau zu nennen, als wäre sie bis dahin noch nicht vollständig gewesen, wozu sie ihr Geschlecht bestimmt. Diese Veränderung, welche mit dem Gegenstande des Studiums durch das Studium vorgeht, in welcher er zu Dem wird, was seine eigentliche Bestimmung ist, und erst den Namen Wissenschaft verdient, diese ist jetzt genauer zu betrachten.

Das Meiste, wenn nicht Alles, was der Mensch gelten lässt, kommt zunächst an ihn als ein Solches, was ohne sein Zuthun gilt, und was er auf eine fremde Autorität annehmen, durch eine solche sich bieten lassen muss. Dieses auf Autorität Annehmen kann Glauben genannt werden, wobei wir das Wort nicht nur im religiösen Sinne, sondern so nehmen, wie der Sprachgebrauch es erlaubt, welcher mit diesem Worte jedes auf Vertrauen begründete Annehmen bezeichnet. Das Wesentliche ist dabei, dass es sich nur um die Richtigkeit eines Thatbestandes handelt, die wir auf das Zeugniss Anderer gelten lassen. Statute, Satzungen, Dogmen bilden darum den Inhalt des Glaubens; sie werden uns zur Kenntniss gebracht oder wir erhalten Kunde von ihnen, ihre Beglaubigung besteht darin, dass Andere dafür einstehen. «So steht es geschrieben», «*Nostri docent*», «Ferner wird ge-

lehrt», das sind die Beweisgründe des Glaubens, als dessen reinsten Typus man es wohl gepriesen hat, dass Einer gesagt hat: Wenn in der Bibel stünde: Halle liege in Amerika, so würde ich es glauben. (Was der Mann gethan hätte, wenn in der Bibel stünde, man solle der Bibel nicht glauben, weiss ich nicht.) Nennt man eine Berufung auf Das, was als das Sicherste gilt, schwören, so kann man sagen: der Glaubende schwört bei einem Andern als er selbst; darum ist wieder bei Dem, dessen Bestimmung überhaupt ist, sich Alles bieten und gebieten zu lassen, also bei dem Knaben, ein Schwören auf ein Lehrbuch, das *jurare in verba magistri* vollkommen in der Ordnung. Dagegen bei Dem, bei dem wir gesehen haben, dass er sich nichts darf bieten lassen, von dem wir hörten, dass sogar der Staat ihm erlaubt, als höchste Betheuerung den Schwur bei sich selbst, das Ehrenwort, auszusprechen, bei dem wäre das nicht in der Ordnung. Vielmehr wird bei diesem als das höchste Kriterium dies gelten, dass er selbst seine Zustimmung gegeben hat. Diese eigene Zustimmung ist nun Das, was wir Ansicht oder auch Meinung nennen, ein Wort, welches *Hegel* geistreich, wenn auch nicht durch die Etymologie berechtigt, mit dem Worte mein zusammenstellt), indem wirklich, was ich meine, nur sagt, was mir oder meiner Subjectivität gilt. Was ich meine, hat mein Zeugniss für sich, und dess bin ich sicher oder gewiss. Als Autorität gilt hier nur das eigene Selbst, die ἰδιότης. Wenn daher der Glaube ruhig war, sobald etwas seine Richtigkeit (*rectitudo*) hatte, oder sobald es sicher war, so verlangt dagegen die Ansicht nach Gewissheit (*certitudo*), und der seine eigene Meinung hat, sieht zu, ob er dess sicher sei. Darin, dass er stets der Richtigkeit die Gewissheit, der objectiven Sicherheit die subjective entgegenstellt, darin besteht sein kritisches Verhalten. Dieses ist nicht ein Leugnen Dessen, was der Glaube festhält, sondern nur ein in Frage Stellen, nicht σκῆψις, sondern σκέψις; dem «*constat*» des Glaubens stellt die Meinung ihr «*non liquet*» entgegen; seinem: Das ist sicher, ihr: Ich bin nicht sicher; seinem: Andere haben es gesehen, ihr: Ich bin nicht dabei gewesen. Seine Meinung geltend machen, heisst darum: in Frage stellen, zweifeln, kurz: unabhängig sein. — Die Unabhängigkeit aber ist, wie

die Silbe Un ganz richtig andeutet, ein negativer Zustand. Dass der Student unabhängig ist von Dem, was bis dahin als sicher galt, weil er seine eigene Ansicht geltend zu machen sucht, beweist nur, dass der Schüler in ihm aufgehört hat, gestorben ist. Dem Gesetze aller Entwicklung, nach welchem das vollendete Leben nur durch die Ueberwindung des Todes oder die Wiedergeburt erlangt wird, unterliegt auch seine intellectuelle Entwicklung. Der Name des Studirenden, d. h. Strebenden, deutet an, dass das sich Entleeren von allem blossen Autoritätsglauben, womit sein Streben begann, ein Ziel habe. Dieses ist, dass das negative Verhalten selber negirt, das in Frage Stellen wieder in Frage gestellt werde, und Der, welcher sich davon, zu glauben, blos weil Andere es ihm sagten, befreit hat, indem er nur die eigene Ansicht befragt, nun sich auch davon befreie, nur seiner Ansicht oder Meinung zu folgen. Denn so nothwendig es ist, dass er anfange auf seine ἰδιοτης zu pochen, so könnte, wollte er dabei beharren, dies ihn leicht zum ἰδιωτης machen. Dieses Ziel, welches nur insofern Rückkehr zu dem ersten Zustande genannt werden kann, inwiefern auch die Wiedergeburt wieder Geburt genannt werden kann, wird dort erreicht, wo man, nur indem man sich als Autorität gelten lässt, die Autorität Anderer anerkennt, wo gerade dadurch, dass nichts uns bindet, wir gebunden erscheinen durch eine objective Macht. Der gewöhnliche Sprachgebrauch gibt uns hier einen trefflichen Wink. Mit dem Worte Vernunft bezeichnet er das Allersubjectivste im Menschen, wenn es ihm ganz gleichviel ist, ob man sagt: wieder zu sich oder wieder zu Vernunft kommen; und wieder, wenn Einer eigensinnig gegen alle Uebrigen seine Ansicht festhält, erlaubt er diesem Idioten zuzurufen, er solle doch Vernunft annehmen, d. h. sich dem Urtheile der Andern unterordnen. Der Sprachgebrauch hat vollkommen Recht, wenn er mit dem einen Worte Vernunft so Verschiedenes bezeichnet, denn wirklich vereinigt es sich dort, wo weder nur ich entscheide, noch auch Andere als ich, sondern Das, was mehr ist als ich und mehr als andere Menschen, weil es der Mensch ist in ihnen und in mir, der *homo noumenon*, wie *Kant* ihn nennt, der in jedem *homo phaenomenon* als Das spricht, was wir eben unsere Vernunft oder die Vernunft

in uns nennen. Wo der Mensch die Vernunft entscheiden lässt, da unterwirft er sich dem Zeugniss einer andern Macht und hört also oder findet, was da gilt, aber zugleich ist es doch eigentlich nur sein eigenes besseres Selbst, welches er vernimmt, sodass der ganz gewöhnliche Ausdruck, dass, wer die Vernunft in einer Thatsache erkannt hat, sich darin gefunden habe, ganz vortrefflich ist. Sich, d. h. Vernunft in etwas finden heisst es nicht nur kennen, sondern wissen, nicht nur eine Ansicht davon, sondern Einsicht darin haben. Darum steht das Wissen gerade so über dem Glauben und Meinen, wie das Salz über der Säure und Basis, und in der wirklichen Erkenntniss oder Einsicht durchdringt sich Kunde und Ansicht, wie in der Farbe das Licht und das Dunkel. Von diesem höhern Standpunkt aus erscheint es als gleich unvernünftig, wenn Einer sagt: Wenn das Absurdeste in der Bibel stünde, so würde ich es glauben, und wieder wenn ein Anderer sagte: Ehe ich selbst Christus gesehen habe, leugne ich seine Existenz. Wie in dem Wissen das Glauben und Meinen sich zu einer höhern Einheit verschmolzen haben, gerade so ist der Inhalt desselben mehr als Richtiges und Gewisses, weil sich darin Richtigkeit und Gewissheit zur Wahrheit verklärt haben. Wahrheit ist erkannte Vernünftigkeit und darum ohne Wissen gerade so unmöglich, wie Sichtbarkeit ohne ein Sehen. Einer der Punkte, in welchen die deutsche Sprache die zu beneiden hat, welche die Deutschen des Alterthums sprachen, ist das Wort ἀλήθεια, worin das eigentliche Wesen der Wahrheit vortrefflich angedeutet ist. Die Wahrheit wird darum wirklich, wie nach der Ansicht eines berühmten Geologen der Dolomit entstehen sollte, indem Das, womit es seine Richtigkeit hat, durch die eigene Vernunft durchdrungen und eingesehen wird. Darum gibt es weder für den auf Autorität annehmenden Knaben, noch auch für den blos Meinenden eigentliche Wahrheit. Jener nennt wahr, was richtig ist, selbst wenn gar keine Vernunft darin liegen sollte, diesem wieder braucht irgend etwas nur wünschenswerth zu dünken, so wird er nach Menschenweise anfangen es zu hoffen; ist aber erst die Hoffnung Gewissheit geworden, so gibt er ihrem Gegenstande das Prädicat der Wahrheit, er nennt den Staat den wahren, den nur er sich träumt, u. s. w.

Ganz anders urtheilt der Wissende. Daraus, dass etwas ein beglaubigtes Factum ist, folgt nur seine Wirklichkeit, darum kann es immer, wie manches wirklich geführte Leben oder manche wirkliche Einrichtung, eine grosse Lüge sein. Ebenso wenig wie die platte Wirklichkeit ihm genügt, ebenso wenig imponiren ihm die Wünsche, deren Erfüllung sich in Utopien findet. Nur Das hat für ihn Geltung, was ihm bezeugt ward von der Macht, vor der alle andern sich beugen, die also objectiv beglaubigt und die in ihm selbst lebt und subjective Gewissheit gibt. Diese doppelt bezeugende oder überzeugende Macht ist die Vernunft; das Wissen und die Ueberzeugung, welche sie gibt, ist mit der Wahrheit solidarisch verbunden. Wie eine Wahrheit, die nicht gewusst würde, eine verborgene ἀλήϑεια, d. h. ein eisernes Holz wäre, ebenso wäre eine Ueberzeugung, d. h. ein bewiesenes Wissen, ohne Wahrheit ein hölzernes Eisen. Wie es keine schlechte Tugend gibt, indem, was man so nennen wollte, eben keine Tugend ist, ebenso kein falsches Wissen und keine irrige Ueberzeugung. Was man so nennt, ist nur eine Meinung, eine subjective Gewissheit und nicht ein Wissen oder eine Ueberzeugung. Zur letztern wird die Gewissheit durch den objectiven Vernunftbeweis; es gibt aber weder eine falsche Vernunft noch falsche Beweise; Unvernunft und Scheinbeweise soll man bei ihrem eigentlichen Namen nennen. Die Erhebung der einzelnen Notizen zu Gegenständen des Wissens verwandelt sie in Erkenntnisse; dieselben ausgesprochen geben Wissenssätze, deren Inhalt Wahrheiten bilden. Werden diese als Glieder eines Ganzen gewusst, so nennt man dieses Ganze oder dieses System von Wahrheiten in der Einzahl Wahrheit, das Wissen aber, welches dann ein System von Wissenssätzen ist, Wissenschaft. Aber wir müssen noch höher hinaufsteigen. Indem durch die verschiedene Art und Weise, in der wir Kunde bekommen von Dem, was da ist und gilt, sich gewisse Gruppen des Erkundeten als näher Verwandtes enthaltend erweisen (z. B. das durch äussere Wahrnehmung Gefundene, und wieder was man durch Beobachtung des eigenen Handelns findet), rangiren sich begreiflicher Weise die verwandtern Wissenssätze zu einem relativen Systeme zusammen, und es sind verschiedene Wissenschaft e n denkbar, deren jede nicht nur

Wahrheiten, sondern Wahrheit, aber physikalische, ethische Wahrheit, d. h. eine Art von Wahrheit zu ihrem Inhalte haben. Werden nun diese Systeme selbst als Glieder eines Systems nicht nur geglaubt oder angesehen, sondern gewusst, d. h. Vernunft in ihrer Zusammengehörigkeit zu einem Ganzen und in dessen Gliederung zu einer Vielheit erkannt, so hätten wir Wissenschaft der Wissenschaften, deren Inhalt dann die Wahrheit im eminenten Sinne des Wortes bilden würde. Bei allem Wissen aber, sowohl bei den einzelnen Wissenssätzen, als auch bei den einzelnen Wissenschaften, als endlich auch bei der Wissenschaft der Wissenschaften (Wissenschaftslehre), ist das Verhalten ein freies, denn gerade wie im Praktischen die Freiheit nicht nur einen Gegensatz zum Zwange, sondern ebenso zur Willkür bildet, gerade so im Theoretischen nicht nur zum Annehmen, sondern ebenso zur blossen Ansicht, welche beide ihre Voraussetzungen bilden, eben darum aber auch dem freien Verhalten (Wissen) vorausgehen und von demselben dahinten gelassen werden.

Nachdem so angegeben ist, worin der Verklärungsprocess besteht, durch welchen aus dem Gekannten Erkanntes und Gewusstes wird, ist nun dazu überzugehen, diesen Process in dem Studirenden genauer zu betrachten, namentlich die Mittel, durch welche ihm ein normaler Verlauf gesichert werden kann. Die erste Voraussetzung des Wissens, die Kunde, hat dem Studenten die Schule verschafft. Er wird entlassen, wo er ausgelernt, d. h. insofern genug gelernt hat, als es jetzt genug ist mit dem Lernen oder Annehmen. Schon die Zwischenzeit bis zum Anfange des Semesters, welche der entlassene Schüler, sei es im elterlichen Hause, sei es sonst wo, zubringt, wird manche Revolution in seinem Geiste hervorgebracht haben. Zum ersten Male nicht mit aufgegebenen Ferienarbeiten beschäftigt, zum ersten Male ferner als ein Mündiger behandelt, hat er Gelegenheit, in Gesprächen, und Zeit, durch bis dahin ihm untersagte Lectüre mit Ansichten bekannt zu werden, die Manches in Frage stellen, was zu bezweifeln die Lehrer ihm nie verstatteten. Jetzt kommt er auf die Universität. Er lernt in den ersten Tagen, namentlich wenn er in eine Studentenverbindung tritt, andere, wie ich wünsche, viele gleich ihm

Strebende kennen. Unter diesen sind Einige, die wie er eben von der Schule kamen und darum nur einige, aber andere Punkte, die bis dahin gegolten hatten, in Frage stellen. Andere, Aeltere, sind dabei nicht stehen geblieben. Was bei ihm selbst noch unerschüttert ist, auch das ist ihnen schon fraglich geworden. Sie Alle aber haben eben nur noch Ansichten, zur wirklichen Einsicht, zum eigentlichen Wissen sind auch sie noch nicht gelangt. Genug, das lachende Gemälde von Dem, was der Schüler das Gebiet bekannter Wahrheiten nannte, so lange er von der Frucht der eigenen Meinung noch nicht gekostet hatte, bekommt einen entstellenden Flecken nach dem andern. Bald ist kaum irgend etwas mehr zu erkennen, und Alles, was dem Knaben als ausgemacht galt, das erscheint dem Jüngling nicht als falsch, denn da würde er ja gerade nicht zweifeln, aber als nicht ausgemacht. In dieser Stimmung nun beginnt er Vorlesungen zu hören. Ist der Professor, wie ich gefordert habe, dass er sei, so setzt er bei seinen Zuhörern voraus, was die Schule beibringen soll, macht dann bei jedem (Haupt-) Punkte die Ansichten geltend, von denen er aus eigener Erfahrung weiss, dass sie denselben am meisten dubiös machen, und sucht endlich nachzuweisen, wie er dazu gelangt ist, ohne gegen das eigene subjective Zeugniss taub zu werden, Das, was die Autorität Anderer bezeugt hatte, in jenes Doppeltbezeugte und Neuerzeugte zu verwandeln, was man Wissen oder Ueberzeugung nennt. Indem der Professor diesen Gang, den er selbst gemacht hat, vor den Zuhörern wiederholt, sucht er sie zur Nachahmung, besser zur Reproduction desselben anzuleiten. Gerade wegen des subjectiven Momentes, welches ich hier, wie schon früher, von der *professio* fordere, welche vom Katheder aus abgelegt wird, gerade deswegen möchte es kein Mittel geben, welches den von der Schule kommenden, eben seine eigenen Ansichten geltend machenden jungen Mann so sicher und schnell zum Ziele zu führen vermöchte, als das Hören von Vorlesungen. Hier ist wirklich von ganz ungeheurer Wichtigkeit, was bei einem streng wissenschaftlichen Beweise unwichtig, ja hinderlich werden kann, die *viva vox* mit ihrem Accent, mit ihrem zögernden Ton, wo gezweifelt, mit ihrem lauten und starken Klange, wo ein ganz Gewisses ausgesprochen wird. Was

in einem wissenschaftlichen Buche ein Fehler wäre, kann unter Umständen bei einer Vorlesung ein Vorzug sein, dass nicht sowohl die Sache bewiesen, als der Zuhörer hingerissen wird. Darum handelt es sich nämlich. Hin- und losgerissen soll der Student werden von den Fesseln der Autorität, und ebenso wieder losgerissen von den nicht minder starken des blossen Meinens, Beides, indem er zunächst Einen sprechen hört, der auch geglaubt hat, wie er selbst glaubte, auch den Einwänden der eigenen Ansicht Gehör gegeben, wie er selbst auf sie hört, und dem man es ansieht und anhört, dass er zu einer Gewissheit gelangt ist, die ihn in den Stand setzt, der Zweifel zu spotten und über Einwände zu scherzen, die dem Unerfahrenen unwiderleglich scheinen. — Da der Zweck des Anhörens der Vorlesungen dieser ist, in Frage stellen zu lernen, was bis dahin, nur ohne Beweis, also als ein Vorurtheil, gegolten hatte, ebenso aber auch zu lernen, wie man das Fragen selbst wieder in Frage stellt, so können wir durchaus nicht darin ein Unglück sehen, dass der Student gleichzeitig bei verschiedenen Professoren hört und also mit den allerverschiedensten Ansichten gleichsam überschüttet wird. Was für den Schüler wirklich ein Unglück wäre und was eben darum eingefleischte Schullehrer an unsern Universitäten tadeln, ist hier vielmehr als das allein Richtige zu loben. Dass der Student dadurch irre gemacht werde, ist gerade, was wir wollen. Er soll sich daran gewöhnen, nichts als ein Solches anzusehen, wogegen gar keine andere Meinung geltend gemacht werden könnte, und daran gewöhnt ihn kaum etwas so schnell, als wenn er täglich von dem einen Professor Ansichten geltend machen hört gegen Das, was er ehedem gewohnt war auf Autorität anzunehmen, und wieder von einem andern, dass die von jenem geltend gemachten Ansichten nur Ansichten sind, denen ebenso berechtigte sich entgegenstellen lassen. Freilich Die, welche meinen, am allerbesten werde es um die Kirche stehen, wenn ihre Beamten in einer Schule ihre Vorbildung erhalten, von der Niemand abgehe, als der Theolog werden will, und dann unter Professoren studiren, welche sich dess bewusst sind, dass alle Theologie nur zum Abrichten der Pastoren dienen soll, die werden gegen unsere Behauptung Zeter schreien. Desto schlimmer für sie, desto

besser für uns. Wir meinen nicht, sondern wir wissen, d. h. wir können es beweisen, dass eine Schule, die nur Theologen bildet, schlecht ist, und eine theologische Facultät, die nur Kirchendiener bilden will, nichts taugt. Gerade Das, worum sie gepriesen werden, dieses Sicher- und Fertigsein ihrer Zöglinge, das ist es, warum wir sie tadeln. Wer in der Jugend oder gar der Knabenzeit schon fertig ist, der wird höchst wahrscheinlich ein neuer Beleg für die bekannte Erfahrung werden, dass, wo die Kinder alt und klug sind, die Alten Kinder zu sein pflegen und nicht recht klug. Das Uebergehen von einem Extrem zum andern, wie bei Jenem, der, weil er als halber Knabe es ausposaunte, dass er mit seinem Gott gegrollt und also das Recht habe, mit einem Könige zu grollen, als Mann dies so gut machte, dass er vor den Spitzkugeln dieses Königs hinter einen Weiberrock kroch, solches Uebergehen möchte sich bei Manchen zeigen, die im achtzehnten Jahre oder noch früher meinten, stichfest zu sein gegen alle Zweifel.

Das Besuchen von Vorlesungen, die verschiedene Standpunkte repräsentiren, ist ein Hauptmittel jenes Verklärungsprocesses, durch welchen aus einem gläubigen Anhänger ein überzeugter Wissender wird. Die richtige Benutzung dieses Mittels ist, dass man nicht eine Ansicht für berechtigt halte, weil der Professor sie vertritt, nicht für widerlegt, weil der Professor sie für widerlegt erklärt, sondern dass man ihre Stärke oder Unhaltbarkeit in sich selber erfahre, also sich selbst zum Kampfplatz der Ansichten macht, deren Streit vom Katheder herab erzählt wird. Dieses selbstthätige Eingehen in die Kathedervorträge wird nun sehr erleichtert durch etwas, was gerade bei geistreichen Studenten, namentlich weil ein Wink, den unser grösster Dichter in seinem grössten Werk gegeben, missverstanden wurde, in Misscredit gekommen ist. Ich meine das Nachschreiben. Wenn *Goethe* gerade den *Mephistopheles* dem jungen Studenten den Rath geben lässt: «Des Nachschreibens Euch so befleisst, als dictirt' Euch der heilige Geist», so hat er darin ganz Recht. Gewiss müsste der Student rein des Teufels sein, der das Nachschreiben so, als wenn der heilige Geist dictirte, d. h. welches jedes Wörtlein und jeden Accent als *sacra litera* respectirt, für das eigentlich Bildende ansähe.

Ein solcher Student, der, wie jener im «Faust», vom andächtigen wörtlichen Nachschreiben sagt: Ich denke mir, wie viel das nützt u. s. w., der wird, um dem Rathe des *Mephistopheles* möglichst nachzukommen, es willkommen heissen, wenn ihm die Vorlesung ganz in die Feder dictirt wird. Er wird aber, wenn sein Wunsch erfüllt wird, die Erfahrung machen, dass er einem Lügengeiste vertraute, denn der Hauptnutzen der Vorlesung wird ihm entgehen. Ich spreche dies mit der allerentschiedensten Gewissheit aus, weil ich hier selbst Erfahrungen gemacht habe. Als junger Student habe ich bei einem vortrefflichen Mann Vorlesungen gehört, der aber schon damals altersschwach war. Anhänger eines sehr strengen Inspirationsbegriffs, der von ihm sogar auf die Vocalisation des Alten Testaments ausgedehnt ward, war er emsig dafür besorgt, dass auch in unserm Collegienheft kein Titelchen fehlen sollte, und als wäre es heute, höre ich noch die hohle Stimme des Greises: «Schreiben Sie, meine Herrn! Gedanken einer Generalsperson — Komma, wenn ich bitten darf — den Duell betreffend — Kolon und ein klein Strichelchen.» Dieses, wie Sie gestehen werden, reine Experiment hinsichtlich eines Dictats ist mir wichtig geworden. Dass es eine Impertinenz sei, Studenten zuzumuthen, sie wüssten nicht, wo Komma und wo Kolon hinkommt, musste sich mir aufdrängen. Wir zürnten dem alten Manne nicht darob, denn er war wirklich ein sehr würdiger Mann. Aber bald drängte sich mir der weitere Gedanke auf, ob es nicht ebenso impertinent sei, wenn der Professor überhaupt dictire, da er doch damit unverhohlen ausspricht, er bezweifle, dass Studenten schnell schreiben und dass sie das Wichtige vom Unwichtigen unterscheiden können? Weil die Beantwortung dieser Frage bejahend ausfiel, als ich Student war, deswegen habe ich, als ich Docent wurde, geglaubt, nicht dictiren zu dürfen; wo es mir wünschenswerth war, dass der Zuhörer sähe, wie ich den Inhalt einer Stunde am kürzesten formuliren würde, habe ich Paragraphen drucken lassen, da ich es mit *Schleiermacher* für ein seltsames Privilegium halte, dass deutsche Professoren die Erfindung der Buchdruckerkunst ignoriren. (Uebrigens wird, wenn die Kunst der Stenographie einmal auf Schulen gelernt werden wird, das Dictiren auf Universitäten wohl aufhören, denn Einem, der ste-

nographiren kann, dem würde es vorkommen, als buchstabire man ihm vor.) — Ausser bei jenem alten Manne habe ich keine Vorlesungen gehört, in welchen dictirt wurde; Alle, bei denen ich hörte, waren so sehr Professoren, dass es ihnen nicht einfiel, sich die Dictatur eines Schulmonarchen anzumassen, und ich selbst war mir zu sehr dessen bewusst, dass die Zeit zu Ende sei, wo ich mir etwas müsse dictiren lassen, als dass ich in einer Vorlesung, wo man dies versucht, ausgedauert hätte. Dagegen habe ich in den allermeisten Vorlesungen nachgeschrieben, weil ich mir nicht Gedächtniss genug zutrauen konnte, die Summe von fünf und mehr täglichen Vorlesungen zu Hause zu Papier zu bringen. Nun waren aber unter den Professoren, bei denen ich hörte, einige, bei welchen man nur die Alternative hatte, entweder gar nicht oder so nachzuschreiben, als wenn der heilige Geist dictirte, nämlich wörtlich. So war es bei *Marheineke*, der Alles, aber sehr schnell, las, so vor allen bei *Schleiermacher*, der nie ein Heft, oft nicht einmal ein Blättchen vor sich hatte, ziemlich schnell sprach und zwar in so künstlich verschlungenen Perioden, dass dieselben sehr oft die Klarheit des Sinnes erst durch das letzte Wort erhielten. Die Folge war, dass die Stunde über die schreibende Hand bis zum Taubwerden abgejagt wurde, und erst zu Hause der Versuch gemacht ward, in Das einzudringen, was *Marheineke* und *Schleiermacher* gesagt hatten. Hätte ein Freund so schnell oder noch schneller geschrieben als ich, so hätte ich wahrscheinlich von dessen Heft mir eine Abschrift nehmen lassen, selbst aber bei *Schleiermacher* nur zugehört und davon den Nutzen gehabt, den ich in den sonntäglich gehörten Predigten des Mannes an mir erfuhr. Jetzt musste ich selbst den Stenographen machen. Wie in Allem, so bildete auch hierin *Hegel* den diametralen Gegensatz zu *Schleiermacher*. Wie die Notizen, welche er vor sich hatte, bald oben, bald unten in seinem Hefte geschrieben standen, wie er sie bald von dieser, bald von jener Seite, bald mit Hülfe eines, bald eines andern Blättchens zusammen suchte, gerade so wurden auch die Worte mühselig zusammen gesucht und schlossen sich nur selten zu correct gebauten Perioden zusammen. Die Hauptgedanken traten in einzelnen Schlagworten prägnant hervor, sodass der Sinn und Geist

gegeben war, der Nachschreibende aber dazu die Form selbst suchen musste. Dadurch kam es, dass man jeden Gedanken zunächst als nur *Hegel*'schen vernahm, dann aber durch die sprachliche Veränderung (Sprechen ist Denken) ihn sogleich wiederholte und sich assimilirte, eine geistige Anstrengung, die (nur in geringerm Grade) der ähnlich ist, welche ein Engländer oder Franzose zeigt, der einem deutschen Professor in der eigenen Sprache nachschreibt und sich überall fragt: Wie würdest du diesen Gedanken ausdrücken, wenn du ihn zuerst gehabt hättest? Ich weiss aus eigener Erfahrung, dass diese Uebersetzungen Dessen, was ich aus *Hegel's* Munde hörte, ins *Erdmann*'sche meinen Kopf sehr anstrengten, aber dass sie mich auch mehr gebildet hatten, als die Müdigkeit meiner Arme, mit der ich aus einem *Schleiermacher*'schen Collegium nach Hause kam. Aber nicht nur mehr als ein mechanisches Nachschreiben bildet dieses Interpretiren zum Behuf des Niederschreibens, sondern sogar mehr als das aufmerksame blosse Zuhören. Bei dem letztern lernen wir doch eigentlich nur die Ansichten des Redenden, seine Behandlungsweise u. s. w. kennen, etwas, was, wenn z. B. ein Professor bei einem andern hospitirt, da der Hörende über die Sache mit sich im Reinen ist, die Hauptsache sein kann. Der Student aber geht ja in die Vorlesung, um selbst zu neuen Ansichten zu kommen. Indem er die des Professors in andern, seinen eigenen Worten ausgedrückt hat, ist diese Formirung ein Rechtstitel, vermöge dessen diese Ansichten seine geworden sind. Er hat sie mit erzeugt. Kurz, je mehr die Nachschrift in einer Vorlesung eine Paraphrase des Gehörten ist, desto grössern Nutzen wird sie für den Nachschreibenden haben. Dass eine solche Nachschrift nicht als ein diplomatisches Actenstück dafür dienen kann, was die Ansicht des Professors gewesen sei, das ist klar, und darum ist es misslich, wenn entschieden werden soll, wie *Hegel* über irgend einen Punkt gedacht habe, sich auf nachgeschriebene Collegienhefte zu berufen, während dies bei *Schleiermacher* unverfänglich wäre. Dazu aber, schwarz auf Weiss zu besitzen, was Professor X oder Y meint, dazu wird nicht nachgeschrieben, sondern damit der Nachschreibende seine Ansichten möglichst vielseitig ausbilde. Da das Dictiren und gedankenlose Nachschreiben

höchstens das Erste gewährt, dagegen das paraphrasirende Nachschreiben das Letztere noch mehr ermöglicht als das aufmerksame Zuhören allein, so bin ich für das Nachschreiben, stimme aber vollkommen überein mit Denen, die gegen das Dictiren sprechen, und finde den Spott *Goethe's* über Die begründet, die sich dem geistlosen Stenographengeschäfte unterziehen. Dem Einwande endlich, dass ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht habe, indem ich gar nicht an das Examen gedacht habe, für welches gerade die Hauptsache sei, dass man wisse, was der Examinator, d. h. der Professor, meine, ist nicht schwer zu begegnen. Wäre es wirklich mehr als Verleumdung, dass ein Professor Die durchfallen lässt, die seine Dictate nicht auswendig wissen, so wäre es ja eine Ehre, bei einem Solchen durchzufallen. Und wieder, wenn einem Studenten bei seinem Studiren wirklich nur daran läge, vermöge papagaiartigen Nachsprechens durchs Examen zu kommen, so wäre es eine Ehre für den Examinator, diesem das Durchkommen unmöglich zu machen. Da ich von dem Studenten und Professor erwarte, dass sie so handeln, wie es ihnen Ehre macht, so fordere ich von dem Studenten, dass er nicht dictirt haben will, von dem Professor, dass er nicht dictirt.

Durch das nicht blos Anhören, sondern Paraphrasiren der Vorlesungen und durch ein selbstthätiges Reproduciren des Standpunktes, auf welchem der Professor steht und zu dem er die Erhebung vormacht, übt sich der Student, nicht nur sich von dem auf Autorität Angenommenen durch die eigene Ansicht, sondern auch wieder von der Herrschaft der blossen Ansichten dadurch zu befreien, dass, indem in dem früher Geltenden Vernunft nachgewiesen ward, es wieder, aber unter einem ganz andern Rechtstitel, Geltung hat. Bei dem gläubigen Annehmen hiess es: Andere haben gesagt; bei der Ansicht: Ich meine; bei dem Wissen dagegen: Wir haben gefunden. Und zwar ist dieses Wir ein ganz anderes als das, welches im stolzen Corps- oder Verbindungsleben sich vernehmen liess. Wir heisst hier nicht: wir Märker oder Salinger, es heisst: wir Menschen; darum sagt man wohl auch anstatt dessen man (d. h. der Mann); nicht ich, sondern man weiss, dass drei mal drei neun ist, weil dies nicht nur Meinung ist, sondern bewiesen. Den Weg von

den Notizen durch die Meinungen hindurch zu den Einsichten zeigt aber jeder der Professoren, welchen der Student zuhört, nur in einem besondern Kreise. Wessen Aufgabe z. B. ist, über die römische Philologie Vorlesungen zu halten, wird zeigen, wie man sich auf einen Standpunkt erhebt, von dem aus Grammatik, Alterthümer, Geschichte der Römer in einem vernünftigen Zusammenhange stehen, weil sie Aeusserungen eines und desselben Geistes sind. Ebenso wird der Chemiker zeigen, wie in dem scheinbar Verschiedensten doch die Herrschaft einfacher rationaler Verhältnisse sich zeige. Die Vorlesungen beider werden daher dem Studirenden zeigen, wie an die Stelle seiner Kenntnisse und Ansichten Wahrheiten treten und wie diese sich zu einem relativen System vereinigen, also zu Dem, was wir oben eine Art von Wahrheit oder die Wahrheit nur einer Art nannten, wie sie den Inhalt der besondern Wissenschaften bildet. Dass es derselben mehrere gibt, das tritt dem Studenten zunächst nur als ein beglaubigtes Factum entgegen, das er sich soll gefallen lassen. Wenn aber eine solche Zumuthung mit der Freiheit, d. h. dem Wesen des Studenten streitet, so wird im Namen derselben postulirt, dass dem Studenten Gelegenheit gegeben werde, auch hinsichtlich dieses Factums, indem es an dem kritischen Prüfstein der Ansichten erprobt ward, zu mehr als einer Ansicht, zu einer Einsicht zu kommen, sodass er in diesem Factum Vernunft, d. h. sich findet und also ihm frei gegenübersteht. Eine solche Einsicht gewährt nun die Philosophie, welche als Wissenschaft der Wissenschaften, als Wissenschaftslehre, wie sie *Fichte*, als Encyklopädie, wie sie *Hegel* nannte, die Nothwendigkeit zeigt, warum die Wissenschaft sich zu Wissenschaften gliedert, oder die Wissenschaften sich zur Wissenschaft verbinden. Eine detaillirte Uebersicht über dieses System der Wissenschaften und darum der (ganzen) Wahrheit zu bekommen, ist Aufgabe eines ganzen Lebens; auf eine solche hinzuarbeiten, der Beruf Derer, welche die Wissenschaftslehre oder die Lehre vom System des Wissens als solchen zu ihrem eigentlichen Fach erwählt haben, also der Philosophen und Derer, welche die bescheidenere Stellung von Professoren der Philosophie sich zuschreiben. Jedem aber, auch Dem, welcher sich nur einer Wissenschaft, ja vielleicht nur einem Capitel einer Wissen-

schaft widmen will, wird, und zwar, je mehr er sich concentrirt, um so mehr, Gelegenheit geboten sein müssen, wenigstens Fingerzeige darüber zu erhalten, wie so specielle Untersuchungen wie die über eine verdorbene Lesart oder über einen der mehr als dreissig Stoffe in der menschlichen Leber mehr sein können als Befriedigungen der Neugier, wie auch sie nicht dazu dienen sollen, den Wust der Notizen zu mehren, sondern vielmehr sie zu verringern, indem sie dieselben der Reduction auf gemeinschaftliche Gesetze und also der Verwandlung in Erkenntnisse näher führen. Diese Fingerzeige werden nun geboten durch einen natürlich flüchtigen Ueberblick der verschiedenen Wissenschaften und des Zusammenhangs, vermöge dessen sie Glieder der einen Wissenschaft sind. Encyklopädische Uebersichten über das Ganze der Wissenschaft müssen also, das fordern wir, damit der Student sich zur wahren intellectuellen Freiheit erheben könne, ihm neben den andern Vorlesungen gleichfalls dargeboten werden. Wenn nun aber eine solche, wie in der Einleitung gesagt wurde, den zweiten Theil dieser Vorlesung bilden soll, so hat der erste, welcher nur die Frage beantwortete, von wem und wie studirt wird, mit der Forderung des zweiten geschlossen. Damit aber ist auch die Richtigkeit unserer Anordnung von einer ganz andern Seite her bestätigt. Zunächst hatte ich für dieselbe nur dies anführen können, dass das Factum Ihres Studentseins mir den besten Ausgangspunkt abgebe. Jetzt aber hat sich gezeigt, dass bei diesem Verfahren ganz ohne einen gewaltsamen Sprung wir von der Frage: Wer studirt? oder von der Betrachtung des Studenten, nach Erschöpfung derselben zu der zweiten: Was wird studirt? hinübergeführt werden und also das Ende des ersten Theils von selbst zum Anfange des zweiten wird.



Ehe wir zu diesem übergehen, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Bahn, die wir zurückgelegt haben. Wie ich es am Schlusse der dritten Vorlesung angekündigt hatte, so ist auf die Frage: Wer ist der wahre Student? stets nur die eine Antwort erfolgt: der frei ist. Freiheit war es, die in physischer Hinsicht den Muth gab, mochte sich derselbe nun den elementaren Mächten gegenüber, mochte er sich gegen die animalische Welt, mochte er sich im feindlichen

Zusammentreffen mit seines Gleichen bethätigen. Freiheit in geselliger Hinsicht war es, die wir als ungezwungenes Benehmen an die Stelle der kindischen Furcht und Blödigkeit treten sahen, die den Studenten lächerlich machen würden. Freiheit in sittlicher Hinsicht war es, die sich als jene Selbstständigkeit des Charakters zeigte, die wir von dem Studenten forderten gegenüber der Familie, der bürgerlichen Gesellschaft, dem Staate. Freiheit in religiöser Beziehung war es, welche sein Verhältniss zur Kirche normirte. Freiheit und nur Freiheit forderten wir endlich für ihn und von ihm in allen den Verhältnissen, die zu seiner intellectuellen Ausbildung dienen. Frei wollten wir ihn dem Professor gegenüber, frei in dem Verkehr mit seinen Genossen, frei endlich auch im Verhältniss zu Dem, womit sein Geist sich beschäftigt, sodass er nichts gelten lasse, als worin er sich gefunden, was er vermöge der Vernunft neu, wieder erzeugt hat. Eben deswegen aber, weil wir gesehen haben, dass es nur ein Grundverbrechen, nur eine Sünde gegen den Geist des Studententhums gibt: die Verleugnung der Freiheit, deswegen werden wir nicht Chorus machen mit den Jeremiaden, die man heutzutage fast überall hört. Wir werden nicht mit den alten Basen jammern, welche, den Hennen gleich, die Enten ausgebrütet haben, ein Geschrei erheben, wenn der junge Mann sich in die Wellen stürzt, wenn er ein Schiessgewehr losdrückt, wenn er ein eisernes Ding in die Hand nimmt und auf den Andern losschlägt, ohne zu bedenken, dass das Schaden anrichten kann, oder endlich wenn er, anstatt in den Ferien hübsch bei Papa und Mama zu bleiben, durch die Welt streicht, sich die Füsse wund läuft, den Teint verdirbt und mit Krethi und Plethi Umgang pflegt. Im Gegentheil. Zu diesem Allem rufen wir ihm ein freudiges Glück auf! zu. Dagegen aber werden wir bedenklich werden, wenn wir den jungen Menschen stets an seine Gesundheit denken sehen, und werden, wenn er vermittelst eines gewissenlos gegebenen ärztlichen Attestes zum Jubel der Base sich um die Ehrenpflicht des Militärdienstes herumschob, unser Pfui! nicht zurückhalten. Wir werden nicht, wenn wir die zärtliche Mutter in den ersten Ferien klagen hören, dass Karl, der ein so gutes Kind war, ganz verändert sei, dass er dem Vater widerspreche, die Empfehlungsbriefe nicht abgegeben habe,



sich rühme, die Thees der Professorin So und So nicht mehr zu besuchen, dagegen aber in wildfremden Häusern verkehre und von da Briefe von einer Frauenhand bekomme, — wir werden nicht uns auf die Seite der würdigen Frau stellen, sondern auf die ihres Sohnes. Aber nur so lange, als wir wissen, dass ihm die Geheimnisse eines Hauses sacrosanct sind, dass er Frauenehre als ein Heiligthum ansieht, dass die Luft eines jeden Hauses, in dem nicht strenge Zucht und Sitte herrscht, ihm erstickend scheint. Der Mutter Sorgen und Thränen wegen des Sohnes Idiosynkrasie gegen alles Herkommen, seiner Leidenschaft für grimmige Bärte und schauerliche Redensarten, seiner Verachtung aller Standesunterschiede, seines unüberwindlichen Widerwillens gegen Polizei vom Director herunter bis zum Nachtwächter, — sie werden uns kalt lassen. Dagegen werden wir den jungen Mann verloren geben, wenn wir sehen sollten, dass sich commune Gesinnung in ihm entwickelt, dass er Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit für Alberei hält, dass ihm ein reicher Schurke achtungswerther erscheint als die Bedauernswerthen, die man Schlucker nennt, weil sie nichts zu schlucken haben. Wir werden nicht mit dem Vater, der ein gewissenhafter Beamter ist und Mitglied des Preussenvereins, vielleicht gar des Treubundes, die Hände über den Kopf zusammenschlagen, wenn der Sohn nicht begreift, dass liberal ein Scheltwort und illiberal ein Lob sein soll, wenn er von Rechten spricht, die Keiner, selbst der König nicht, antasten dürfe, wenn er, was eigene und fremde Minister thun, an dem Massstabe einer idealen Theorie misst und, wo Beides incommensurabel ist, nicht den Massstab, sondern die Handlungen der Minister verwirft; vielmehr werden wir ihm in allem Diesem Recht geben. Aber wenn wir sehen sollten, dass er Denen, in welchen er seine Helden sieht, unwürdige Parteimanöver zu Gute hält, dass er, wo Eidbrüchigkeit zum erwünschten Ziele führte, den Erfolg für eine Rechtfertigung ansieht, dass er sich die Fabel aufbinden lässt, Privatehrlichkeit sei ein Hinderniss staatsmännischer Weisheit, da werden wir ihn streng tadeln wegen seiner servilen Gesinnung. Es soll uns ferner der wohlmeinende Seelsorger des elterlichen Hauses nicht auf seiner Seite finden, wenn er den Studenten aufgibt, weil derselbe neologische Bücher liest, weil



er von der Geschmacklosigkeit pietistischer Predigten spricht, weil er während des Semesters nicht zum Abendmahl ging, weil er mit einem Worte eine bedenkliche Freisinnigkeit zeige, die an Freigeisterei streife. Vielmehr, wenn es nur wirklich ein freier Sinn ist, der in ihm lebt, ein freier Geist, der ihn beherrscht, so macht uns jenes Alles nicht bedenklich. Dagegen wenn er sich sclavisch bestimmen lässt durch die herrschende Mode, gleichviel ob diese verlangt, dass man pietistisch die Augen verdrehe oder aufgeklärt über den Pietismus spotte, wenn dort, wo es sich um das Allerpersönlichste handelt, um die eigene Seligkeit, der Mensch, anstatt selbst thätig zu sein, nur nachmacht, was seine Vorbilder, die *lions* der Frömmigkeit oder Aufklärung, ihm vormachen, dann würden auch wir ihn tadeln, aber nur weil er so wenig Freisinnigkeit zeigt. Nie und nimmer werden wir dem Professor Recht geben, welcher meint, von seinen Zuhörern die Pietät von Schülern erwarten zu dürfen. Nicht einmal dann, wenn er über Undank schreit, wo Einer, was er bei ihm gehört hat, der Welt mit einem kleinen Modificatiönchen und sehr viel Polemik gegen Den, von dem er es her hat, als neue Entdeckung vorlegt. Es ist dies zwar nicht hübsch, aber der Professor muss sich das gefallen lassen. Was wir dagegen auf das Allerentschiedenste tadeln werden an einem Studenten, ist, wenn er sich von einem Professor vorschreiben lässt, was er für wahr, dictiren, was er für recht halten soll, wenn er nur Machtsprüche seiner Professoren zur Vertheidigung ihrer, nur Verdächtigungen oder Ketzernamen zur Widerlegung solcher Lehren bereit hat, die ein Anderer als sein erwählter Patron vorträgt. Solch ein serviles Clientenwesen ziemt keinem freien Mann. Auf das Energischste werden wir gegen Den auftreten, der das Zusammenleben der Studenten nur nach dem einen Gesichtspunkt misst, wie es sich zu den Staatsgesetzen verhält, die für Alle gelten. Dies hiesse einen Factor vernachlässigen, der bei dem Studenten von der grössten Bedeutung ist, die Berechtigung des Subjects als solchen. Darum wird es Fälle geben können, wo wir uns für Den erklären werden, welcher sich selbst hilft, und gegen Den, der sich durch die Gesetze helfen lässt. Fälle sage ich, denn hier muss jeder Fall aus sich beurtheilt werden. Ganz ohne diese Restriction aber werden wir es aussprechen: Ein

Zusammenleben, in dem sich das Ehrgefühl abstumpft, in dessen Folge der Abscheu vor Allem, was unsittlich, was gemein ist und niedrige Gesinnung verräth, geringer wird, oder endlich welches die wissenschaftliche Ausbildung verhindert, ein solches taugt gewiss nichts. Endlich werden wir nicht in die Klagen der einseitigen Routiniers und Lobpreiser alles Praktischen einstimmen, darüber dass die Studenten zu sehr nach dem Warum forschen, dass sie nach dem Zusammenhange auch des Heterogensten suchen. Wir werden Jenes nicht vermessene Begriffsvergötterung, Dieses nicht Oberflächlichkeit nennen. Tadeln aber werden wir es, wenn selbst in der Zeit der Jugendpoesie der banausische Sinn sich zeigen sollte, der bei Allem fragt: Wird mir das auch nützen? wenn in den Jahren des Muthes kindische Examenfurcht der einzige Sporn zum Studiren ist, wenn endlich anstatt der Zuversicht, dass, was wahr ist, auch gewiss und sicher sein muss, eine feige Angst von jeder kritischen Untersuchung zurückhält. Die werden schwerlich einmal im Stande sein, vermöge ihrer festen Ueberzeugung in Dem, in welchem der Glaube zu schwinden droht, ihn zu stärken oder neu zu erzeugen, die in der Zeit, wo sich ihre Ueberzeugung bilden soll, wenn sie *Strauss'* oder irgend eines andern Kritikers Namen nennen hören, ängstlich Auge und Ohr verschliessen. Gegen den *Strauss* hilft nur der Strauss, nicht aber der, den man spielt, indem man den Kopf in den Busch steckt, sondern der, den man gegen ihn wagt. Freiheit war unser erstes, Freiheit ist unser letztes Wort auf die Frage: Was macht zum wahren Studenten?

Zweiter Theil.

Fünfzehnte Vorlesung.

Die Antwort auf unsere zweite Frage: Was wird studirt? hat sich uns am Schlusse unsers ersten Theils ergeben und ist ebenso kurz wie die, mit deren Analysis wir uns bis jetzt beschäftigt haben. Sie lautet: die Wissenschaft. Wie sich diese als Ganzes gestaltet und gliedert, das ist in diesem zweiten, encyklopädischen, Theile zu betrachten und zwar so, dass wir nichts von aussen zu Hülfe nehmen, sondern nur an Das uns halten, was sich uns ergeben hat. Dieses nun war gewesen, dass aus dem Geglaubten, d. h. der Kunde oder dem Gekannten, und aus dem Gemeinten, d. h. der eigenen Ansicht, Gewusstes oder Wahrheit dadurch wird, dass man darin die Autorität erkennt, die unser eigenes Wesen ist, oder auch sich selbst, so weit man Autorität ist, also, wie wir dort gesagt haben, Vernunft. Ein Wissen habe ich nur, wenn ich Vernunft, d. h. Das, was in mir denkt und ebenso in allen Andern von mir angenommen wird, nun auch in den von mir betrachteten Gegenständen wiederfinde. Aus solchem Wissen wird eine Wissenschaft, wenn ich Vernunft erkenne in einem System von Gegenständen und Erscheinungen; endlich wird daraus die Wissenschaft, wenn ich Vernunft erkenne und herrschend finde in Allem, in dem Systeme alles Seins. Sie suchen, ihr nachspüren, heisst Wissenschaft treiben, sie finden, heisst die Wissenschaft fördern und zu Stande bringen, sie in einem bestimmten Gebiete wiedererkennen, heisst mit einem bestimmten Theile der Wissenschaft beschäftigt sein.

Wenn es nun aber doch unmöglich ist, nach etwas zu suchen, ohne zu wissen, was man sucht, oder auch es wieder

zu erkennen, ehe man es kennt, so wird für die Wissenschaft die erste, Fundamental-Untersuchung offenbar nur die sein können, welche die Frage beantwortet: Was ist die Vernunft? Ohne eine genügende Beantwortung dieser Frage fehlt offenbar der Wissenschaft ihr Fundament. Ich will zugeben, dass bei dem einzelnen, nach der Wissenschaft strebenden Individuum, ohne dass es sich diese Frage aufgeworfen und beantwortet hat, ein gewisser Vernunftinstinct die Stelle der durch gründliche Untersuchung gefundenen Erkenntniss vertreten kann, wie es ja auch vorkommen mag, dass Einer ohne gründliche Kenntniss des Generalbasses, vermöge seines musikalischen Gehörs, eine Kleinigkeit componiren kann. Ich will noch weiter gehen und zugestehen, dass, namentlich wo Einer ein sehr specielles Fach ergriffen hat, d. h. sich auf ein einzelnes Capitel der Wissenschaft beschränkt, ein solcher Instinct oder Tact in den allermeisten Fällen ausreichen wird, und darum nicht zu streng über den Chemiker oder Physiker geurtheilt werden darf, der die Frage: was er denn eigentlich suche, gar nicht zu beantworten weiss oder auch falsch beantwortet. Vorausgesetzt nämlich, dass diese theoretische Unwissenheit oder dieser theoretische Irrthum ihn nicht hindert, *in praxi* wirklich nur Vernunft zu suchen. Dieses kommt sehr oft vor. Sehr viele Empiriker sagen, sie wollten nur Das erforschen, was in allen oder den meisten Fällen geschieht, sind aber in ihrem Thun weit vernünftiger als in ihrem Sprechen. Denn wenn es auch wirklich richtig wäre, dass es immer regnet, wenn man Jahrmarkt hält, so würden sie darauf gar kein Gewicht legen; dagegen wenn unter hundert Fällen nur einmal ganz genaue Zahlenverhältnisse, ganz regelmässige Krystallisationsform sich zeigte, würden sie bei diesem einen Fall stehen bleiben und die neunundneunzig andern als verunglückte Experimente ansehen. Mit Recht, denn man war nicht so glücklich, Vernunft zu finden. Wo es sich aber nicht um den die Wissenschaft Treibenden, sondern um sie selbst, wo weiter nicht um einen Theil derselben, sondern um sie als Ganzes oder als System handelt, — und dieses vor unsern Augen entstehen zu lassen ist ja eben unsere Aufgabe, — da muss nothwendig auch Das zuerst dargestellt werden, was, je nachdem das System mit einem Gebäude oder einem Baume vergli-

chen wird, sein Fundament oder seine Wurzel genannt werden kann. Unscheinbar (d. h. nicht in die Erscheinung tretend) wie beide, ist dieser Theil doch, gleichfalls wie beide, Das, was dem Gebäude der Wissenschaft Halt gibt und ohne welches ihr Baum verdorrt. Gerade wie dort ein Riss in der Wand oder das Verdorren der Krone seinen Grund in der Schwäche des Fundaments oder einer Krankheit der Pfahlwurzel hat, gerade so wird nachgewiesen werden können, dass, wo Einer in seiner Staatslehre Unvernünftiges für vernünftig, in seiner Naturlehre Vernünftiges für unmöglich erklärt, dies seinen letzten Grund darin hat, dass er nicht gehörig untersucht oder nicht richtig herausgefunden hat, was Vernunft — nicht blos im Staat oder der Natur, sondern überhaupt — ist. Mit der Beantwortung dieser Frage hat es die Grund- oder Fundamentalwissenschaft zu thun.

Wenn wir nun fortwährend, auch in dieser unserer Vorlesung haben wir es gethan, mit dem Worte Vernunft unser Denken bezeichnen, indem es gleichbedeutend ist, ob ich sage: mein Nachdenken, oder: die Vernunft liess mich finden, und wenn wir auf der andern Seite durchaus nicht gegen den Sprachgebrauch verstossen, indem wir die Verhältnisse, in welchen sich die chemischen Elemente verbinden, rationelle nennen, d. h. Vernunft in ihnen anerkennen, so ist klar, dass die Wissenschaft, welche jene Fundamentalfrage zu beantworten hat, ebenso wohl zeigen wird, worin unser Denken besteht, d. h. welches die Verknüpfungen sind, die wir machen, wenn wir denken, als auch wieder, welches die Verhältnisse in der gegenständlichen Welt sind, deren Entdeckung uns dahin bringt, in ihr rationellen Zusammenhang oder Vernunft zu statuiren. Mit einem andern Ausdruck: die Fundamentalwissenschaft wird die Vernunft sowohl im subjectiven als im objectiven Sinne zu betrachten, sowohl zu zeigen haben, worin die Vernünftigkeit des Denkens, als worin die des Seins besteht. Dass wir nun diese Wissenschaft mit dem Worte L o g i k bezeichnen, dafür haben wir verschiedene Gründe. Erstlich den etymologischen, dass das griechische Wort λογος gerade wie das lateinische *ratio* und unser «Vernunft» ebenso wohl subjective als objective Bedeutung hat. Zweitens den historischen, dass das Wort λογικη ursprünglich (von *Aristoteles*) gebraucht ist, um die

Lehre von den Principien alles Seins zu bezeichnen, dann aber, von den Stoikern an bis auf unsere Tage, der recipirte Name geworden ist für die Theorie des vernünftigen Denkens, wir aber ausdrücklich von einer Wissenschaft sprechen, die Beides zugleich ist. Drittens, dass, indem eine Menge von Wissenschaften durch ihren Namen (Physiologie, Anthropologie, Ethnologie u. s. w.) andeuten, dass sie Anwendungen der Logik sind, daraus zurückgeschlossen werden muss, dass die Wissenschaft, deren Anwendungen sie sind, oder die ihre gemeinschaftliche Voraussetzung bildet, eben nichts Anderes sein will als Logik. Die Logik ist also die Fundamentalwissenschaft. Nimmt man, wie *Aristoteles* und seine Nachfolger, Philosophie und Wissenschaft als Synonyma, so kann uns der Ausdruck πρωτη φιλοσοφια bei dem Erstern, *prima philosophia* bei den letztern nicht auffallen. «Erstes» wird hier dem Angewandten entgegengesetzt und bedeutet also, was wir heutzutage «rein» zu nennen pflegen. Des *Aristoteles* erste Philosophie nennen wir also, wie er selbst, Logik und könnten sie ebenso gut als reine Vernunftwissenschaft von allen ihren Anwendungen unterscheiden.

Zunächst handelt es sich nun darum, dieser Fundamentalwissenschaft ihren Gegenstand im Gegensatz zu den andern Wissenschaften, die auf ihr ruhen, zu sichern. Sie soll uns zeigen: wann und wo wir vernünftig zusammenstellen, und wieder: wann und wo vernünftiger Zusammenhang stattfindet. Nun wird doch Keiner leugnen, dass es ganz vernünftig ist, bei einer Naturerscheinung zu fragen, ob sie magnetischer, ob elektrischer Art ist, und ebenso wenig, dass Vernunft in dem Gesetze der sogenannten lebendigen Kräfte liegt, dass die Wirkung wie die Quadrate der Entfernungen abnimmt. Ebenso finden wir es vernünftig, dass vorsätzliche und absichtliche Handlungen unterschieden werden, und finden Vernunft in der Anhänglichkeit an das Vaterland. Wir würden es aber sehr unvernünftig finden, wenn bei dem Nordlicht gefragt würde, ob dieses Leuchten ein absichtliches oder nur vorsätzliches sei, und sehr unvernünftig, wenn bei einer Reise ins Ausland der Patriotismus in dem Quadrat der Entfernung von der Grenze abnähme. Diese Beispiele zeigen, dass es gewisse Verknüpfungen und gewisse Weisen unsers Verknüpfens gilt, welche nur in bestimmten

Sphären das Prädicat der Vernünftigkeit bekommen. Mit diesen nun hat es die Logik nicht zu thun. Sie will nicht wissen, was die Vernunft in der Natur, sondern was Vernunft überhaupt, nicht erforschen, was vernünftig ist im sittlichen Sinne, sondern was vernünftig *in abstracto*. Mit andern Worten: diejenigen Vernunftverhältnisse will sie betrachten, in welche der Physiker ebenso sehr wie der Ethiker die Gegenstände zu setzen hat, um sie überhaupt zu denken. Ein solches Verhältniss ist z. B. die Causalität oder auch das Zweckverhältniss, denn warum? und wozu? fragen sie beide, nicht weil sie Physiker und Ethiker, sondern weil sie denkende Menschen sind. Nennt man nun mit einem allmälig eingebürgerten Namen dergleichen Verhältnisse Kategorien und versteht also unter diesen diejenigen Verknüpfungen, ohne deren Anwendung wir nicht denken und ohne deren Geltung nirgends Vernunftzusammenhang stattfindet, so würden wir also sagen: Die Fundamentalwissenschaft oder Logik wird uns mit denjenigen Kategorien bekannt machen, deren Complex Das gibt, was wir mit dem Worte Vernunft zu bezeichnen pflegen; im subjectiven Sinne, wenn wir die Anwendung derselben, im objectiven, wenn wir ihre Geltung und Herrschaft im Auge haben.

Würden nun die Kategorien lediglich aufgezählt, wie dies z. B. in einem wissenschaftlichen Wörterbuch geschieht, oder auch so wie in der Zeit, wo die *Wolf*'sche Schule florirte, in einer sogenannten *philosophia definitiva*, so würde dies den Forderungen, die wir an eine Wissenschaft stellen, durchaus nicht entsprechen. Wissen heisst, wie wir gesehen haben, nicht annehmen, sondern selbst erzeugen; was aber blos aufgezählt oder angegeben wird, das rechnet, wie alles Geben, eben auf ein Annehmen. Weiter haben wir gesagt, dass die Logik den Complex, d. h. doch die Totalität der Kategorien befassen solle; ob nicht irgend eine ebenso richtige Kategorie ausgelassen ist, das kann durch eine blosse Angabe derselben, auch wenn sie etwa alphabetisch geordnet wären, nicht klar werden. Es wäre unvernünftig, dort, wo nicht nur blos geglaubt, sondern gewusst werden soll, zur gläubigen Annahme zu empfehlen; es wäre unwissenschaftlich, anstatt einer Wissenschaft, d. h. eines Systems von Wissenssätzen, nur ein Aggregat von Notizen zu

geben. Unvernunft aber und Unwissenschaftlichkeit werden schwerlich die rechten Prädicate sein, die eine Darstellung der Vernunftwissenschaft zu verdienen suchen soll. Endlich aber würde ein solches blosses Zusammenstellen von Kategorien noch in einer dritten Beziehung Unvernünftiges zumuthen, wenn es zugleich verlangte, dass man diese Kategorien gelten lasse. Bleiben wir nämlich auch nur bei den beiden Kategorien stehen, welche ich Beispiels halber anführte, der Causalität und dem Zweckverhältniss, so ist leicht nachzuweisen, dass sie verschiedene, ja entgegengesetzte Verhältnisse sind, indem bei dem Causalzusammenhange offenbar das Vorausgehende als das in Action Setzende gedacht wird, dagegen, wo ein Zweck verwirklicht wird, das *movens* vielmehr gleichsam in der Zukunft liegt. Haben wir nun aber weiter gesagt, dass alles Denken ein Anwenden von Kategorien ist, so wird, wenn es auch nur jene beiden Kategorien geben sollte, es mindestens zweierlei, dabei sich entgegengesetztes Denken geben, wie denn kaum Einer leugnen wird, dass man verschieden, ja entgegengesetzt denkt, wenn man die Welt nur als Wirkung oder wieder wenn man sie nur als Mittel betrachtet. Dies ist nun aber lange nicht der einzige Fall, sondern es gibt wieder eine ganz andere Betrachtungsweise, wenn man weder nach der Ursache, noch nach dem Zwecke der Dinge fragt, sondern lediglich nach ihrer Ercheinungsweise oder ihren Eigenschaften, und wieder eine ganz andere Betrachtungsweise, wenn man sich blos für ihre Zahl interessirt. Nun haben wir aber doch die Vernunft als Das erkannt, worin die einzelnen Individuen Eins — wir — werden, wir können uns darum offenbar nicht dabei beruhigen, dass das Denken ein so verschiedenes, ja entgegengesetztes bleibe. Wir werden also zuzusehen haben, wie bei so verschiedenem, ja entgegengesetztem Denken dennoch von dem Denken als von Einem und von einer einzigen Vernunft geredet werden darf. Es verhält sich hier wie in vielen analogen Fällen, von denen ich einen anführen will, weil wir ihm in diesen Vorlesungen begegnet sind. Wir haben den Gegensatz des Knaben und Jünglings, des Schülers und Studenten so urgirt, dass wir stets verlangten, dass für den letztern die Zucht und der Unterricht aufgehört habe. Dabei war doch unsere Ansicht gewiss nicht, dass

Knabe und Jüngling nicht dasselbe Individuum bleiben, ebenso wenig, dass Zucht und Unterricht spurlos verschwinden sollten; sondern wir fordern, dass sie im Präteritum sich an dem studirenden Jüngling finden, indem er der Wohlerzogene, Unterrichtete ist. Wie in diesem Falle, so vernichtet der Gegensatz nur dann nicht die Einheit, wenn das eine Glied höher steht als das andere, weil es dasselbe in sich aufgenommen hat und also nicht blos anders ist, sondern auch mehr als jenes. Machen wir die Anwendung auf den Gegensatz zwischen Kategorien, so wird die Logik die Einheit des Denkens, jenem Gegensatz gegenüber, nur so retten können, dass sie zeigt, jene Gegenstände stünden nicht im Gegensatz des Rechts und Links, sondern des Höhern und Niedern, indem die höhere Kategorie die niedere in sich aufnahm und also enthält und agnoscirt. Darum wird auch die Verschiedenheit des Denkens sich so gestalten, dass die niedriger stehende Weise von der höhern noch nichts weiss, diese dagegen von jener wohl, darum aber auch im Stande ist, sie zu begreifen und in ihrer Sphäre gelten zu lassen.

Die Aufgabe der Logik wird daher sein, zu zeigen, wie die Reihe der Kategorien wirklich das Verhältniss zeigt, welches man in früherer Zeit bei der Entstehung und dem Wachsen der Schneelavinen voraussetzte: der kleine Anfang, das zuerst in Bewegung gesetzte Klümpchen, geht nicht verloren, sondern um dasselbe sammelt sich immer mehr Schnee, und was im Thale ankommt, ist der Schnee nicht nur der höchsten Spitze, wohl aber dieser mit. Oder, um ein anderes Bild zu brauchen, welches den Vorzug hat, ein wirklicher Vorgang zu sein: wie sich um die unsichtbare Kerngestalt der wachsende Krystall anschiessend bildet und bei aller Veränderung nichts verloren geht, so hat die Logik das Wachsen der Kategorien von der unscheinbarsten an bis zu der darzustellen, welche sie alle befasst und darum die Kategorie der Kategorien ist. Natürlich muss sie dann mit derjenigen beginnen, welche die Voraussetzung bildet für alle übrigen, sodass es keine einzige gibt, in der sie nicht enthalten wäre. Dies aber heisst wieder nichts Anderes, als dass sie ganz zuerst dasjenige Denken oder die Denkstufe rechtfertigen wird, ohne welche eine höhere nicht denkbar und die eben darum als Grundlage in allen andern bis zur höchsten

hinauf aufbewahrt bleibt. Da sie die Voraussetzung für alle andern bildet, so kann sie die erste oder niedrigste, da alle andern sie enthalten, sie aber keine der andern, so kann sie die inhaltsloseste oder ärmste, da endlich sie in allen folgenden mit nähern Bestimmungen verwächst, so kann sie die unbestimmteste genannt werden, oder auch die abstracteste, da in ihr noch gar kein Concresciren stattgefunden hat. Die Schwierigkeit, welche die Logik überhaupt darbietet, weil sie uns zumuthet, Das für sich zu denken, was wir gewohnt sind, nur als ein auf Gegenständliches Angewandtes zu denken, wird natürlich am allergrössten sein bei dieser Kategorie, ohne welche wir überhaupt nicht denken können und die wir mit allen möglichen Gegenständen verbunden in jedem Augenblicke anwenden, sodass es uns bei ihr am wenigsten einfällt, sie in ihrer Reinheit zu betrachten. Ich pflege daher überhaupt die Anstrengung bei den logischen Untersuchungen, namentlich aber die am Anfange der Wissenschaft mit der Mühe zu vergleichen, welche sich der Physiolog geben muss, wenn er dahinter kommen will, was es mit dem Herunterschlucken für eine Bewandtniss hat, einer Procedur, die jedes kleine Kind kann, die aber erst erkannt ist, seit unser erster Physiolog sie genau beobachtete. Welches nun ist die erste Kategorie? Da, wir mögen nun etwas als numerisch Vieles, als Erscheinung, als Wirkung, als Mittel u. s. w. denken, vor Allem nöthig ist, dass wir es überhaupt denken, so wird die allererste Kategorie diejenige sein, wodurch überhaupt — gleichviel was? und wie? — gedacht wird. Das nun ist die Kategorie Sein. Was gedacht wird, ist *eo ipso*, nämlich mindestens in Gedanken. Und wieder, um Erscheinung oder Mittel zu sein, muss etwas sein, nämlich eben Mittel oder Erscheinung. Sein also ist die Kategorie, die vor allen gedacht werden muss, und wieder, vor der keine gedacht werden kann. Von ihr geht die Logik weiter, indem sie stets die Kategorien höher stellt, die, um gedacht zu werden, mehrerer vorausgehender bedürfen. Eine Kategorie wird also je nach dem Masse ihrer Voraussetzungen oder unentbehrlichen Vorgedanken höher gestellt werden müssen. Wenn es z. B. möglich ist, das Nichtsein zu denken vermöge des einen Hülfsgedankens des Seins, während, um das Werden zu denken, die beiden Hülfsge-

danken Sein und Nichtsein nöthig sind, so wird dies ein Grund sein, das Werden als die reichere oder höher stehende Kategorie zu bezeichnen. Ist aber das Verhältniss unter den Kategorien dieses, dass die je höhere ihre Voraussetzungen oder Hülfsgedanken in sich enthält (die $m + 1$ste Kategorie hat m Kategorien zu ihrem Inhalte), so versteht es sich von selbst, dass das höhere Denken, worunter wir dasjenige verstehen, das mit höhern Kategorien operirt, im Stande sein wird, das niedrigere zu agnosciren. Dagegen das niedrigere, dem die höhere Kategorie noch unbekannt ist, muss jede höhere Denkweise ignoriren, darf darum nicht sich anmassen, ein Urtheil darüber zu haben. Gesetzt also den Fall, die vier Kategorien, die ich Beispiels halber angeführt habe: Zahl, Erscheinnng, Causalität, Zweckmässigkeit, wären hier nach der ihnen zukommenden Rangordnung genannt, so versteht es sich von selbst, dass Der, welcher nur das Erscheinen der Gegenstände beachtet, wie z. B. der Beschreiber von Dingen, nichts dagegen haben wird, dass sie auch gezählt werden. Vielmehr wird sich dies ihm ganz von selbst verstehen. Dagegen wird es ihm gar nicht einfallen, nach dem Warum der Erscheinungen zu fragen, eben darum aber soll er auch nicht über Den aburtheilen, der dies thut. Wem dagegen der Gedanke der Causalität als der eigentlich leitende aufgegangen ist, und in dieser Lage befindet sich Der, welcher die Erscheinungen, z. B. der Natur, nicht nur beschreiben, sondern verstehen will, der wird das Zählen der Dinge, das Angeben ihrer Eigenschaften u. s. w. durchaus nicht tadeln, es wird ihm aber nicht genug sein, er will noch Anderes, was sich der Zählende und Beschreibende nicht träumen lässt. Dieses Andere, das Warum, die Ursache der Erscheinungen, dies ist ihm das Höchste, darum bleibt er dabei als bei dem Letzten stehen. Dagegen ist nichts zu sagen und es wird uns nicht einfallen, ihn zu tadeln, dass er nicht noch Anderes, z. B. das Wozu, sucht, nur fordern wir, dass er über einen Andern, der auch dies thut, nicht aburtheilt. Das Thun des Letztern geht über seines hinaus, darum bescheide er sich bei dem seinigen. Wer endlich, wenn er über die Naturerscheinungen nachdenkt, stets den Gesichtspunkt der Zweckmässigkeit festhält, dem fällt es gar nicht ein, zu leugnen, dass sie eine

Ursache haben; dies weiss er ebenso gut wie der Naturverständige. Auch nicht, dass die Dinge so und so beschaffen sind; dies steht ihm ebenso fest wie dem Naturbeschreiber. Zugleich aber weiss er noch Anderes, was jene nicht zu wissen brauchen, dass nämlich alle diese Erscheinungen zu einem Zwecke dienen oder demselben dienstbar gemacht werden können. Alle die vier charakterisirten Standpunkte sind Weisen des Denkens, das Thier zählt weder, noch forscht es nach Ursachen; sie sind aber verschiedene Weisen des Denkens, und nur die Logik setzt uns in den Stand einzusehen, dass es unvernünftig wäre, wenn sie sich gegenseitig anfeinden würden, weil dies nur dann geschehen könnte, wenn entweder das niedrigere Denken von Solchem spricht, was es nicht versteht, oder das höhere seine höhere Stellung aufgibt, die darin besteht, dass es das niedere mit ist.

Nachdem so der Anfangspunkt der Logik angegeben und zugleich gesagt ist, was es für eine Bewandtniss hat mit den verschiedenen Kategorien und den verschiedenen Stufen oder Weisen des Denkens, ist noch anzugeben, worauf denn zuletzt eine solche Entwicklung hinausführt. Mit andern Worten heisst dies: Welches ist zuletzt die Kategorie und dasjenige Denken, zu welchen sich alle Kategorien und alle verschiedenen Weisen des Denkens als Vorstufen verhalten, weil sie alle in jene eine hineingehen? Die systematische Durchführung der Logik führt zu dem Resultate, dass es eine höhere Kategorie nicht gibt als die des Endzwecks oder der Idee, und zwar so gedacht, dass er (sie) nicht nur, wie das Gute, sein soll, sondern wie das Wahre auch ist, d. h. als sich realisirender. Wie in dem Begriffe desselben, da er sich realisirt, enthalten ist, dass er erscheint; da er sich realisirt, dass er Ursache seiner selbst ist; da er Endzweck ist, dass er ein Wozu ist: so sind alle übrigen von der Logik betrachteten Kategorien gleichfalls in ihm enthalten. Nannten wir nun früher die Kategorien Vernunftverhältnisse, so wird dieser Complex oder dieses System aller Kategorien Vernunft, Logos genannt werden müssen. Wenn weiter das Anwenden einer Kategorie eine bestimmte Weise des Denkens gab, so wird das Anwenden dieser Kategorie das über alle andern Weisen hinausgehende Denken überhaupt, oder Denken *par excellence*, geben. Da sich in oder

zu diesem alle andern Weisen des Denkens concentrirt haben, so ist hier der Entwicklungsgang der Kategorien und ebenso der des Denkens vollendet oder absolvirt, und darum nennen wir den sich realisirenden Endzweck ebenso das Absolute, wie wir das Denken, welches in Allem realisirten Endzweck sieht, absolutes Denken nennen. Bei dem erstern Ausdruck ist nicht an Gott, bei dem zweiten nicht an göttliches Denken, sondern, was das Wort andeutet, an von Schranken Absolvirtes, an Vollendetes, an nicht blos Relatives zu denken. Wenn ich ein Gegenständliches betrachte, indem ich zusehe, wozu es dient, so fasse ich es als ein Relatives. Wenn ich aber zusehe, inwiefern es in ihm selbst vernünftig ist oder in ihm Vernunft liegt, so betrachte ich es als Absolutes. Ebenso wieder, wenn ich etwas nur betrachte als ein gegenständliches Ding oder auch als etwas, was durch äussere Nothwendigkeit da ist, sodass ich es eben mir muss gefallen lassen, so bin ich mit einem Fremden beschäftigt, bin bei Anderm und eben darum beschränkt. Sobald ich aber dazu gekommen bin, dass meine Vernunft in dem Gegenstande Vernunft, also sich findet, so ist mein Denken von diesem Beschränktsein absolvirt, d. h. absolut. Die unfreie Betrachtung steht vor dem Fremden erstaunt wie die Kuh vor dem blauen Thor, die freie oder absolute sieht und findet in Allem sich, *tamquam in speculo*, und wird darum wohl auch speculative Betrachtung genannt.

Wenn die Logik gar keinen andern Inhalt hat als den sich vollendenden Logos, so ist es erklärlich, dass metonymisch oft anstatt ihres Inhalts sie selbst genannt und von der Logik gesprochen wird, die sich in der Welt manifestiren soll, worunter nichts verstanden wird als die Vernunft, die sich in der Welt zeigt. Das Wesentliche aber ist, dass in der Logik die Vernunft überhaupt betrachtet und ganz nnd gar ausser Acht gelassen wird die verschiedene Weise, in der sie in der sinnlichen und in welcher sie in der geistigen Welt existirt. Diejenigen Verhältnisse zu entwickeln, ohne welche es gar kein vernünftiges System geben kann, weder ein Reich der Natur, noch auch ein «Geisterreich», wie man es wohl früher ausgedrückt hat, das ist die alleinige Aufgabe der Grundwissenschaft. Aus ihr allein lernt man daher weder die Natur noch den Geist kennen. Wohl

aber lernt man aus ihr, was man in der Natur und im Geiste suchen und erforschen soll: nicht nur Causalzusammenhang, nicht nur Zahlenverhältnisse, sondern Vernunft, die dies Alles umfasst, ebenso aber auch noch Zweckmässigkeit, Lebendigkeit u. s. w. Zu suchen, sage ich, lehrt die Logik dies Alles; nicht aber ist es durch sie allein schon gefunden, wie Diejenigen zu meinen scheinen, welche es für Naturphilosophie ausgeben, wenn sie die einzelnen logischen Kategorien, wie Etiketten an die Arzneigläser, an die einzelnen Naturerscheinungen heften und nun sagen: der Raum sei das Sein, die Zeit das Nichtsein, die Bewegung das Werden u. s. w. Vor dieser Verirrung, in den folgenden Theilen des Systems nur eine Wiederholung der Logik zu sehen, schützt gerade ein gründliches logisches Studium am meisten, weil es ja eben zeigt, dass keine einzige Kategorie, die letzte ausgenommen, welche der Complex aller war, dem wissenschaftlichen Denken genügt, und dass eben deswegen die wissenschaftliche Betrachtung des Raumes, der Zeit u. s. w. nur darin bestehen kann, in ihnen nicht einzelne Kategorien, sondern Vernunft zu erkennen. Also, dass man durch sie Naturwissenschaft lerne, darf man von der Logik nicht erwarten, sondern nur, dass man dadurch lerne, was in der Natur-, sowie in jeder andern Wissenschaft angestrebt werden soll. Ausserdem aber wird eine Reflexion auf Das, was in der Logik geleistet worden ist, indem dadurch deutlich wird, in welcher Weise der Logos in dem an die Logik unmittelbar anstossenden Theile des Systems erscheint, den Uebergang zu diesem Theile machen. Wie dies geschieht, ist hier kurz anzugeben.

Die Logik hat gezeigt, dass und wie der Logos immer mehr sich vollendet und fertig wird. Dann aber kann das Ende desselben kein anderes sein, als dass unser Denken genöthigt ist, ihn als daseienden, fertigen zu denken. Dies wird namentlich Dem klar sein, der innerhalb der Logik bei der Betrachtung des Werdens gefunden hat, dass vollendetes Werden nicht mehr werdendes, sondern fertiges Dasein ist. Weiter: jenes Werden des Logos durch das sich Verweben und Verdichten der Kategorien war ein Werden in uns, ein innerliches gewesen. Wenn nun abermals innerhalb der Logik sich zeigt, dass vollendete Innerlichkeit Aeusserlichkeit

ist, — was übrigens Niemand paradox nennen wird, der es erfahren hat, dass, was in einem Menschen recht lebt, realisirt wird, — so wird offenbar, wer sich am Ende der Logik die Frage aufwirft: Was habe ich also jetzt zu denken? die Antwort sich ergeben müssen: Vernunft als nicht mehr sich veränderndes, also unveränderliches, nicht mehr innerliches, sondern äusseres Dasein. Da aber dies mit Dem zusammenfällt, was wir Natur zu nennen pflegen, so erweist sich als der nächste Gegenstand der Wissenschaft, nachdem sie sich gesagt hat, was Vernunft ist, die Natur, und die Naturwissenschaft ist die erste auf die Logik gebaute Wissenschaft, sodass wir uns weder darüber wundern, dass *Aristoteles* sie die erste Anwendung derselben, noch dass er sie Physiologie genannt hat.

Sechzehnte Vorlesung.

In der letzten Vorlesung ist gesagt worden, wir verstünden unter «Natur» nichts Anderes als Vernunft als äusserliches Dasein. Diese Behauptung hat vielleicht Manchen stutzig gemacht, welcher gemeint hat, dies verstehe man nicht unter diesem Worte, sondern dabei denke man an gar nichts Anderes als an den Complex der einzelnen Dinge. Einen Solchen möchte ich nun auf die Art und Weise aufmerksam machen, wie Die, die sich ganz der Erforschung der Natur widmen, die einzelnen Dinge behandeln. Je mehr sie derselben (im Experiment) zerstört haben, um so näher glauben sie in der Regel der Erkenntniss der Natur gekommen zu sein. Dem, der unter Natur nur die Dinge selbst versteht, muss dies widersinnig vorkommen, und dennoch haben sie Recht, denn Das, dessen Erkenntniss sie suchen, ist Das, dessen Weisheit sie rühmen, von dem sie sagen, es suche die kürzesten Wege u. s. w., kurz, es ist der Complex der Gesetze oder Das, was wir Vernunft genannt haben, was mehr oder minder bewusst dem Naturforscher vorschwebt,

wenn er von der Natur spricht, die Dies oder Jenes so mache. — Wir haben dann weiter gesagt, unter Natur sei zu verstehen die Vernunft, wie sie unveränderliches Dasein hat. Auch hier können wir uns darauf berufen, dass die stillschweigende Voraussetzung aller Naturforscher die ist, dass die Gesetze, welche den Erscheinungen zu Grunde liegen, unveränderlich sind. Nur unter dieser Voraussetzung haben die Hypothesen des Paläontologen einen Sinn und die Vorausberechnungen des Astronomen einen Verstand. Für den Physiker als solchen gibt es kein eigentliches Werden, sondern lediglich Veränderung. Wirkliches Werden, d. h. ein Uebergehen aus dem Nichtsein in das Sein, wird der verständige Physiker nicht leugnen, aber er wird es in ein Gebiet stellen, das ihn als Physiker nichts angeht; wer von Schöpfung spricht, redet von etwas, was dem gesetzmässigen Gange, den er Natur nennt, vorausging, wer von Wundern, von etwas, was diesen Gang unterbricht, Beide also von Solchem, was Vor- oder Ueber-, jedenfalls aber nicht Natürliches ist. In seinem Gebiete ein *fieri* zu statuiren, eine Aenderung, einen Fortschritt in den Gesetzen anzunehmen, heisst jede Naturwissenschaft unmöglich machen. Unveränderlichkeit ist das Prädicat, welches vom Begriffe des Naturgesetzes ganz untrennbar ist. — Endlich ist von der Natur gesagt, sie sei äussere Ordnung oder es existire in ihr die Vernunft in Form der Aeusserlichkeit. Dagegen wird Keiner etwas einwenden dürfen, welcher an sich selbst bemerkt, dass, wenn er das Wesen der Natur fassen will, er dazu sie dem Geiste entgegenzusetzen, diesem letztern aber das Prädicat des Bewusstseins, d. h. des Beisichseins zu geben pflegt. Offenbar hat er damit zugestanden, dass der Natur das entgegengesetzte zukommt, d. h. dass sie nicht bei sich, also ausser sich sei. Nur ein anderer Ausdruck dafür ist, dass wir das Wesen des Geistes in die Freiheit, das der Natur in die äussere Nothwendigkeit setzen; wo der Mensch ausser sich geräth, nennen wir dies einen unfreien Zustand, wo sein Kopf wieder frei wird, sagen wir, er sei wieder zu sich gekommen. Wie ein Uhrwerk Verstand zeigt, ohne Verstand zu besitzen, so ist die Natur zwar Vernunft, aber sie ist es nicht für sich, und darum nennen wir weder sie noch irgend einen ihrer Bestandtheile ein

Vernunftwesen, weil dieses letztere Wort ein solches bezeichnet, das seiner Vernünftigkeit bewusst ist. So vernünftig Das ist, was die Thiere thun, so ist und bleibt ihr Thun doch unvernünftig. Ganz Dasselbe gilt von der Natur. In Allem, was sie thut, zeigt sich Vernunft und doch ist ihr Thun nicht ein vernünftiges Handeln, sie wirkt, wie *Aristoteles* das vortrefflich ausdrückt, nicht als bewusste Gottheit, sondern dämonisch, d. h. instinctartig.

In der unveränderlichen äussern Ordnung, die wir Natur nennen, die Vernunft nachzuweisen, das ist die Aufgabe der Naturwissenschaft oder Physiologie im weitesten Sinne des Worts. Sie kann zu diesem Ziele auf zwei verschiedenen Wegen gelangen. Entweder geht sie von dem vorgefundenen äusserlichen Dasein aus und sieht zu, inwiefern allen diesen Erscheinungen Vernunft zu Grunde liegt, und dann ist sie empirische Naturwissenschaft; oder aber sie macht die in der Logik erkannte Vernunft zu ihrem Ausgangspunkte und fragt: wenn diese als äusserliches Dasein existirt, was muss dies für Folgen haben? und dann ist sie speculative Naturwissenschaft. Da die erstere auf den Grund, die letztere dagegen auf die Folge hinarbeitet, so verhalten sich beide Wege wie das Fällen eines Lothes auf die Kugelfläche und Fortsetzen der gefundenen Linie in der Richtung zum Centrum zu dem Ziehen eines Radius vom Centrum auf die Peripherie hin. Kreuzen können sich diese Linien nie, vorausgesetzt, dass sie gerade gezogen werden, vielmehr werden sie mit der Zeit — freilich ist Geduld dazu nöthig — sich begegnen. Ist nun der Grund das logische *prius* zur Folge, so sind die Ausdrücke Entwicklung *a priori* für die speculative und *a posteriori* für die empirische Naturwissenschaft erklärlich. Sie fallen mit den sonst üblichen: deductives und inductives Verfahren, zusammen. Weil aber auf beiden Wegen die Vernunft in den Erscheinungen erkannt wird, sind beide wissenschaftliche Verhaltungsweisen, und es wäre Anmassung, wenn die speculative Naturwissenschaft oder Naturphilosophie der empirischen oder Naturbeschreibung den Namen der Wissenschaft abstreiten wollte.

Aus dem von uns aufgestellten Begriff der Natur folgt nicht nur, was wir eben hervorgehoben haben, welches die Aufgabe der Naturwissenschaft ist, sondern auch sehr Ent-

scheidendes über ihren Inhalt und ihre Gliederung. Da die Logik gezeigt hat, dass Vernunft und Absolutes Dasselbe ist, der Uebergang aber zur Naturphilosophie, dass sie (oder es) in Form des äusserlichen Daseins existiren muss, so liegt eigentlich in dem Begriff der Natur ein Widerspruch. Sie ist Vernunft und ist doch ausser sich; dass aber das Wesen der Vernunft erfordert, bei sich zu sein, das scheint mindestens dem gemeinen Menschenverstand entschieden zu sein, da derselbe es für gleichbedeutend ansieht, ob man dem Aussersichgerathenen zuruft, er solle zu sich kommen, oder: er solle vernünftig sein. Dieser Widerspruch, dass die Natur Vernunft ist, ohne vernünftig zu sein, kann, da Vernunft und Absolutes Dasselbe ist, auch so formulirt werden, dass sie uns das Absolute zeigt, aber nicht in absoluter Form, etwas, was wir, durch die That wenigstens, täglich anerkennen, indem wir die Natur als Mittel, d. h. als Relatives benutzen, jedes neu entdeckte Gesetz sogleich für uns verwenden und also nicht als ein Ansichseiendes respectiren, während wir uns doch im Namen der Moral gebieten lassen, Menschen, Geister, nie als blosse Mittel anzusehen. — Wie wir ihn daher aussprechen mögen, der Widerspruch in dem Wesen der Natur wird nicht geleugnet werden können. Nun aber ist es ein allgemeines, eben darum innerhalb der Logik zu beweisendes Gesetz, dass ein jeder Widerspruch Lösung verlangt. Es wird daher die Natur nur dann richtig begriffen werden, wenn in ihren Erscheinungen eine Reihe immer mehr gelingender Versuche zur Lösung jenes Widerspruchs nachgewiesen wird, oder, was Dasselbe heisst, eine Stufenfolge, in der sich die Natur dem Punkte nähert, wo die Vernunft in Vernunftwesen existirt, die deswegen nicht mehr als etwas Relatives angesehen und als Mittel gebraucht, sondern als etwas Absolutes, als Selbstzweck respectirt werden sollen. Die Naturwissenschaft wird in diesen Versuchen, welche die Natur zur Hervorbringung von Vernunftwesen macht, Vernunft nachzuweisen versuchen und ist also, da sie doch nur durch Vernunft zu Stande kommt, selbst eines der Mittel, wodurch die Vernunft dazu kommt, sich selbst zu erkennen und ganz bei sich zu sein. In der Reihe aber, welche sie so reconstruirt, lassen sich folgende Hauptstufen unterscheiden. Zuerst diejenigen Erscheinungen, welche,

von dem angestrebten Ziele am weitesten entfernt, uns nichts zeigen als das völlige sich äusserlich Sein, Vereinigungen, die über das Aneinanderstossen nicht hinausgehen, höchstens ein Streben darnach, wirklich in einem Punkte Eins zu werden, der aber nie erreicht wird, sodass jenes Streben ein unrealisirtes bleibt. Die Wissenschaft, welche diese Erscheinungen betrachtet, nennen wir Mechanik. Sie ist empirische, wenn sie in den verschiedenen Weisen des sich äusserlich Verhaltens und gewaltsamen Einwirkens die Regeln, ferner in diesen das gemeinschaftliche Gesetz auf dem Wege der Abstraction und der Analyse aufsucht, wie etwa *Newton*, wenn er im Stoss und im Fall das Gemeinsame auffindet. Als speculative macht die Mechanik den Versuch, aus den Bedingungen des äusserlichen Daseins selbst die möglichen äusserlichen Verhältnisse abzuleiten. Sie beginnt daher mit der Erörterung dieser Bedingungen, welche für die empirische Betrachtung die Voraussetzung bilden, und ihren ersten Gegenstand bildet Das, was zu dem von der Logik entwickelten Logos hinzukommt, um ihn zur Natur zu machen. Dies ist nichts Anderes als die Weise oder Form des (sich und überhaupt) Aeusserlichseins, das Nach- und Aussereinander, Zeit und Raum, die für sich genommen μη ὄντα sind, deren Einheit aber die Bewegung des Zeitlich-Räumlichen oder der Materie gibt, dieses allgemeinen Stoffs aller natürlichen Existenz, als dessen nähere Bestimmung sich Alles ergibt, was die Naturphilosophie weiter betrachtet, sodass dieselbe nichts enthält, was nicht Materielles oder Bewegung des Materiellen beträfe. Eben darum hat die mechanische Betrachtung aller Naturerscheinungen ihr ganz unbestreitbares Recht. Auf der andern Seite aber gibt die mechanische Betrachtung nur Das an, was allem Materiellen ohne Unterschied zukommt. Darum abstrahirt sie von allem Qualitativen, womit ihr Bestreben zusammenhängt, Alles der Berechnung, d. h. der Anwendung quantitativer Kategorien zu unterwerfen. Die Tendenz der Mechanik, so weit sie inductiv verfährt, geht naturgemässer Weise darauf, Alles auf die einfachsten räumlichen, zeitlichen, raumzeitlichen (d. h. Bewegungs-) Formen zurückzuführen. Umgekehrt sucht die deductive oder speculative Mechanik aus Raum und Zeit die Bewegung zu begreifen, aus dem Begriff

der Bewegung aber abzuleiten, warum diese erstlich als durch momentane Einwirkung hervorgebrachte gewaltsame oder Stossbewegung, warum zweitens als durch sogenannte lebendige, d. h. andauernde Kraft hervorgebrachte und darum sich selbst multiplicirende erscheinen muss, und geht dann drittens dazu über, namentlich dort, wo sie zur Mechanik des Himmels wird, zu zeigen, warum in der freien, Stoss und Fall in sich vereinigenden Bewegung die höchste Form aller nur mechanischen Bewegungen anzuerkennen sei.

Nennt man die nur quantitativ bestimmte Materie Masse, so hat die Mechanik es lediglich mit Massen zu thun, und alle die Verhältnisse, welche sie betrachtet, betreffen lediglich das Volumen, die Schwere u. s. w., kurz die Massenhaftigkeit. Ebenso die Geschwindigkeit, d. h. das Verhältniss von durchlaufenem Raum und dazu gebrauchter Zeit. In ihrem höchsten Theil aber, der Mechanik des Himmels, berücksichtigt sie einen Unterschied, welcher, zunächst freilich ein nur localer, der Unterschied des Centralen und Peripherischen, die Grundlage wird zu einem andern, qualitativen. Indem die Naturwissenschaft zu diesem gelangt, tritt sie aus dem Gebiete der mechanischen Betrachtung heraus und macht die geltend, welche, das Wort im gewöhnlichen Sinne genommen, physikalische genannt werden kann. Hatte die Mechanik die Materie in ihrer Allgemeinheit betrachtet, so wird dieselbe in der Physik betrachtet in ihrer Besonderung. Je mehr hier der Stoff anwächst, um so mehr ist es erklärlich, dass die Betrachtung einer besondern Gruppe von Erscheinungen, d. h. ein einzelnes Capitel der Physik, die ganze Kraft eines Physikers in Anspruch nimmt und schliesslich als eigene Wissenschaft behandelt wird. Unsere Aufgabe ist, sie in ihrer Zusammengehörigkeit und zugleich in ihrer sachgemässen Reihenfolge zu begreifen: der Uebergang von der Mechanik zur Physik wird durch die Erkenntniss gemacht, dass das Dasein ungeformter, nicht besonderter Materie den Forderungen der Vernunft nicht genügt, sondern dass diese das Hinzukommen der Besonderung postulirt. Gerade wie die Naturwissenschaft in ihrem ersten Theile ganz zuerst Das betrachten musste, was als ein Plus zu dem in der Logik Entwickelten hinzugekommen war, Raum und Zeit, so wird hier ganz zuerst zu betrachten sein

das zur Materie hinzutretende besondernde Princip. Dieses ist das Licht. Dasselbe und seine verschiedenen denkbaren Verhältnisse zur Materie bilden den Inhalt des ersten Capitels der Physik, welches allmälig so angewachsen ist, dass es als eigene Disciplin, als Optik, verbunden mit der Chromatik, bezeichnet zu werden pflegt. Das Weitere aber ist, dass die Vernunft nicht dabei als bei einem Letzten stehen bleiben kann, die Besonderung als ein eigenes Princip neben dem Materiellen zu denken, sondern dass, ausser der oberflächlichen Specification, welche uns in der Verschiedenheit der Farben entgegentritt, die nur das verschiedene Verhältniss zum Licht zeigen, sie eine Specification der schweren Materie selbst postulirt. In diesen Unterschieden, wie sie sich als specifische Schwere, als specifische Cohärenz- und Aggregatzustände zeigen, endlich in den Veränderungen der Cohärenz und Dichtigkeit, die sich in dem auf Elasticität beruhenden Erklingen und vor Allem in den Erscheinungen der Wärme manifestiren, in diesen Vernunft nachzuweisen, ist die Aufgabe des zweiten Capitels der Physik, von welchem ganz Dasselbe gilt wie von dem ersten, nur im verstärkten Grade. Atmotik, Hydrostatik und Hydraulik, Akustik, Thermotik haben sich bis jetzt als besondere Disciplinen constituirt, und es ist kein Grund vorhanden, warum nicht neben ihnen noch andere angeführt werden sollten. — Hatte das erste Capitel der Physik das Princip der Besonderung betrachtet, das zweite die besonderten Objecte, so wird in dem dritten Beides vereinigt, indem gezeigt wird, wie die Materie das Princip der Besonderung in sich selber trägt, die Objecte sich gestalten. Hier nun kommen jene Principien der Gestaltung zur Sprache, zu welchen die Wärme die Brücke bildet, und die selbst wieder eine aufsteigende Reihe bilden, indem der Magnetismus als Linealkraft nur eine, die Elektricität als Flächenkraft zwei Dimensionen in Besitz nimmt, bis endlich im chemischen Process die Krystallbildung uns zeigt, wie alle drei Dimensionen von den innern Zuständen der sich verbindenden beherrscht werden und der Krystall sich kubische u. s. w. Gestalt gibt. Die Zusammengehörigkeit dieser drei Principien, durch die glänzendsten Entdeckungen der Neuzeit bewiesen, hat nicht gehindert, dass, weil der Stoff der Erfahrungen so ungeheuer an-

gewachsen ist, die Chemie jetzt als eigene Wissenschaft auftritt, ja dass das Product des Chemismus, der Krystall, wieder Object einer besondern Wissenschaft geworden ist, der Mineralogie, welche begreiflicher Weise alle andern Wissenschaften voraussetzt, sodass der Mineralog nicht fortkommt, ohne Strahlenbrechung, specifische Dichtigkeit, Elasticität, Wärmecapacität, Magnetismus, Elektricität, chemische Zusammensetzung, vorauszusetzen.

Von allen Erscheinungen, die wir unter dem Namen der physikalischen zusammengefasst haben, die chemischen mit einbegriffen, steht keine höher als die Krystallbildung, und dass hier Ausdrücke pflegen gebraucht zu werden, wie Wachsen, Exemplar u. s. w., ist kein Zufall, denn in der That kann man in ihr eine Vorahnung, möchte ich sagen, des Lebens sehen. Auf dieses nämlich und also über sich hinaus weist der chemische Process deswegen, weil, wenn er genauer betrachtet wird, der Betrachtende das Unbehagen empfindet, welches jeden Vernünftigen ankommt, wo er auf einen noch nicht gelösten Widerspruch stösst. Was den chemischen Process zu einer der Vernunft so willkommenen Erscheinung macht, ist, dass sie in ihm die Erfüllung eines ihrer Postulate sieht: von innen heraus wirkenden Gestaltungsprocess. Wenn aber genauer angesehen sich zeigt, dass dieser Process, weil er vom zufälligen Zusammentreffen von Substanzen abhängt, nicht genug von innen heraus vor sich geht, ebenso aber, weil er augenblicklich erlischt, am Ende nicht, d. h. nicht genug Process ist, so sucht die Vernunft weiter nach einem solchen Process, der auch am Ende Process ist, und da sie einen solchen nur dort findet, wo Eines nicht nur ein für alle Mal sich eine Form gegeben hat, sondern dieselbe stets von Neuem sich gibt oder sie reproducirt, ein Process, den wir Lebensprocess nennen, so wird die Naturwissenschaft in ihrem dritten Theil zur Wissenschaft vom Leben, die ich am liebsten Biologie nenne, weil ihre Aufgabe nur die ist, im βιος den λογος zu erkennen.

Wir haben, indem wir logische Kategorien anwandten, von dem ersten Theile der Naturwissenschaft gesagt, er betrachte das Natürliche in seiner Allgemeinheit, vom zweiten: in seiner Besonderheit; die Symmetrie fordert, dass wir hier

sagen: die Biologie betrachtet das Natürliche in seiner Subjectivität, worunter wir nichts verstehen als Urheberschaft, welche darin besteht, dass das Allgemeine sich besondert oder das Wesen sich in Erscheinung treibt. Wo Leben ist, ist Subjectivität, und umgekehrt; darum werden wir schon, wenngleich die untergeordnetste, doch immer eine Weise des Lebens der Erde zuschreiben müssen, wie unbewusst alle Die thun, welche von einer Geschichte und nicht nur von einem Schicksal der Erde sprechen. Demgemäss wird uns der erste, an die Mineralogie als den letzten Theil der Physik angrenzende Theil der Biologie die Geologie sein. Diese betrachtet zuerst die von der Physik betrachteten Substanzen unter einem ganz neuen Gesichtspunkt. Ungefähr wie in der allgemeinen Anatomie die Grundgewebe des menschlichen Organismus aufgesucht werden, so sucht der Geolog die Grundelemente oder Grundstoffe auf, in deren Kreislauf und Wechsel das Leben der Erde ebenso besteht, wie das Leben des menschlichen Organismus im Umsetzen des Blutes in Muskelfaser u. s. w. Darum können ganz ohne Rückfall zu ganz obsoleten Ansichten noch heutzutage Luft, Wasser, Erde als Elemente bezeichnet werden, und der Einwand, sie seien keine einfachen Substanzen, besagt hier ebenso wenig, als wo er dagegen geltend gemacht wurde, dass man zusammengesetzte Substanzen in der organischen Chemie als Radicale ansieht. In dem Wechsel dieser ihrer Elemente und ihrem Uebergehen in einander besteht der Organisationsprocess der Erde, sowohl der, der in der Vergangenheit liegt, als der, welchen der gegenwärtige Kreislauf ihres Lebens zeigt. Die Geologie, indem sie die ganze, alte sowohl als neue Geschichte unsers Planeten darstellt, wird die andern Theile der Naturwissenschaft zu ihren Voraussetzungen machen und Das befassen, was wegen Anwachsen des Stoffs heutzutage Paläontologie, Geognosie, physikalische Geographie, Meteorologie u. s. w. genannt wird. Von den drei Hauptperioden, die in dem Lebenslauf unsers Planeten füglich angenommen werden können, kann über die erste nur auf dem Wege der Analogie und Hypothese etwas gesagt werden, und es gereicht dem menschlichen Scharfsinn zu grosser Ehre, die letztere so vereinfacht zu haben, dass, vorausgesetzt natürlich die Existenz

der gegenwärtig herrschenden Naturgesetze, die blosse Annahme gegen einander gravitirender materieller Theilchen hinreicht, um zu erklären, wie unsere Erde zu einer glühenden Gaskugel wurde, wie daraus, durch Abkühlung, die Sonderung der drei Elemente zu über einander liegenden Schichten hervorgehen und durch Erhebungen glühender Massen der untersten Schicht über die mittlern, welchen dann andererseits Einstürze entsprachen, endlich durch chemische Verwandlung, welche durchdringende Dämpfe bewirkten, die festen Unterschiede von Atmosphäre, Wasser und Festland entstehen konnten, die wir jetzt vor uns sehen. — Hinsichtlich der zweiten Periode lassen sich schon sichrere Behauptungen aussprechen, weil untergegangene, wiederaufgefundene Producte der Erde gleichsam als Documente dienen. In üppiger, aber auch ungebändigter Productionskraft hat die Erde ihre Parasiten, Pflanzen und Thiere, hervorgebracht; sie sind untergegangen und haben vielleicht dadurch den Stoff geliefert, aus dem allein Vollkommneres hervorgehen konnte, welches seinerseits wieder in den Tiegel der Vernichtung geworfen ward, um zu noch Besserem den Stoff zu liefern. Wenigstens durchlaufen die gegenwärtigen Thiere in ihrem Embryonenleben die Zustände, die bei den untergegangenen die der Reife gewesen sind. Reste von Menschen finden sich in den Ueberbleibseln jener Zeit der Ungeheuer nicht, vielleicht weil sie noch nicht fähig war, jenen vielfach durchgekneteten Stoff zu liefern, welcher der *limus terrae* werden, der den lebendigen Odem Gottes in sich aufnehmen sollte. Wo er präparirt ist, beginnt die dritte Periode, in der wir leben. Wir können sie die historische nennen, im Gegensatz zur ersten mythischen und zweiten sagenhaften. Die zeugende Thätigkeit der Erde hat hier so gut wie aufgehört; ihre Parasiten, die Pflanzen und Thiere, namentlich aber ihre Söhne, die Menschen, thun jetzt mehr für die Veränderung der Erdoberfläche als die heftigsten Erdbeben und Gewitter. Das Leben der altgewordenen Mutter beschränkt sich jetzt auf einen sich wiederholenden Kreislauf, sie erzählt nur die alten Geschichten, erfindet nichts mehr. Dieser Kreislauf besteht in dem Jahres- und Tageswechsel, ferner in den verschiedenen Formen des meteorologischen Processes, der uns in den Winden, wässri-

gen Niederschlägen und den Bildungen des Sediments den Luft-, Wasser- und Erdprocess, als sein Resultat aber in ferner Zukunft einen Zustand zeigt, wo alle Berge abgespült als sandige Niederschläge den horizontalen Boden des Wassers bilden werden, das seinerseits die Luft über sich tragen wird.

Dem Leben der Erde, das wir das allgemeine nennen können, stellt sich eine zweite Form des Lebens gegenüber, welche wir mit dem Worte Particularleben bezeichnen wollen, um den Gegensatz zu jenem hervorzuheben, den auch das gewöhnliche Bewusstsein zu fühlen scheint, wenn es Pflanzen und Thiere als Parasiten der Erde bezeichnet, d. h. als Wesen, die herzlos ein gastliches Haus auffressen. In der That kümmern sie sich so wenig um ihren gastfreien Wirth, dass, wenn man sie gewähren liesse, die ganze Erde allmälig mit Torfmooren und Steinkohlenlagern, mit Guano, Kreide u. s. w., d. h. mit Pflanzen- und Thierresten sich bedecken würde. Dieses negative Verhältniss ist eine Folge davon, dass das Leben dieser Wesen in einem diametralen Gegensatz steht zu dem der Erde, ein Umstand, der es übrigens erklärlich macht, warum Viele es absurd nennen, wenn man der Erde ein Leben zuschreibt. Ein pflanzliches oder thierisches ist es freilich nicht. Vielmehr gerade das Gegentheil davon. Wenn dort das Ganze (die Erde) eine Geschichte hat, allmälig alt und kalt wird, die einzelnen Bestandtheile aber (die chemischen Elemente) unverändert bleiben, so haben dagegen hier nur die einzelnen Exemplare ihre Geschichte, werden erzeugt und sterben ab, die Ganzheiten aber oder Allgemeinheiten, die Gattungen und Arten bleiben unverändert, können höchstens unter dem Einfluss einer fremden Macht nach oben oder unten degeneriren, veredelt oder verkümmert werden. Den Gegenstand des zweiten Theils der Biologie hat man gewöhnlich im Sinne, wenn man das Lebendige dem Todten entgegensetzt. Man hat Recht, denn der Unterschied, ja Gegensatz ist ein so durchgehender, dass er schon bei den abstractesten Bedingungen des Daseins beginnt und sich durch alle die Erscheinungen hindurch verfolgen lässt, die von der Mechanik und Physik betrachtet werden. Schon hinsichtlich des Raums tritt hier der grosse Unterschied

hervor, dass das Todte in einen Raum gesetzt wird, in welchem kein realer Unterschied zwischen den einzelnen Dimensionen stattfindet, während das Lebendige, indem es sich gestaltet und wächst, seinen Raum einnimmt, bei dem es gar nicht gleichgültig ist, ob man sein Oben zum Unten macht u. s. w. Mit der Zeit ist es ebenso; das Lebendige ist nicht nur in der Zeit, sondern es hat seine eigene, die sich als Periodicität erweist, von der das Todte keine Spur zeigt, da der Kreislauf etwas Anderes ist. Ebenso hat das Lebendige seine eigene Bewegung, die nicht nur ein Fallen zu einem oder ein Laufen um ein Centrum ausserhalb seiner ist. Das Wachsen ist ein sich Bewegen vom Centrum ab. Der innere Kreislauf, namentlich aber die spontanen Bewegungen, sie sind dem Lebendigen ausschliesslich eigen. Die Materialität betreffend, so zeigt das Todte Gleichgültigkeit gegen die Form, oder wo ihm eine bestimmte Form wesentlich ist, da ist sie die Folge bestimmter Mischung. Dagegen das Lebendige existirt nur in seiner Form, und zugleich ist die Form das die Stoffe Beherrschende; darum ist es eine Gedankenlosigkeit, wenn man den Unterschied zwischen dem Lebendigen und dem Todten deswegen leugnet, weil die Stoffe, aus denen jenes besteht, dieselben sind wie die Bestandtheile des Todten. Die in der todten Natur allein vorkommenden Aggregatzustände des Festen, Flüssigen und Gasförmigen zeigt das Lebendige fast nur in seinen Excreten; dagegen eignet ihm fast exclusive das Weiche. Wir finden nur bei ihm das von innen heraus Erklingen, die Stimme, nur bei ihm eine specifische Wärme im activen Sinne des Worts, die mehr als Wärmecapacität, die eine selbsterzeugte und sich regulirende Wärme ist. In der todten Natur zeigt die Mengung nur Juxtaposition der Vereinigten, die chemische Durchdringung wieder lässt in dem neutralen Product die Vereinigten verschwinden. Anders bei dem Lebendigen. Die Entosmose und Exosmose zeigt wirkliche Durchdringung ohne Neutralisation und vermittelt die Assimilation, die der todten Natur fremd ist. Die lebendige Natur zeigt endlich auch darin einen ganz andern chemischen Process als die todte, dass dort zusammengesetzte Substanzen als Einheiten gelten, und andere Producte dieses Processes, da an die Stelle der (fast) allein vorkommenden

binären Verbindungen die ternären, an die Stelle des kantigen Krystalls die abgerundeten organischen Formen treten. — Dieser Gegensatz des Lebendigen zu dem Todten schliesst nun aber nicht aus, dass sich innerhalb seiner selbst wieder ein Gegensatz anderer Art geltend macht. Um diesen, den Gegensatz des Pflanzlichen und Thierischen, richtig zu würdigen, muss auf den gemeinschaftlichen Boden beider zurückgegangen werden, den gestaltlosen Stoff, der in beiden der Träger des Lebens werden soll. Wir finden ihn in dem Schleim, jenem Extract, in welchem eben sowohl die beiden activirenden Substanzen der Chemie, der Sauerstoff und Wasserstoff, als auch die prägnantesten Repräsentanten der passiven — wir können sie Wurzelsubstanzen nennen — Kohlenstoff und Stickstoff sich finden, und der nicht mit Unrecht mit der Mutterlauge verglichen worden ist, aus der sich die Krystalle niederschlagen. Alle Versuche, durch Hypothesen bis auf die erste Genesis des pflanzlichen und thierischen Lebens zurückzugehen, werden mehr oder minder auf einen Urschleim hingewiesen werden. Dieser aber ist nur noch erst dem weichen eingerührten Thon zu vergleichen, aus dem das Gebäude des lebendigen Leibes nicht direct aufgebaut wird, sondern so, dass daraus zuerst die Backsteine gebildet werden, aus welchen und nicht aus schlechtem Pisé der grosse Architekt Natur seine Prachtbauten ausführt. Was aus dem Schleime sich zunächst bildet, das sind die eigentlichen Atome des Lebens, die Zellen, Niederschläge aus der Mutterlauge, nur dadurch entstanden, dass sie nicht, wie die Krystalle, die flüssige Lauge ausschliessen, sondern einschliessen, weiter auch darin von den Krystallen unterschieden, dass sie nicht Aggregate, sondern wirkliche letzte Einheiten sind, dass die Kerngestalt, die dort etwas Ideales, hier real und sichtbar ist. Aus Zellen, dieser gemeinschaftlichen Basis des thierischen und pflanzlichen Lebens, entstanden wohl beide zuerst, die Thiere im Wasser, die Pflanzen in der Erde; aus ihnen entstehen sie noch jetzt, denn das Eichen ist eine Zelle. Aus ihnen endlich bestehen sie, denn alle Gewebe sind nichts Anderes als Aggregate modificirter Zellen.

Eben weil der Thier- und Pflanzenleib beide nur Zellenaggregate sind, eben deswegen kann ihr Gegensatz, wie er es ist, ein diametraler sein. Bei den Pflanzen kommt es der

Natur darauf an, die grösstmögliche Mannigfaltigkeit der Typen hervorzubringen, weswegen auch die wissenschaftliche Betrachtung der φυτα oder βοτανaι — die Phytologie oder Botanik, der Symmetrie halber wäre zu wünschen Botanologie — vorzugsweise Morphologie ist. Wozu sie ist, das zeigt die Pflanze, darum verbirgt sie nicht, was die Hauptsache an ihr ist; ihr Lebensprincip sitzt aussen. Es hängt hiermit zusammen, dass das pflanzliche Leben vorzugsweise die Schönheit als Prädicat beigelegt erhält. Dies Wort aber hängt wie der Begriff, den es bezeichnet, mit dem des Scheinens zusammen. Ebenso ist es begreiflich, warum man von jeher in der Pflanzenwelt ein Sinnbild der kindlichen Unschuld gesehen hat. Die Unschuld des Kindes zeigt sich darin, dass es ganz naiv zeigt und thut, wovon man in guter Gesellschaft nicht sprechen darf. Gerade so zieht die Blume mit kindlicher Naïvetät die Aufmerksamkeit auf Organe und Vorgänge, welche bei dem Thiere die Natur schamhaft verbirgt und von welchen nur zu sprechen der gebildete Mensch sich schämt. Die Pflanze äussert Alles, weil ihre Bestimmung ist, eine möglichst grosse Mannigfaltigkeit äusserlich combinirter Zellen darzustellen. Es hängt damit zusammen, dass die so aggregirten auch nachher sich äusserlich bleiben. Ein Baum ist eigentlich ein Wald, sagt *Oken* in seiner paradoxen, aber prägnanten Weise. Auch nach der Verbindung zu einem Ganzen sorgen die einzelnen Zellen noch für sich, sodass jede derselben Organ der Ernährung ist, sie nicht einem gemeinschaftlichen Magen die Sorge für ihre Ernährung übertragen. Dass es der Pflanze so leicht ist, ein verlorenes Organ durch ein anderes zu ersetzen, ist eine nothwendige Folge davon. In allen diesen Beziehungen bildet das Thier, der Gegenstand der Zoologie, den allerentschiedensten Gegensatz zu der Pflanze. Innerlichkeit ist bei ihm die Hauptsache, im Innern hat es daher sein Lebensprincip, und seine allerwichtigsten Organe verbergen sich im Innern. Daher ist die Zoologie ganz besonders auf Anatomie gegründet. Die Innerlichkeit des Sitzes des Lebens, verbunden damit, dass vermöge gewisser Centralorgane die Einheit des Organismus viel durchgreifender ist, hat zur Folge, dass bei dem Thiere viel mehr als die Schönheit die Zweckmässigkeit intendirt ist, und dass ein ganz richtiges Gefühl den

Menschen leitet, wenn er dem Pferde, welches zum schnellen Laufen zweckmässig gebaut ist, das Prädicat gut beilegt, das bei einer Rose oder Lilie höchst unpassend erscheinen würde. Der Umstand, dass die Secrete der Pflanzen Erhaltungs- und Nahrungsmittel für die Thiere sind, und ebenso umgekehrt, vollendet den Gegensatz zwischen beiden, welchen hier in einzelnen Punkten angedeutet zu haben genügt.

Phytologie und Zoologie bilden die beiden Theile der besondern Biologie. So weit sie inductiv verfahren, wird es zunächst darauf ankommen, den vorgefundenen Vorrath übersichtlich zu ordnen. Dies erreicht man durch die sogenannten künstlichen Eintheilungen, wie z. B. die geniale *Linné*'sche. Ist dies geschehen, so wird sich das Verlangen einstellen, die Gesetze des Entstehens genauer zu fixiren und, wo sich Unterschiede darin zeigen sollten, diese zum Eintheilungsgründe zu machen. Obgleich dieses Verlangen, aus welchem die sogenannten natürlichen Systeme hervorgegangen sind, in der Regel sehr spröde thut gegen die Versuche der Naturphilosophen, so kann doch nicht geleugnet werden, dass die natürlichen Systeme, die wir am liebsten das Werk der sinnigen oder ahnenden Empirie nennen möchten, in mancher Beziehung sich dem deductiven Verfahren annähern. In seiner Reinheit tritt uns dieses letztere dort entgegen, wo der Versuch gemacht wird zu einer speculativen Phyto- und Zoologie. Die erstere sucht aus dem Begriffe der Pflanze zu deduciren, welches die wesentlichen Formen sind, und wird darin einen Fingerzeig finden hinsichtlich der Rangordnung, welche sie den verschiedenen Pflanzen anzuweisen hat. Sie wird diejenigen am niedrigsten zu stellen haben, in welchen sich die geringste Multiformität sowohl in der Entwicklung als in der Gestaltung zeigt, die also hinsichtlich der erstern noch keines Gegensatzes von Wurzel und Keimblättchen bedürfen und hinsichtlich der letztern nur gleichmässige Zellen ohne einen Unterschied von Stamm und Blättern zeigen. Höher werden die zu stellen sein, die schon Früchte und Samen, dabei einen Unterschied zwischen Centrum und Radien, Stamm und Blättern zeigen, auch in der Entwicklung schon sich insoweit differenzirt erweisen, als ein Keimblatt da ist, aber auf der einen Seite noch nicht die weiter gehende

Mannigfaltigkeit darbieten, wie die Pflanzen, aus deren Stamm neue relative Stämme (Aeste) hervorgeben, andererseits auch darin denselben nachstehen, dass sie weniger als Selbstzweck erscheinen, nicht Zier-, sondern nutzbare Kräuter sind. Zu diesen beiden, den Akotyledonen und Monokotyledonen, kommen dann drittens die Dikotyledonen, welche dem Begriffe der Pflanze am meisten entsprechen, indem schon bei dem Hervorgehen aus dem Keim der Gegensatz der Keimblättchen, dann in der weitern Entwicklung der des Stammes und der peripherischen Theile sich geltend macht, welcher letztere sich in den Aesten und Zweigen immer wieder wiederholt. Wie unter den Monokotyledonen die Palmen und Gräser, diese Lieferanten des Menschen, so stechen unter den Dikotyledonen die Rosaceen, diese seine bewunderten Lieblinge, hervor, die er mit Recht allen vorzieht. — Die Aufgabe einer speculativen Zoologie wäre eine ganz ähnliche. Sie müsste zuerst den Begriff des Thieres aufstellen. Es würde dabei zum Vorschein kommen, dass neben dem bisher bemerkten diametralen Gegensatz zur Pflanze in anderer Beziehung das Thier über die Pflanze hinausreicht, indem, was bei ihr Alles ist, das Vegetiren, dem Thiere nicht abgeht, sondern an ihm auch vorkommt, nur dadurch modificirt, dass Anderes dazu kommt, sodass man das Thier mit einem gewissen Recht eine sich bewegende und empfindende Pflanze nennen könnte. Alle die Momente, welche das Leben des Thieres constituiren, erscheinen dann weiter als Functionen gewisser Organe, sodass an dem Thiere das System der Eingeweide als Organ der Reproduction, der Gliedmassen als Organ der Irritabilität, der Nerven als Organ der Sensibilität unterschieden werden kann. Je nachdem nun ein einseitiges Hervortreten des einen oder des andern dieser Organe und Functionen sich zeigt, oder besser, je nachdem nur eines oder zwei oder alle drei gehörig ausgebildet erscheinen, je nachdem steht ein Thier niedriger oder höher, und so werden die Bauchthiere als die den Pflanzen zunächst stehenden unten an, die Gliederthiere in die Mitte, die Rückgrat- (d. h. Nerven-) Thiere obenan zu stellen sein. Innerhalb dieser grossen Klassen aber, die selbst im Wesentlichen auf die drei Elemente unsers Planeten gewiesen sind, wird wieder nachgewiesen werden

können, wie die Würmer als Wassergliederthiere den Fischen, die Insecten als Luftgliederthiere den Vögeln u. s. w. entsprechen.

Der Gegensatz zwischen dem allgemeinen Leben, wo nur das Ganze eine Geschichte hat und die einzelnen Theile unverändert bleiben, und dem besondern Leben, wo nur die Exemplare sich verändern, die Gattungen und Typen aber dieselben bleiben, dieser gleicht sich aus in einer dritten Form des Lebens, welche die Biologie gleichfalls zu betrachten hat. Da in diesem ihrem letzten Theile sie, wie wir sogleich sehen werden, den Schluss der Naturwissenschaft bildet, so ist, dass dieser Theil den Namen bekommen hat, den ich am Schlusse der vorigen Vorlesung der ganzen Naturwissenschaft vindicirte — Physiologie — ebenso erklärlich und zu rechtfertigen, wie dass man das Höchste, wozu es die Blume bringt, wieder Blume nennt. Wenn der unbefangene Mensch sich verletzt fühlt, wo man sein Leben ein Vegetiren nennt, ein Scheltwort darin sieht, wenn man ihm ein thierisches Leben vorwirft, so hat er mehr Recht als die sogenannte Wissenschaft, welche behauptet, dass das menschliche Leben in der Zoologie zu betrachten sei. Mit demselben Recht und Unrecht kann man auch sagen: in der Botanik. Mit demselben Recht, denn was die Gestalt des Menschen andeutet, in welcher das Gesetz der (höhern) Pflanzen, die Perpendicularität des Stammes, sich mit der Eigenthümlichkeit der (höhern) Thiere, den Rückenwirbeln, paart, sodass der Mensch eine Rückgratspflanze oder eine Rosacee unter den Thieren genannt werden kann, das bestätigt sein inneres Verhältniss zu beiden, da er sich seine Freunde und Genossen unter Thieren sowohl als Menschen sucht. Er kann sie lieben, weil er sie versteht, man kann aber nur verstehen, dem man sich verwandt weiss. Ebenso aber auch mit Unrecht, denn dass er über beiden steht, zeigt er, indem er sie veredelt und züchtet. Er vermag dies, indem er ihr Wesen versteht, d. h. übersieht. — Diese seine Ueberlegenheit hat ihren Grund in Dem, was angedeutet wurde, dass in seinem Leben sich das allgemeine und besondere Leben zum concreten, wirklichen Leben durchdringen. Darum ist seine substantielle Allgemeinheit nicht eine unveränderliche Gattung, sondern ein sich entwickeln-

des, veredelndes Geschlecht, das alt wird mit der Erde, und wieder er selbst ist nicht ein vorübergehendes Exemplar, in dem sich nur wiederholt, was die andern Beispiele seines Typus ebenso zeigen, sondern er hat seine eigene aparte Geschichte, die ganz originell ist, weil er selbst ihre *origo*, ihr Princip ist. Eben darum ist auch der Mensch nicht, wie die Pflanzen und Thiere, ein Parasit der Erde, sondern ihr Sohn, der, wie gesagt, ihr Altwerden theilt, aber auch die alte Mutter pflegt, sie verschönert und in diesem ihrem Verschönen sich selbst cultivirt und veredelt. Jetzt ist der Mensch der Träger der Geschichte, denn gegen die Veränderungen, die er hervorgebracht hat, treten die Ueberreste ungebändigter Kraft, die sie noch mitunter zeigt, in Schatten. Das verschüttete Pompeji ist nichts gegen das durch Menschenwuth verschüttete Rom, die kleine sich erhebende vulkanische Insel im Mittelmeer, die einige Jahre existirte, verschwindet gegen Holland, das durch Menschenwitz und Menschenmuth seit Jahrhunderten besteht.

Die Lehre vom Menschen oder die Physiologie im engern Sinne des Worts bildet den Schluss der Naturwissenschaft, weil in dieser höchsten Form des Lebens alles andere natürliche Sein zusammengefasst, die Natur in dem Menschen als dem Mikrokosmus concentrirt, er die Natur *in nuce* ist. Die Lehre vom Menschen hat aber auch noch eine andere Seite. Wird sie nämlich durchgeführt, so zeigt sich, dass die beiden Seiten des Menschen, die wir sein Aeusseres und Inneres oder, was Dasselbe ist, seinen Leib und seine Seele nennen, sein räumlich-zeitliches Dasein ausmachen, d. h. ihn zum Individuum machen. Nur so weit er dies ist, gehört seine Betrachtung in die Naturwissenschaft, oder ist sie Physiologie. Es zeigt sich aber weiter, dass der Mensch aufhört als Individuum zu sein. Da nämlich sein individuelles Leben darin besteht, dass er den Unterschied jener beiden Seiten ausgleicht, indem er einerseits seine äusserlichen, leiblichen Affectionen ins Innere setzt, verinnerlicht oder in psychische verwandelt, andererseits aber seine psychischen Affectionen verleiblicht oder ins Aeussere überführt, so hat das Leben diese beiden, das Empfinden und die Lebensäusserungen, zu seinen nicht blos Zeichen, sondern Erscheinungen. Wo sie fehlen, gibt es kein individuelles Leben. Da es aber in der

Natur beider liegt, dass sie durch Wiederholung schwächer werden, so liegt es im Begriff des individuellen Lebens, dass es ein sich Ableben ist und endlich zu Dem führt, was *par excellence* Ableben genannt wird. Im Tode hört das Individuum auf und der Tod bildet in der Betrachtung des menschlichen Lebens den Schluss. Ausserdem aber, dass durch das Leben das Individuum sich ablebt, wird dadurch auch dies erreicht, dass es sich auf einen Punkt hinauflebt und als ein Wesen höherer Art erlebt, auch in diesen höhern Standpunkt einlebt, von dem aus Das, was das Individuum ausgemacht hatte oder was das Individuum gewesen war, seine Raumzeitlichkeit, sein Somatischpsychischsein, als sein Besitzthum erfasst, in sein Eigenthum verwandelt wird, sodass es, was es bis dahin war, jetzt hat und also darüber steht. Die Individualität in Eigenthum verwandelt, nennen wir Eigenthümlichkeit, den Menschen aber, der durch diese Besitzergreifung sich über seine Natur und also, da seine Natur die Natur *in nuce* gewesen war, über die Natur erhoben hat, Ich. Abgesehen von seiner Anlage zum Ich, und ehe er sich zum Ich gelebt hat, ist der Mensch zwar nicht Thier, aber Naturwesen und insofern dem Thiere gleich, dass er aus dem Eden, dem natürlichen Zustande, nicht herausgetreten ist, indem er ganz mit der Welt Eins war, weil es für ihn nur eine Welt gibt, als deren Bestandtheil er sich ebenso weiss wie alle übrigen Dinge, die denn auch alle ohne Unterschied als dritte Personen gedacht und bezeichnet werden. Indem aber das Ich erwacht, zerfällt der Mensch mit der Welt, geht die bisher eine und ganze Welt in die zwei Welten Innenwelt und Aussenwelt, Ich und Nicht-Ich aus einander. Damit aber existirt auch die Vernunft, welche bis dahin in Pflanzen, Thieren und menschlichen Individuen betrachtet war als räumlich-zeitliches Dasein habend, jetzt als von Raum und Zeit sich unterscheidend und über sie erhebend, sie existirt als innerliche, zu sich gekommene und sich besitzende Vernunft. So ist sie Geist, und die Lehre vom Menschen ist daher, wie sie einerseits letztes Capitel der Naturwissenschaft war, so andererseits erstes Capitel der Geisteswissenschaft, welche der Gegenstand unserer nächsten Vorlesung sein wird.

Siebzehnte Vorlesung.

Nennt man die Fundamentalwissenschaft, weil sie es mit den Formen alles Seins zu thun hat, formale Wissenschaft, so wäre neben der Naturwissenschaft als erstem die Geisteswissenschaft der zweite reale Theil des Systems. Wie jene in der Natur, so hat diese in den Erscheinungen der geistigen Welt Vernunft zu erkennen. Der Reiz, den die Natur für geistig erregbare Menschen hat, gründet sich darauf, dass sie, wie der Geist, Vernunft ist und also ihn wie ein Verwandtes anspricht. Auf der andern Seite existirt dort und hier die Vernunft in ganz verschiedener, ja entgegengesetzter Weise. Dort in Form des Aussersichseins, hier als bewusst, dort als starre unveränderliche Ordnung, hier als stetiger Process und Fortschritt. Wie es ein Widerspruch in sich ist, einen Fortschritt in den Naturgesetzen zu statuiren, so hier einen Stillstand anzunehmen. *Non progredi est regredi.* Dieser Unterschied nun wird hervorgehoben, wenn wir dem Geiste das Prädicat der Freiheit geben. Freiheit bildet so sehr das Wesen des Geistes, dass es ganz gleichbedeutend ist, ob wir sagen: der Geist steht höher, oder ob wir sagen: er hat grössere Freiheit erlangt.

Gerade wie die Naturwissenschaft inductiv und deductiv verfahren konnte, gerade so die Geisteswissenschaft. Dort ward, da die Natur eine unveränderliche Ordnung war, die empirische Naturwissenschaft zur Naturbeschreibung, hier wird, da es sich um einen fortschreitenden Process handelt, die empirische Betrachtung eine Geschichtserzählung geben; wir nennen daher, da der Sprachgebrauch es erlaubt, nicht nur den Vorgang, sondern auch die Erzählung so zu nennen, die empirische Geisteswissenschaft Geschichte. Wird sie dagegen speculativ betrieben, so gibt dies, was die Alten und *Schleiermacher* Ethik nannten, was wir, da wir oben Naturphilosophie gesagt haben, Geistesphilosophie nennen wollen. Auch hier gilt, dass, wenn sie ihre Aufgabe richtig verstehen, sie nie in Conflict gerathen können, weil sie ganz Verschiedenes wollen. Der Historiker stellt den Process der Entwicklung dar, wie er vor sich geht, verfährt also gene-

tisch, erklärt, wie Eines aus dem Andern und nach welchen Gesetzen es wurde. Der Ethiker aber oder Geschichtsphilosoph fragt: welches entspricht dem Begriffe der Freiheit mehr und hat also höhern Werth? sodass seine Betrachtungsweise eine gewisse Analogie mit der ästhetischen zeigt. Die gegenseitigen Anfeindungen dieser verschiedenen Behandlungsweisen haben meistens ihren Grund darin, dass die eine der andern Absichten zuschiebt, die sie gar nicht hat, und sie nun tadelt, weil sie Solches unterlässt, was sie gar nicht thun wollte.

Sogleich bei dem ersten Theil der Geisteswissenschaft ist diese doppelte Behandlung berechtigt. Weil hier die Lehre von dem Ich oder dem als Subject sich erfassenden Geiste den Mittelpunkt bildet, kann dieser Theil die Lehre vom subjectiven Geiste genannt werden. Der recipirte Name ist bekanntlich Psychologie. Als inductive ist sie, was man empirische Psychologie nennt, der es nur zum Vortheil gereichen konnte, dass, während sie früher mehr eine Anatomie des subjectiven Geistes gewesen war, sie allmälig das Verfahren der Physiologie und Generationslehre zum Muster genommen hat und den Versuch macht, aus den allereinfachsten und primitiven Aeusserungen des Geistes alle andern genetisch zu entwickeln und so zu erklären, wie aus den einfachsten Regungen des Geistes immer complicirtere Vorstellungen hervorgehen. Die speculative Psychologie wieder wird zu zeigen haben, wie es im Begriffe des Geistes liegt, sich von den Banden der Natur, die ihn zuerst fesselt, loszureissen, weiter dieselbe sich als Gegensatz (Nicht-Ich) gegenüber zu haben, eine Schranke, deren Widerstand vom Ich theils erfahren, theils durchbrochen wird, endlich aber in ein Verhältniss zu ihr zu treten, welches als freie Hingabe höher steht sowohl als das Gebunden-, als auch als das Lossein, und welches dort uns entgegentritt, wo das Ich in der Natur sein eigenes Wesen erkennt und seine eigenen Absichten in die Aussenwelt einführt. Erkennen als sich in der Objectivität Wiederfinden und Wollen als Bethätigung des aus dem Naturell gebildeten Charakters sind die höchsten Bethätigungen der Freiheit, welche die Psychologie zu betrachten hat.

Nicht aber die höchsten überhaupt. Das Ende der Psy-

chologie zeigt nämlich, dass der Geist seine volle Befriedigung, und dies ist doch Befreiung (von Mangel nämlich), nicht findet durch das blos subjective sich Vergewissern und im Befolgen selbstgemachter Maximen, worin der Charakter besteht, sondern dass er dazu Solches bedarf, das, abgesehen von aller Subjectivität, unerschütterlich gewiss und dabei von aller Subjectivität unabhängige Maxime ist. Ein Solches nun, welches als ebenso unverbrüchlich gewusst wird wie die Naturgesetze, in die sich der Mensch gefunden hat, zugleich aber Anspruch macht, Maxime unsers wie jedes Wollens zu sein, ist, was wir mit dem Worte recht bezeichnen. «Dies ist recht» bedeutet erstlich, dass es mit etwas seine einzusehende Richtigkeit hat, dann aber heisst es auch, dass es gut, d. h. begehrungswürdig sei. Zugleich aber bedeutet dies Wort, dass der zufällige Umstand, dass ein bestimmtes Subject dies für richtig und gut halte, keine Wichtigkeit habe, sondern dass es an sich Gültigkeit und Werth hat. Nicht nur mein Geist erkennt es und will es, sondern der Geist, der ausser mir auch in andern Subjecten lebt. Bezeichnet man nun, was nicht auf die Subjectivität beschränkt ist, mit dem Worte objectiv, so ist gegen den Ausdruck objectiver Geist nichts einzuwenden, womit *Hegel* Das bezeichnet, was die Griechen mit dem Worte ἦϑος benennen, und was wir vielleicht am besten sittliche Mächte nennen, oder auch unter dem Namen sittliche Welt, sittliche Ordnung zusammenfassen. Diese Ordnung besteht, gerade wie die natürliche, sie unterscheidet sich aber dadurch von ihr, dass sie nicht nur daseiende Vernünftigkeit ist, sondern allgemein gewollte, eben darum Freiheit, aber als bestehende Welt.

Gerade wie die natürliche Ordnung inductiv, empirisch und wieder speculativ betrachtet werden konnte, und wie Dasselbe von dem subjectiven Geiste galt, gerade so auch die sittliche Ordnung. Im erstern Falle wird die Wissenschaft davon Geschichte, im zweiten Philosophie des ἦϑος, die Ethik genannt werden kann, da der Ausdruck Etheologie, welchen die Analogie fordert, ungewöhnlich ist. Die Aufgabe der Geschichte ist, zu zeigen, wie sich die Herrschaft Dessen, was recht ist, allmälig gestaltet hat, die Ethik dagegen untersucht, wie sich die verschiedenen Formen desselben zu dem Begriff einer Weltordnung verhalten, welche

blos Erscheinung der Freiheit ist, und welche Reihenfolge sie bilden. Dabei wird die Ethik einen Gang nehmen, welcher in vieler Beziehung dem der Psychologie analog ist. Wie nämlich in dieser zuerst die Momente der Freiheit, das Gebunden- und Lossein, und dann erst die wahre Freiheit, das sich Binden, betrachtet wurde, gerade so wird in der Ethik der vollständige Begriff der sittlichen Freiheit sich erst zuletzt ergeben; vorher werden erst die Erscheinungen zu betrachten sein, welche nur einzelne Seiten desselben hervortreten lassen. Dies ist nun zunächst der Fall mit Dem, was man das abstracte Recht nennen kann, wo die Unabhängigkeit von der Subjectivität, welche wir als Merkmal Dessen fanden, was recht ist, in so einseitiger Weise hervortritt, dass eine die Subjecte zwingende, nach der Person gar nicht fragende Macht Alles bestimmt. Zwar ist sie, Gesetz und Recht, Product des Willens und selbst Wille, aber wir finden sie vor als fortgeerbten Willen unserer Väter, und der Egoismus (*Mephistopheles*) kann darin natürlich nur eine Krankheit sehen. Das zwar ist das abstracte Recht nicht, ebenso wenig aber ist es das Höchste für den Ethiker, vielmehr stellt sich ihm, als dem einen Momente, ein zweites gegenüber, wo Recht gesprochen wird nicht durch ein daseiendes Gesetz, sondern von einem *forum internum* aus. Es geschieht dies, wo, was wir recht im moralischen Sinne nennen, vom Gewissen vorgeschrieben wird, wo nicht, wie beim abstracten Rechte, der Thatbestand, sondern allein die Gesinnung entscheidet und Werth hat, und das Gesetz des Herzens zu Collisionen mit dem des Buchstabens führen kann, die der bekannte Spruch: *Summum jus summa injuria*, agnoscirt. Ueber diesen Gegensatz gehen die Verhältnisse hinaus, welche, weil darin sich das Rechtliche und Moralische ganz durchdringt, mit beiden Aehnlichkeit und Berührungspunkte darbieten, zugleich aber über beide hinausgehen. Wir nennen sie mit *Hegel* sittliche, indem wir einmal auf den Zusammenhang dieses Wortes mit dem: Sitte, uns berufen, welcher bei dem Worte Moralität für Den, der kein Latein versteht, nicht existirt, dann aber auch auf den Sprachgebrauch, welcher in Redensarten wie: Ländlich sittlich, moralische Gewissheit u. a. nicht erlaubt, beide Worte zu vertauschen. Die sittlichen Institutionen, Familie, bürgerliche

Gesellschaft, Staat, haben eine rechtliche Seite, sie aber, wie das erkaufte Eigenthum, blos auf einen Vertrag gründen, hiesse verkennen, dass sie nur durch Gesinnung, Pietät, Glauben, Credit, Bestand haben. Andererseits weiss Jeder, dass eine sogenannte Gewissensehe dem Begriff der Ehe nicht entspricht, weil sie ein blos moralisches Band an die Stelle eines setzt, in welchem das rechtliche Moment gleichfalls enthalten ist, wie sich namentlich da zeigt, wo die Lockerung des Bandes dieses Moment frei macht. (Scheidungs-, Erbschaftsprocesse betreffen nicht nur Unmoralität, sondern Rechtsverletzungen.) Es ist in diesen Verhältnissen der Familien-, der Communal-, der Volksgeist, der, ganz wie der Geist des Einzelnen sich in seiner Denk- und Handlungsweise spiegelt, so die Familien-Pietät, -Ehre, -Tradition, das Herkommen in einer Commune, endlich Sprache und politische Institutionen eines Volkes hervorbringt. Weil der Volksgeist den Familien- und Communalgeist befasst, im Staate die Familien und Communen ihren Grund und Boden haben, so wird, wenn man von Geschichte überhaupt spricht, nicht sowohl an die Geschichte einer Familie oder Stadt, sondern mindestens eines Volkes gedacht. Mindestens; denn das Höchste ist in dieser Sphäre noch nicht erreicht, wenn man die Freiheit denkt, welche sich innerhalb eines Staates entwickelt. Das Höchste, was durch das Leben im Staate erreicht wird, ist, dass ein Bürger desselben sich ganz mit dem Geiste erfüllt, welcher die Staatsgesetze und Einrichtungen dictirte, und also ist, was man einen guten Patrioten, einen guten Engländer, einen guten Franzosen u. s. w. nennt. Wenn nun aber der praktisch verständige und moralisch redliche Mann zugeben wird, dass Einer ein guter Engländer, dabei aber ein sehr schlechter Mensch sein kann, beruht diese Distinction etwa auf einem Irrthum? Durchaus nicht. Es gibt nämlich etwas, was über das Volk und den Staat hinausgeht, weil Völker und Staaten ebenso in ihm wurzeln, wie Familien und Communen im Staat, und das ist die Menschheit. Ihre Geschichte besteht in dem Verkehr der einzelnen Völker unter einander, sowohl in dem, wo sie Handel mit einander treiben, als in Dem, wo sie einen Handel unter einander ausmachen. Was für ein einzelnes Volk sein Land, das ist für die Menschheit die Erde oder,

wie wir Erdensöhne in stolzer Ueberhebung zu sagen pflegen, die Welt. Mit derselben Metonymie, mit welcher wir anstatt: Geschichte des englischen Volkes zu sagen pflegen: Geschichte Englands, mit derselben sprechen wir von Weltgeschichte und verstehen darunter Geschichte der Menschheit. Wie dort das eigentliche Subject der Geschichte der Geist des englischen Volkes oder der Geist Englands ist, so in der Weltgeschichte der Weltgeist, unter welchem ich nie etwas Anderes verstehe, als den Geist der Menschheit oder den Menschengeist. An seine, nicht an eines einzelnen Volksgeistes Geschichte nun pflegt man zu denken, wenn man von den Lehren spricht, die wir aus der Geschichte schöpfen, oder wenn man von Einem sagt, dass er sich mit Geschichte beschäftige, Geschichte studire u. s. w. Der eigentliche Zwerk dieses Studiums ist, zu finden, nach welchen Gesetzen sich der Verkehr der Völker geregelt hat, was früher und was später in diesem Verkehr als Recht gegolten hat, und wie die eigenthümliche Stellung der Völker bald dem einen, bald dem andern die Stellung des Tonangebers verschafft hat. So der Historiker. Dagegen wird der Ethiker, der hier zum Geschichtsphilosophen wird, zu zeigen haben, wie die Entwicklung der Menschheit darin besteht, dass sie ihren Begriff immer mehr realisirt, immer humaner wird, indem in allen Productionen der Völker, Sprachen sowohl als Rechtsverhältnissen, die exclusive Nationalität zurücktritt gegen das allgemein Menschliche, und ein vernünftiger Kosmopolitismus in den Verhältnissen der Völker der leitende Gesichtspunkt wird, sodass diese immer mehr sich von aller nationalen Beschränktheit befreien, und also die Geschichte die immer mehr sich verwirklichende Freiheit des Menschen offenbare.

Damit scheint nun Denjenigen Recht gegeben zu sein, welche behaupten, dass die Philosophie der Geschichte die Krone und das Ende im System des Wissens bilde. Höheres, so meinen sie, könne es nicht geben, als dass die Freiheit Wirklichkeit gewonnen habe. Sie vergessen, dass wir Alle doch noch etwas Höheres kennen als das Wirkliche, das Wahre nämlich, worunter wir Das verstehen, was sich zum Wirklichen verhält, wie zum Unvollendeten das Vollendete. Ein wahrer oder, was Dasselbe heisst, idealer Mensch ist

mehr als ein blos wirklicher; er zeigt uns also etwas nicht Un-, sondern Ueberwirkliches; ebenso möchte es ausser der subjectiven Freiheit, welche die Psychologie betrachtet, ausser der objectiven oder wirklichen Freiheit, welche der Gegenstand der Ethik ist, noch eine höhere Freiheit geben, die wahre oder rechte Freiheit («Wo euch der Sohn frei macht, seid ihr recht frei»), welche in einer wieder andern Wissenschaft zu betrachten wäre. Dass nun aber in der That die Erscheinungen, welche die Psychologie betrachtet, und ebenso die, welche Gegenstand der Geschichte und Ethik sind, die wahre oder vollendete Freiheit nicht zeigen, erhellt, wenn wir uns die Frage aufwerfen, ob es innerhalb dieser beiden Gebiete zu einer völligen, d. h. allen Mangel überwindenden Befriedigung kommt. Wir finden: nein! Dem subjectiven Geiste mangelt die Objectivität, der Hunger und Durst nach ihr drängt ihn zum Erkennen und Schaffen, rastlos schafft er und ebenso rastlos sucht er zu erkennen und kommt nie zum Ziele. Ja er nähert sich ihm kaum, denn immer neue Abgründe des Unerkannten eröffnen sich beim Weitergehen, und immer Neues zeigt sich, was gethan werden muss; dass der Mensch genug wisse oder nichts mehr wolle, dazu kommt es nicht. — Umgekehrt aber zeigt uns das Recht, der Volksgeist, der Geist der Menschheit solche geistige Mächte, denen die Subjectivität und Persönlichkeit mangelt. Eben darum zeigt sich, dass beide, das geistige Subject und diese sittlichen Mächte, jedes an dem andern ihre Schranke haben und eben darum ihr Verhältniss ein steter Conflict ist, indem jene Mächte dem subjectiven Wollen als ein zwingendes Gesetz entgegentreten, und wieder die subjective Willkür, weil sie sich beeinträchtigt fühlt, renitirt, das *Nitimur in vetitum* geltend macht. Nennt man das dem Gesetz Adäquatsein: (ihm) gerecht sein, das Gegentheil schuldig sein; nennt man auf der andern Seite den Genuss des nicht Gezwungenseins: befriedigt, in seinem höchsten Grade: selig sein, so ist klar, dass in dem Gebiete, wo von dem Subjecte die Erfüllung des Gesetzes gefordert wird, die Befriedigung und also die völlige Freiheit nicht möglich ist. Durch das Gesetz wird Keiner selig, denn das Gesetz hat zu seinem Correlat die Ungerechtigkeit; es ist die Kraft der Sünde, sagt die

Bibel; es lässt den Menschen schuldig werden, sagt der Dichter.

Dieser Conflict zeigt sich am grellsten in der Sphäre des abstracten Rechts, welches, unpersönlich wie es ist, sich dess rühmt, nach gar keiner Person zu fragen, alle persönlichen Unterschiede zu negiren, den nichtswürdigen Verräther Processe gewinnen lässt gegen den Vaterlandserretter, zu dem, eben wegen dieses kalten, rücksichtslosen Wesens, Keiner ein Herz hat, da es selbst keins besitzt, sodass Jeder es für ein Unglück ansieht, mit ihm zu thun, einen Rechtshandel, zu haben. — Anders verhält es sich nun freilich bei dem Volksgeiste, wie er sich im Staate verkörpert hat. Da dieser Unterschiede zwischen den Personen macht, so haben diese ihm gegenüber das Bewusstsein des Geliebt-, Geehrt-, Vorgezogenseins. Aber diese Personen sind Abstracta, es sind die verschiedenen Stände; nicht als diese Persönlichkeit gilt der Einzelne, sondern als Exemplar seines Standes oder Amtes wird er standesgemäss behandelt und seinem Amte gemäss geehrt, ja der Name seines Amtes vertritt bei ihm den Eigennamen, sodass sein individuelles Wesen absorbirt erscheint von seiner Stellung. Davon macht selbst der Stand keine Ausnahme, der seinem Begriffe nach nur durch Ein Individuum gebildet wird. Es ist der König, aber nur der König, der nicht stirbt, der im Staate vor Allen geehrt wird; der ist es, der, weil er als ein Abstractum gilt, nie bei seinem Eigennamen, sondern stets mit einem *nomen appellativum* genannt wird, ja anstatt dessen Namen oft: der Thron, die Krone u. s. w. gesagt wird, um zu zeigen, dass es sich um die Stelle im Staate handelt. Das *Le roi est mort, vive le roi!* der Jubel, mit dem Jeder sogleich begrüsst wird, sobald er den Thron besteigt, die Liebe des Volkes, die ohne Weiteres auf den Nachfolger übertragen wird, alles Dies zeigt, dass auch hier die Anerkennung und die Ehre, welche der Staat gewährt, nicht die eigentliche Persönlichkeit trifft; eben deswegen aber können die Ehren und Auszeichnungen, welche der Staat gewährt, den Menschen wohl glücklich machen, selig aber, d. h. in der innersten Seele oder Persönlichkeit befriedigt, machen sie Keinen. — Anders nun als im Staate scheint es sich in der Weltgeschichte zu verhalten. Der Geist, der sich in ihr verkörpert, der Weltgeist, der krönt, so

scheint es, nicht Kategorien, sondern einzelne Subjecte. Hier strahlt in hoher Ehre nicht der König, der nicht stirbt, sondern ein bestimmter König, der seinen eigenen Tod gehabt hat; nicht dass er König war, sondern dass er der alte Fritz war, gibt ihm seine Stellung in der Geschichte; wie wir ihn mit seinem Eigennamen bezeichnen, so hat der Weltgeist nicht seinem Amte, sondern ihm persönlich die Unsterblichkeit bewilligt. Darum scheint hier eine wirkliche Verschmelzung der Interessen stattzufinden und aller Conflict ein Ende erreicht zu haben. Näher betrachtet ist es ein Schein. Schon dies, dass nur einzelne Wenige von dem Weltgeiste so erhoben werden, zeigt, dass derselbe nicht die Persönlichkeit als solche gelten lässt und anerkennt; es macht dies zugleich erklärlich, warum diese Wenigen sich so isolirt und von allen Andern getrennt wissen, dass Menschenverachtung sie elend macht. Aber selbst diese vom Weltgeist Auserwählten, die nicht, wie wir Uebrigen, blos dazu da sind, als Faschinen in den Laufgräben zu dienen, sondern die als erobernde Helden über uns wegschreiten, selbst diese gelten dem Weltgeiste nur insofern, als sie brauchbare Werkzeuge sind, die weggeworfen werden, sobald sich ein besseres findet. Wenn es sich daher sehr häufig findet, dass die Heroen der Weltgeschichte sich als Werkzeuge eines blinden Fatums ansehen, so ist dies ein Beweis, dass sie, gerade wie wir ruhmlosen Ackersknechte, die wir uns mit ohnmächtiger Resignation in die Zeitläufte ergeben müssen, eine Ahnung davon haben, dass ihr Herr eine Macht ist, die, weil kein Herz in ihrem Busen schlägt, auch nicht vermag, eines Herzens, d. h. einer Persönlichkeit, Bedürfnisse zu stillen. Darum ist auch die Unsterblichkeit, welche der Weltgeist seinen Auserwählten schenkt, nicht eine wirkliche der Person, sondern nur die schattenhafte des Nachruhms, in welcher nicht etwa die Thaten dem Verstorbenen nachfolgen, sondern vielmehr vorgehen, indem eigentlich nur sie fortleben. Also auch hier, und darum in allen von der Ethik betrachteten Erscheinungen, kommt es nicht dazu, dass die Forderungen der allgemeinen Mächte und die persönlichen des Herzens sich nicht mehr kreuzten; die völlige Befriedigung fehlt in ihnen allen, eben darum aber auch die wahre Freiheit.

Für diejenigen Lebensgebiete, welche die Geschichte

oder Ethik betrachtet, ist es ein Glück, dass dem so ist. In ihnen handelt es sich darum, dass gewirkt werde, dass etwas geschehe. Die Zufriedenheit und das Befriedigtsein aber ist geniessend und darum unpraktisch. Es handelt sich weiter darum, dass Grosses gewirkt werde, Gewaltiges geschehe. Mit Recht aber ist behauptet worden, dass dazu Leidenschaften ins Spiel kommen müssen, welche, wie die Bezeichnung richtig andeutet, leidentliche Zustände sind, also unfreie. Nehme man die Unzufriedenheit und die Leidenschaft weg, und es geschieht nichts mehr, d. h. die Geschichte hört auf. Diese geht ihren Gang nur so lange die Dissonanzen bestehen, auf welche wir aufmerksam gemacht haben, so lange die einzelnen Subjecte an den allgemeinen Mächten ihre Schranke und Grenze und wieder die allgemeinen Mächte an den eigenwilligen und eigensüchtigen Subjecten ein stets widerspenstiges Material haben. Wegen dieses gegenseitigen sich Beschränkens aber nennen wir sowol jene als diese begrenzt oder endlich und sagen, dass die Psychologie sowohl als die Ethik den Geist in seiner Endlichkeit betrachten, oder den endlichen Geist. Sollte es aber eine Sphäre geben, in welcher der eben beschriebene Conflict nicht blos fehlt, sondern vielmehr aufgehoben ist, indem darin die Forderungen der allgemeinen Geistigkeit und die Herzensbedürfnisse der einzelnen geistigen Subjecte sich nicht kreuzen, wo sie vielmehr als so zusammengehend erfahren werden, dass die persönlichste Befriedigung zugleich Gehorsam ist gegen die allgemeine sittliche Macht, und wieder diese nichts Anderes zur Pflicht macht, als die allerintensivste persönliche Befriedigung, so würde in dieser Sphäre, was wir die Endlichkeit des Geistes genannt haben, überwunden sein. An die Stelle der Leidenschaft wäre die Ruhe, an die Stelle des tantalischen Ringens Befriedigung und Genuss getreten; die beiden, die wir bisher im steten Conflicte sahen, wären versöhnt, sie wären von ihrem negativen Verhältniss absolvirt, und wir würden demgemäss den Geist in seinem Versöhntund Absolvirtsein haben. So nun nehmen wir den Geist, wenn wir vom absoluten Geiste sprechen, welches Wort uns also gar nichts Anderes bedeutet, als ein Verhältniss von Geist zu Geist, und zwar nicht ein feindliches, sondern das Verhältniss geendigter Feindschaft, aufgelöster Disso-

nanz. Hatte die Ethik die Dissonanzen betrachtet, so wird die Auflösung derselben ausserhalb ihrer fallen, und die Lehre von dem absoluten Geiste bildet eine von ihr zu trennende Wissenschaft. Uns mit ihrer Aufgabe bekannt zu machen, wird die Aufgabe der nächsten Vorlesung sein.

Achtzehnte Vorlesung.

Als der Begriff der Naturwissenschaft erörtert wurde, musste Rücksicht genommen werden auf Die, welche unter dem Worte Natur etwas Anderes verstehen konnten als wir. In einer ähnlichen Nothwendigkeit befinden wir uns jetzt. Es gibt Viele, die, wenn das Wort absoluter Geist gebraucht wird, darunter Gott verstehen, und die es für einen Frevel gegen die Religion erklären, wenn man von Anderm, z. B. der Kunst sagt, sie sei der absolute Geist. Gegen das Erstere ist nun wenig zu sagen, da am Ende Jeder das Recht hat, sich eine Terminologie zu wählen, die ihm passend dünkt; dagegen was das Zweite betrifft, dass sie sich auf die Religion berufen, um ihre Terminologie zu sanctioniren, so ist zu bemerken, dass weder die Bibel noch die Kirchenlehre über den Terminus absoluter Geist verfügt haben, und dass kein Prediger, vorausgesetzt, dass er Geschmack hat, ihn auf die Kanzel nehmen wird. Es ist eben kein religiöser Ausdruck, und die Frage, was die Religion unter diesem Ausdruck versteht, ist ebenso absurd, als wenn man fragen wollte, was sie unter einem Differentialquotienten versteht. Da also dieser Ausdruck zur Verfügung der Wissenschaft steht, so werden nur zwei Rücksichten uns bestimmen dürfen, wo wir ihn anwenden, die auf die Etymologie und die auf die Autoritäten. Was die erstere betrifft, so wird das Prädicat absolut, als *part. pass.* von *absolvere*, Dem beigelegt werden dürfen, welches als von einer Schranke, Mangel oder

dergleichen befreit gedacht wird, und wir würden es darum auch einem Gotte, wenn er den Menschen zürnend gedacht wird oder ihr Dasein bereuend, nicht beilegen, wohl aber, wenn er gedacht wird als von diesem Zorne befreit (absolvirt), mit der Welt versöhnt. Ebenso würden wir es aber auch dem Menschen beilegen, wo er von der Furcht oder der Verdammniss absolvirt wäre, also dem erlösten, mit Gott versöhnten Menschen. Die Etymologie erlaubt also den mit dem Geist versöhnten Geist den absoluten zu nennen. Fragen wir weiter, wie es sich mit den Autoritäten verhält, so muss besonders *Hegel* als massgebend angesehen werden, weil er diesen Terminus, wenn auch nicht geschaffen, so doch in dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch eingebürgert hat. Dieser nun bedient sich ganz besonders gern des Ausdrucks, dass das Wesen des absoluten Geistes darin bestehe, Geist für den Geist zu sein. Da für doch Dasselbe ist wie: nicht gegen, so fällt offenbar die *Hegel*'sche Begriffsbestimmung mit Dem zusammen, was wir aus der Etymologie ableiteten, und geht offenbar auf ein Verhältniss von Geist zu Geist. Nur um ein solches Verhältniss zu bezeichnen, werden wir diesen Terminus brauchen, darum aber auch wohl vom Himmelreich, nicht aber von Gott allein sagen, er sei absoluter Geist. Ebenso aber werden wir überall, wo sich der Geist mit dem Geist versöhnt weiss, oder wo die Versöhnung von Geist und Geist zum Bewusstsein kommt, dies eine Erscheinung oder eine Form des absoluten Geistes, d. h. der Geistesversöhnung nennen.

Darum müssen wir eine Erscheinung des absoluten Geistes schon im Kunstgenuss oder der poetischen Befriedigung anerkennen. Derselbe führt hinaus über das wirkliche Leben, tritt als unterbrechende Erholung dem rastlosen Streben, als Beruhigungsmittel den politischen und andern Leidenschaften entgegen, lässt die ganze Welt der wirklichen Verhältnisse als platte Prosa unter und hinter sich und hat schon Manchen dahin gebracht, von den beseligenden Wirkungen der Kunst zu sprechen, welche das Leben in den wirklichen Verhältnissen nicht hatte. Dieses Beseligende liegt in dem Gefühle gelöster Dissonanzen, das allen, auch den verschiedensten Kunstgenüssen gemein ist. Es ist kein Kunstgenuss denkbar, der nicht ein Genuss von Harmonie,

d. h. vom Zusammenklingen Unterschiedener, ja Entgegengesetzter wäre. Dies ist so in der Musik, wo selbst im Unisono das Ohr wenigstens contrastirende Klänge haben will, dies so in der Malerei, wo der Gegensatz der Farben sich in Harmonie löst, dies endlich so in der Kunst, die, weil sie die höchste ist, *par excellence* Poesie genannt wird, die als Lyrik musikalisch, im Epos plastisch und malerisch, im Beides verbindenden Drama ebenso die Poesie der Poesie ist, wie sie selbst Kunst der Künste gewesen war. Auf das Drama, in welchem alle Künste zusammengehen, indem es zu seiner Vollendung (Aufführung) die Architektur, Malerei, Musik u. s. w. in Dienst nimmt, werden wir deswegen zu blicken haben, wenn wir das Wesen des Kunstgenusses und sein Verhältniss zu dem prosaischen Ernste der Wirklichkeit richtig fassen wollen. Wir können das letztere so formuliren, dass uns im Drama das Ueberwirkliche oder Wahre vorgeführt wird, weil wir darin Das realisirt sehen, was in der Sphäre der nur wirklichen Freiheit unerfüllter Wunsch bleibt. Dieselben Mächte nämlich, deren Conflict die Ethik betrachtet hatte, diese selben führt auch das Drama uns vor, die allgemeinen sittlichen Mächte und die subjectiven Herzensbedürfnisse, so aber, dass am Ende der Conflict sich ausgleicht, es zu einer Versöhnung kommt, indem beiden Theilen ihr Recht geschieht. Diese Gerechtigkeit, für welche die Wirklichkeit keinen Platz hat, ist die poetische; sie gibt die Befriedigung, welche das wirkliche Leben nicht darbietet, weil sie eine Ausgleichung möglich macht, die für die wirkliche, bürgerliche Gerechtigkeit zu hoch ist. Die Ausgleichung kann eine ganz verschiedene sein, nur unbefriedigend darf sie nicht sein. Es kann sein, dass die allgemeinen Mächte siegen und das Subject im Kampfe dagegen zu Grunde geht; es bleibt aber ein Unterschied zwischen der Hinrichtung eines Raubmörders und dem Untergange des tragischen Helden; es ist dieser, dass zugleich die Berechtigung des Kampfes, ja trotz des Unterliegens gewissermassen auch der Sieg des Kämpfenden mit gewusst wird. Dies gibt eben die Befriedigung in der Trauer, die Lust, mit der das Trauerspiel erfüllt, die wir die tragische Befriedigung nennen. Ein Beispiel: Die Interessen des Staates, die ein *Kreon* vertritt, hindern eine edle Persönlichkeit, die berechtigten Interessen

des Herzens zu befriedigen. Um dieser Interessen willen übertritt *Antigone* das Gebot und geht darüber zu Grunde. Dass aber nun *Kreon* an dem Grabe des eigenen Sohnes stehen muss, dessen Liebe zu *Antigone* den Frieden zwischen beiden Familien (Principien) darstellt, dies lässt die Empörung nicht aufkommen, sondern es rührt zu den süssen Thränen, unter welchen man spricht: So ist es recht! oder vielmehr: So ist es schön! — Ebenso aber ist es möglich, dass in diesem Conflicte die subjectiven Interessen durch Erfolg gekrönt werden, den Sieg über die sittlichen Verhältnisse erkämpfen. Da wird zur wahren Befriedigung nöthig sein, dass das sittliche Interesse gewahrt bleibe, der glückliche Sieger am Ende anerkenne, dass jene Verhältnisse eine berechtigte Macht sind. Solche Befriedigung gewährt das Anschauen des Lustspiels. Wir nennen sie die komische, indem wir dieses Wort in seinem edlen Sinne nehmen und nicht das Komische mit dem blos Lächerlichen confundiren. Gleichfalls ein Beispiel: Ein edles Motiv, die Freundschaft, bringt eine grossartige Persönlichkeit, den königlichen Kaufmann *Antonio*, in einen Conflict mit dem Buchstaben des Vertragsrechts. Wir wünschen dem edlen Manne den Sieg, aber wir können nicht leugnen, dass der Buchstabe des Rechts für den Juden spricht. Ebenso empört es uns, wenn wir hören, dass der Jude trennen will, was vernünftiger Weise zusammengehört: Vortheil vom Communalleben zu haben und: Leiden und Freuden der Commune zu theilen (Handeln und Wandeln — Essen und Beten); wir wünschen eine Reaction der Sitte gegen diese Trennung, müssen aber zugestehen, der Buchstabe des Rechts verbietet sie nicht. Alle diese Conflicte lösen sich. Die Freundschaft siegt; nicht ohne Kampf, und das ist recht, denn der Leichtsinn *Antonio's* muss gestraft werden; dabei geschieht dem Juden zu seiner Strafe gerade was er gewollt hatte, ihm wird zugesprochen, was der Buchstabe des Scheins ihm zuspricht, ohne Rücksicht darauf, ob Vernunft in der Entscheidung liegt. Wenn dann weiter der Jude die positiven Einrichtungen Venedigs benutzt, um unbarmherzig zu sein und um das Handeln mit einander von dem Leben mit einander zu trennen, so erfährt er jetzt an sich selbst, wie unbarmherzig Venedigs Gesetze sind, und wie nach denselben ihm zugemuthet wer-

den kann, mit den Andern zu essen und zu beten, obgleich ihm die Mittel entrissen wurden, mit ihnen zu handeln. Diese Verkehrung seines verkehrten Thuns dadurch, dass gerade Das geschieht, was er gefordert hatte, befriedigt uns. Wenn dann endlich, nachdem aller Welt ihr Recht geschehen ist, ein lustiger Gesell eine liebenswürdige *Porzia* erobert, so erfüllt uns am Schlusse des Stücks jene reine Lust, für welche die platte Wirklichkeit mit ihrer unpoetischen Gerechtigkeit keinen Platz hat. Solche Lust ist, was ich komische Befriedigung genannt habe. — Endlich gibt es noch eine, und sie möchte die höchste sein; es ist die, wo die beiden andern sich vereinigen, nicht nur so wie in den meisten *Shakspeare*'schen Trauerspielen, wo komische Scenen die ernsten unterbrechen, sondern so, dass sich Beides ganz durchdringt. Auch hiervon ist ein Beispiel zu geben. In *Heinrich v. Kleist's* «Prinz von Homburg» ist mit der strengen Pflicht der Subordination eine ihres Werthes sich bewusste Persönlichkeit in Conflict gerathen. Im Namen der erstern fordert der Kurfürst den Tod des Ungehorsamen, im Namen der letztern will der Prinz leben, leben um jeden Preis. Da ernennt ihn der Kurfürst zu seinem eigenen Richter. Jetzt verurtheilt sich der Prinz und der Kurfürst absolvirt ihn. Durch diesen Rollentausch, in dem jedes der streitenden Principien sich zum Werkzeuge des andern macht, ist Alles geschlichtet, und das Stück, welches uns dieses Gefühl der Versöhnung gibt, können wir eine Tragikomödie nennen, in dem Sinne, in welchem *Goethe* seinen «Faust» so nannte. Im Genusse solcher Versöhnung fühlt man sich erhoben über das Treiben des gewöhnlichen Lebens, befreit und absolvirt von seinen Widersprüchen und Dissonanzen, d. h. zur wahren, idealen Freiheit gelangt.

Und dennoch ist in dem Genusse der Versöhnung, welchen die Kunst gewährt, ein Mangel nachweisbar. Wir fühlen uns befriedigt, indem wir eine Handlung anschauen, die vor uns aufgeführt wird. Wie alles Angeschaute, so ist auch sie etwas uns Aeusserliches. Nur durch die Illusion, die darin besteht, dass wir unsere eigene Situation vergessen, durch die Phantasie uns in die Stelle der Helden des Stücks versetzen, wird, was dort geschieht, unser. Es ist also eigentlich ein Spiel, es ist kein voller Ernst mit der Sache.

Wir thun so, als wären wir die Helden, ganz wie der Schauspieler vor uns so thut, als wäre er Der, um den es sich handelt; im Grunde aber geht uns der Prinz von Homburg ebenso wenig an, wie den Acteur, der ihn spielt. Mit diesem auf Illusion Beruhen oder Spielsein hängt nun auch zusammen, dass der Kunstgenuss eine den Ernst des Lebens unterbrechende Erholung ist und bleiben soll. Um auszuruhen, gibt man sich der Illusion hin; immer in Illusionen zu leben, wird mit Recht getadelt, und das Leben nur für den Kunstgenuss hat Tausende zur Unsittlichkeit geführt. Also nur vorübergehend ist die Versöhnung mein, die der Kunstgenuss gewährt, und nur wenn ich ausser mir gerathe, denn sie wird angeschaut und anschauen ist ausser sich schauen. Gibt es aber nicht vielleicht eine Weise, der Versöhnung ebenso gewiss zu werden wie dort, so aber, dass man zugleich ganz bei sich bleibt? Wir würden sie da haben, wo man ihrer gewiss würde gerade dadurch, dass man in sich selbst zurückginge. Percipiren durch Vertiefung in sich heisst nicht schauen, sondern denken; darum ist die Versöhnung, welcher der Mensch gewiss wird, indem er sich sammelt und in sich geht, nicht eine durch Anschauung, sondern durch Andacht vermittelte. Die Versöhnung, an welcher der Mensch in der Andacht Theil hat, ist gleichfalls ein Drama, aber in diesem ist er nicht blos Zuschauer, sondern selbst handelnde Person, und ist es auch nicht als Acteur oder Bühnenheld, sondern als der eigentliche Held, als der wirkliche Träger der Handlung. Es führt nämlich hier das Subject das grosse Drama der eigenen Versöhnung durch, indem es die höchste allgemeine Macht (die da höher ist, als was wir bis dahin Weltgeist nannten, weil sie alle Welten, nicht nur die Menschenwelt, beherrscht), die Gottheit, als eine solche weiss, die, weil sie selbst ein Ich ist, die Ichheit selbst und darum jedes Ich versteht und als berechtigt gelten lässt, und indem es wieder sich selbst weiss von jener Macht verstanden und anerkannt, da es Seines, göttlichen, Geschlechts ist. In diesem Drama durchdringt sich die Befriedigung, die wir bei dem Zuschauer eines vor ihm aufgeführten tragische und komische nannten, die eben deswegen bei dem eigentlichen Vollbringer desselben nicht oder nur bildlich so genannt werden kann, ganz vollkom-

men, indem aus dem allertiefsten Schmerz, der *contritio cordis*, diesem Sterben des alten Menschen, die höchste Lust, das Festwerden des Herzens, die Geburt des neuen Menschen hervorgeht. In dem Genusse, den die Andacht gewährt, da jauchzt das Herz himmelhoch, obgleich es zum Tode betrübt ist, da erfährt es an sich selbst, dass das «niedergefahren zur Hölle, aufgefahren gen Himmel» des Menschensohnes sich in jedem Menschenkinde, in dem er Gestalt gewann, wiederholt. Dieser Genuss ist mehr als nur beseligend, er ist die Seligkeit selbst, welche als Ueberwinderin des Schmerzes sein Zeichen, die Thräne, in ihren Dienst genommen hat und nicht, wie die Heiterkeit, thränenlos lacht. Wenn aber in diesem Drama, wie wir die religiöse Versöhnung genannt haben, der Mensch die Arbeit (Action) desselben auf sich selbst genommen hat, so erscheint hier der Genuss nicht mehr als, den Ernst der Arbeit unterbrechender, Gegensatz dazu. Wenn es darum für den Kunstgenuss nothwendig war, damit die Illusion nicht gestört werde, Alles, was der bürgerliche Beruf vorschreibt, zu vergessen, ja wenn diese negative Stellung zu allem Wirklichen es möglich machte, dass sogar Solches, was in der sittlichen Welt Tadel verdient, ein ästhetisches Wohlgefallen hervorrief, so verhält es sich dagegen in dem Gebiete der religiösen Befriedigung ganz anders. Da die Versöhnung hier des Menschen eigene Arbeit ist, so fordert sie nicht, dass das Arbeiten aufhöre; da es Ernst ist mit der Versöhnung, so erscheint der religiöse Genuss nicht nur als eine Erholung vom Ernste des bürgerlichen Lebens, sondern er begleitet ihn in das wirkliche Leben hinein und gibt diesem eine ganz neue Weihe, indem dasselbe zu einer Bethätigung des Versöhntseins wird, zu den Früchten, an welchen die wahren Kinder Gottes erkannt werden. Es ist nicht unmöglich, dass das Unsittliche schön sei, und die Theorie, dass der Kunstgenuss bessern solle, ist falsch. Dagegen ist die Sittlichkeit das Mass der Religiosität, und eine Andacht, die nicht besserte, ist keine Andacht. Mit einem Worte, die Religion steht darum höher als die Kunst, weil sie den Gegensatz überwindet, in welchem die heitere Kunst das eine Glied bildet, den Gegensatz zum ernsten Leben.

Wie die Wissenschaft den endlichen Geist zu betrachten hat, so auch die Absolutheit des Geistes, den mit dem Geist versöhnten Geist, und hat also Vernunft darin nachzuweisen, dass der Mensch in der Erfüllung des Gesetzes nicht die letzte Befriedigung findet, sondern dass er sich zu erheben sucht in eine Sphäre, wo der Genuss an die Stelle der ernsten Arbeit tritt. Zunächst dahin, wo er sie verdrängt, und so wird also die Wissenschaft eine Theorie des Kunstgenusses und eine Rechtfertigung der ästhetischen Befriedigung geben müssen. Je nachdem sie hier den empirischen oder speculativen Weg einschlägt, wird sie Kunstgeschichte oder philosophische Kunstlehre sein, welche letztere gewöhnlich Aesthetik genannt wird. Sie wird aber dann weiter zeigen, dass ausser der Befriedigung, welche die «nur im Bereich der Träume» und «im Gedichte» lebende Schönheit gewährt, es eine andere und höhere gibt, die es nicht verschmäht, herabzusteigen in die Hütte des emsig arbeitenden Tagelöhners, und die ihn, ohne dass er seine Arbeit verlässt, gleichfalls frei macht, ja freier als der im Anschauen fremden Glückes Schwelgende je wird. Diese wahre und volle Freiheit, die Freiheit der Kinder Gottes, erreicht das Subject dort, wo es sich in Gott, Gott in sich und darum sich als Glied des Reiches Gottes weiss, welches, wie bereits am Anfange dieser Vorlesung gesagt wurde, der absolute Geist in der wahren und eminenten Bedeutung des Wortes ist. Diese absolute Befreiung im Reiche Gottes, in dem der Mensch sich frei weiss vom Zorne Gottes und Gott frei weiss vom Ungehorsam der Menschen, in welchem Gott im Menschen sich als seinem Ebenbilde, der Mensch in Gott als seinem Urbilde sich spiegelt, diese hat die Wissenschaft als Ziel darzustellen, wozu Alles, was sie bis dahin dargestellt, als Mittel und Weg dient. Wenn aber dies, so wird in diesem Theile der Wissenschaft, der Religionswissenschaft, offenbar Alles, was die übrigen Theile abgehandelt haben, noch einmal, aber unter einem ganz andern Gesichtspunkt vorkommen. Wenn die Naturphilosophie in der sinnlichen Welt nur Natur, d. h. nur zeitlich und räumlich als unveränderliche Ordnung existirende Vernunft sah, so leugnet weder die Religion noch die Religionswissenschaft, dass die Welt dies wirklich sei, die Religion aber fügt dazu noch

etwas Anderes hinzu und die Religionswissenschaft rechtfertigt, dass sie es thut, nämlich dass die sinnliche Welt ein Mittel ist, wodurch Gott sich dem Geiste offenbart, d. h. eine Schöpfung Gottes, etwas, wovon die Naturwissenschaft gar keine Notiz hatte und darum auch keine nahm. Indem die Religionswissenschaft zeigt, dass die Religion ganz vernünftig ist, wenn sie, im Dogma von der Erhaltung, die Welt so betrachtet, wie der Physiolog sie allein betrachtet, und zugleich, im Dogma von der Erschaffung, unter einem ganz andern Gesichtspunkt, beweist sie, dass die Religion mehr thut und also höher steht als die nur physikalische Betrachtung. — Ganz ähnlich verhält es sich mit Dem, was die Geistesphilosophie betrachtet hatte. Für diese waren Recht, Familie, Staat nur von der Vernunft postulirte Erscheinungen der Freiheit gewesen, und gerade wie der Physiker den Charakter seiner Disciplin alteriren würde, wenn er zu dem Willen Gottes seine Zuflucht nähme, gerade so der Ethiker, wenn er theologisiren und also Solches anticipiren wollte, wovon er noch gar nichts weiss. Die Religion erkennt dies an, indem sie die Erfüllung des Gesetzes als Zuchtmeister auf das Reich Gottes hin und also als noch ausserhalb desselben stehend bezeichnet. Dies rechtfertigt die Religionsphilosophie, zugleich aber rechtfertigt sie es, wenn die Religion neben jener Betrachtung der Gesetzeserfüllung auch die andere geltend macht, nach welcher die Erfüllung des Gesetzes Kennzeichen der Gläubigkeit und also Mittel ist, der Gnade Gottes gewiss zu bleiben. — Endlich den Kunstgenuss hatte die Aesthetik nur betrachtet, inwiefern er Befriedigung gewährt. In der Religionswissenschaft wird er abermals zur Sprache kommen, aber gleichfalls in einer doppelten Weise. Einmal so, dass die Religion gerechtfertigt wird, wenn dieselbe den Kunstgenuss als Adiaphoron freigibt, dann aber so, dass Vernunft darin nachgewiesen wird, wenn die Religion die Künste in ihren Dienst nimmt, die Architektur zur heiligen Baukunst, die Musik zur geistlichen Musik macht, sodass bei dem Gottesdienst, diesem geistlichen Drama, wie wir ihn genannt haben, alle Künste ihr Contingent liefern und der Cultus um so mehr religiös erhebt, je mehr er auch künstlerisch befriedigt.

So wird also nichts, was die frühern Theile der Wissenschaft behandelten, von der Religionswissenschaft, diesem Schlusse derselben, ignorirt. Fassen wir nun den Inhalt aller jener Disciplinen unter dem Namen Welt zusammen, indem wir darunter sowohl die sinnliche als die sittliche und ebenso auch die Welt des Schönen verstehen, so kann gesagt werden, dass, da jene Theile der Wissenschaft die Welt nur als Welt (gesetzmässige Ordnung) betrachten, sie, mit der Religionswissenschaft verglichen, den Namen Weltweisheit führen können. Die Religionswissenschaft dagegen kann Gottesweisheit genannt werden. Jenen einen weltlichen, profanen Charakter beilegen, heisst ebenso wenig sie schänden, wie der Name Profanscribenten ein Scheltwort ist. Dass sie den gottesweisheitlichen Gesichtspunkt ganz ignoriren, völlig atheologisch verfahren, ist für sie ebenso wenig ein Tadel, wie es für den Lehrer einer ist, wenn er beim Unterricht in der Planimetrie es unmöglich nennt, dass die Winkel eines Triangels zusammen mehr als zwei rechte betragen, obgleich die sphärischen Dreiecke dies widerlegen. Vielmehr wäre es eine tadelnswerthe Confusion, wenn durch Anticipationen die Reinheit der Untersuchung getrübt würde. Es ist ein sehr grosser Irrthum, wenn man meint, dass dergleichen Vermengung, z. B. ein Theologisiren in der Physik, den Streit zwischen Naturwissenschaft und Religion schlichten werde. Umgekehrt. Der Streit entsteht gar nicht, wenn der Physiker die Religion ignorirt und die Religion die physikalische Betrachtung zwar nicht als einzige, aber als in ihrer Sphäre berechtigte agnoscirt. Werden die einzelnen Disciplinen jede in ihrer Reinheit abgehandelt, so würden also auf dem gemeinschaftlichen Boden der Fundamentalwissenschaft wir erstlich die Naturwissenschaft haben, welche nur das Reich physikalischer Gesetze darzustellen hat, zweitens die Geisteswissenschaft, welche nur das sittliche Reich darstellt, drittens die Religionswissenschaft, welche zeigt, wie jene beiden Reiche nur Provinzen sind in dem Reiche Gottes. Hält man nun dabei fest, was bereits einige Mal bemerkt worden ist, dass die einzelnen Gebiete ebenso wohl empirisch als auch deductiv oder speculativ behandelt werden können, so würden die drei

Theile, in welche das System des Wissens, abgesehen von der Fundamentalwissenschaft, zerfällt, wenn sie empirisch behandelt werden, Naturgeschichte, Völker- und Staatengeschichte, Geschichte des Reiches Gottes sein, wenn aber speculativ: Naturphilosophie, Geistesphilosophie, Religionsphilosophie.

Damit aber wäre auch die Frage, deren Beantwortung uns im zweiten Theile unserer Untersuchung beschäftigen sollte, vollständig beantwortet. Was studirt man? so lautet sie, oder was Dasselbe heisst: Wonach strebt der Student? Wir haben gesehen, dass zuerst darnach gestrebt werden muss, zu erkennen, was denn überhaupt Vernunft ist und wie sie erkannt wird? Nachdem diese Vorfrage in der Vorwissenschaft beantwortet war, ging es weiter dazu, zu finden, wie sich die Vernunft in der Natur, in den geistigen Zuständen eines Subjectes, in den objectiven geistigen Mächten, endlich in dem Genusse der Versöhnung und des Friedens zeige. Die Universität, als Anstalt für das Studium überhaupt, wird dafür zu sorgen haben, dass dem Studenten die Möglichkeit gegeben sei, bei der Lösung aller dieser Aufgaben Hülfe zu finden. Sie wird dafür sorgen müssen, dass immer über alle Theile der Wissenschaft Vorlesungen gehalten werden, dass die Bibliothek Werke besitze über alle Partien des Wissens u. s. w. Dabei wird sie jeden Theil des Systems als gleich wichtig behandeln. Wie es für sie keine Hauptfächer gibt, so keine Hauptprofessuren. (Die hervorragende Genialität ihres Inhabers kann jede dazu erheben und der Abgang einer bedeutenden Persönlichkeit jede in eine Nebenprofessur verwandeln.) Dabei ist bis jetzt noch gar kein Grund zum Vorschein gekommen, warum die Universität nicht, wie sie dies auch historisch lange gewesen ist, ein homogenes Ganze bleiben soll, welches durch Juxtaposition wächst, indem ein einzelnes Capitel der Wissenschaft so anwächst, dass es ein ganzes Menschenleben in Anspruch nimmt und eine Vertretung durch einen eigenen Professor erfordert. Wenn uns nun aber die Erfahrung lehrt, dass in der Gegenwart nirgends eine deutsche Universität existirt, in der nicht die Körperschaft der Professoren und Studenten in mehrere relative Körperschaften, die verschiedenen Facultäten zerfällt, so entsteht die Frage, ob dies als

etwas Krankhaftes oder wenigstens als etwas Zufälliges anzusehen ist, oder ob sich dafür ein vernünftiger Grund anführen lässt. Die Beantwortung dieser Frage liegt aber ausserhalb der Aufgabe unsers zweiten Theils. Sie wird sich uns in dem folgenden, dem letzten unserer ganzen Untersuchung, ergeben.

Dritter Theil.

Neunzehnte Vorlesung.

Die dritte Frage, welche in diesen Vorlesungen beantwortet werden sollte, war nach der Einleitung: Wozu wird studirt? Die Berechtigung zu dieser Frage haben wir überall vorausgesetzt, wo von dem Studium als von einer Vorbereitung zu einer künftigen Wirksamkeit die Rede war. Diese ist nun die Praxis des wissenschaftlich Gebildeten oder kürzer die wissenschaftliche Praxis, und deren Idee ist in dem dritten Theil unserer Untersuchung zu entwickeln. Die Aufgabe desselben verbindet eigentlich die der beiden andern. Handelte es sich dort darum, zuerst die Idee des studirenden Subjectes, dann die der Wissenschaft zu fixiren, so soll hier gezeigt werden, wie der Idee gemäss das Subject im Dienste der Wissenschaft arbeitet, oder wie die Wissenschaft sich gestaltet, wo sie Vorbereitung zum Lebensberufe verschiedener Subjecte wird.

So lange die Sache so steht, dass es keinen einzigen Beruf gibt, für welchen das Universitätsstudium ganz unerlässliche Bedingung ist, und so lange wieder der Schatz des Wissens so beschränkt ist, dass es keine Unmöglichkeit für ein Individuum ist, der grösste Arzt, der grösste Jurist und der grösste Philosoph zu gleicher Zeit zu sein, so lange sind Concentrationen des Studiums, wie sie uns bei dem Facultätsstudium entgegentreten, nicht nöthig. Die *universitas* ist nur dies und das Studium ist nur Universitätsstudium, Studium der Wissenschaft überhaupt, ohne irgend ein anderes Interesse als das blos theoretische. So war es wirklich lange Zeit, namentlich auf der Pariser Universität, die für uns darum sehr wichtig ist, weil sie den deutschen Universitäten

zum Modell gedient hat. — So aber ist es nicht geblieben. Einerseits ist der Besitz der Wissenschaft sehr angewachsen, andererseits hat, namentlich in Deutschland, die Sache sich so gestaltet, dass wenigstens in der Praxis, welche unter der Sanction des Staates geübt wird, der Kreis der Berufe, für welche kein Universitätsstudium gefordert wird, sehr eng geworden ist. Die Folge ist, dass schon auf der Universität je die Studien als näher zusammengehörend sich darstellen, deren Resultate den Eintritt in je einen bestimmten Beruf eröffnen. Dadurch entstehen die verschiedenen Facultäten, durch welche die eine Universität in verschiedene Körperschaften, das eine Studium der Wissenschaft in das besondere Studium der Medicin u. s. w. zerfällt. Die Entstehung derselben hat daher ihren Grund nicht in der Universität als wissenschaftlicher Anstalt, sondern darin, dass dieselbe zur Vorbereitungsanstalt für die Praxis wurde, und die Facultäten können um so mehr Accessorien an der Universität genannt werden, als sie auch historisch (in Paris) neben der Universität entstehen, sodass diese eine Zeit lang neben ihnen fortbesteht, alle Nationen befasst, zuerst allein den Rector wählt, dann ebenso viel Stimmrecht hat als alle Facultäten zusammen u. dgl. m. Dabei aber soll mit dem Ausdruck «Accessorisches» durchaus nicht angedeutet werden, als sei durch das Entstehen der Facultäten ein ganz fremdes Element in die Universität hineingebracht worden, etwa wie wenn man ein Pigment in das reine Wasser thut. Der Keim zu der Gliederung liegt in der Universität, weil in der Wissenschaft selbst, und deswegen möchte ich das Hervortreten derselben vielmehr mit der Krystallisation flüssiger Substanzen vergleichen, die nur hervortritt, wenn dieselben mit der kalten Luft in Conflict kommen, sonst nicht, und die doch wieder nicht das Product der Luft ist, sondern als Tendenz der kleinsten Theilchen schon in der Flüssigkeit prädeterminirt war. Wenn daher die verschiedenen Facultäten nicht so untrennbar sind von dem Wesen der Universität, dass ohne dieselben sie selbst aufhörte, so sind sie ihm doch auch wieder nicht ganz fremd, sondern unter gewissen Umständen werden sie sich mit Nothwendigkeit einstellen. In der Gliederung der Wissenschaft nämlich, die wir kennen gelernt haben, ist der Keim zu diesen Unterschieden gegeben, der

nur des Contactes mit der praktischen Richtung bedarf, um sie so hervortreten zu lassen, dass die Gliederung zur Sonderung der Glieder wird.

Als Vorbereitungsanstalt für das praktische Leben, namentlich so weit es in den Staat fällt, erhält die Universität, zu deren Besuch der Schulunterricht das Subject vorbereitet hatte, eine eigenthümliche Mittelstellung. Man kann sagen: der Baum des Universitätsstudiums wurzelt in der Schule und wipfelt im praktischen Leben. Wie aber bei einem jeden Baum die Gesundheit aller Wurzeln für sein Gedeihen nothwendig ist, dabei aber doch noch eine specifische Verbindung zwischen der Pfahlwurzel und der Spitze besteht, die aus dem Verdorren der letztern auf Krankheit der erstern zurückschliessen lässt, gerade so ist es auch mit dem dreistämmigen Baume der Wissenschaft. Ohne Metapher: Für jedes Studium ist das Treiben aller Schulfächer nothwendig, und es sollte nicht geduldet werden, dass Einer auf der Schule etwa vom Griechischen dispensirt würde, weil er Naturforscher werden wird. Er wird sicherlich ein besserer Physiker, wenn er das Griechische mitnahm. Damit aber streitet nicht, dass, wo sich früh die Richtung auf eine bestimmte Wissenschaft zeigt, man den Schüler in denjenigen Fächern, welche zu seinem spätern Berufe in einem specifischen (jenem Pfahlwurzel-) Verhältnisse stehen, zu ausserordentlichen Leistungen veranlasse. Die gleichmässige Schulbildung ist für jedes Facultätsstudium, gewisse Schulfächer noch *in specie* für gewisse Facultätsstudien unerlässlich. Bei der Charakteristik der einzelnen Facultäten wird deswegen nicht nur auf die Praxis, um deren willen sie sich sondern, geachtet werden müssen, sondern auch auf die Vorbereitung in der Schule, durch welche ein gedeihliches Facultätsstudium erzielt wird.

Zu jeder Praxis gehört Zweierlei: erstlich dass der zu erreichende Zweck gewusst, erkannt werde, was man die doctrinelle Seite der Praxis nennen kann; zweitens dass man Uebung in der Verwirklichung des Zweckes habe, was ihre technische Seite heissen mag. Indem das Studium die Bestimmung bekommt, zur Praxis fähig zu machen, wird also erstlich dem Studirenden gewiesen werden müssen, wie die wissenschaftlichen Erkenntnisse zur Realisation eines

bestimmten Zweckes angewandt werden können, zweitens Gelegenheit gegeben werde, eine technische Fertigkeit in dieser Anwendung zu erlangen. Die Facultäten sind nun eben die Anstalten auf der Universität, wodurch dieses Beides erreicht wird. Hinsichtlich des zu realisirenden Zweckes wird *a priori* dies feststehen, dass derselbe kein der Wissenschaft fremder sein darf. Eine Anweisung, wie man Naturwissenschaften studiren muss, wenn man dadurch den Damen oder auch dem lesenden Publicum gefallen will, wäre etwas Begriffswidriges. Ebenso gilt dies *a priori*, dass nicht die von der Wissenschaft deducirte Ordnung umgekehrt und Solches, was sie höher stellt, als Mittel zu Solchem dargestellt wird, das innerhalb ihrer niedriger steht. Also eine Anweisung zu geben, wie man Menschen in blosse «Hände» verwandelt, in ganz geistlos wirkende Theile einer Fabrik oder Maschine, dazu ist die Wissenschaft und also auch die Universität zu vernünftig und zu stolz. Sondern nur Das, was die Wissenschaft als das Höchste innerhalb einer Sphäre erkannt hat, wird auf der wissenschaftlichen Anstalt als Das dargestellt werden dürfen, zu dessen Erhaltung und Förderung alle innerhalb dieser Sphäre erlangten Erkenntnisse dienen können, und nur in der Erhaltung und Förderung dieses Zweckes wird in den technischen Anstalten geübt werden dürfen. Dann aber ist auch klar, wie viele und welche Facultäten möglich und nothwendig sind.

Den einen Stamm der Wissenschaft bildete die Naturwissenschaft. In dieser hatte sich als die allerhöchste Erscheinung das menschliche Leben gezeigt. Alle Naturwissenschaften so dargestellt, dass sie die Mittel kennen lehren, wodurch der menschliche Organismus von seiner somatischen sowohl als seiner psychischen Seite prophylaktisch vor Fährdung bewahrt, wo aber die Fährdung eingetreten ist, geheilt werden kann, verbunden zugleich mit der technischen Anleitung in einem Seminar, welches hier Klinik heisst, dies gibt den Begriff der medicinischen Facultät. Wenn sie sich früher die Facultät der Physiker nannte, so hob das mehr die doctrinelle Seite hervor; der heutzutage gewöhnliche Name weist mehr auf die technische hin. In der That würde auch, da die Einrichtung des sogenannten philosophischen Tentamens in der Mitte des medicinischen

Studiums die Folge gehabt hat, dass die Meisten, wenn ihnen die Erlaubniss zum Heilen gegeben wird, ihr Bisschen Physik längst vergessen haben, die mittelalterliche Bezeichnung heutzutage wie eine etwas plumpe Ironie klingen. — Wie jedes, so hat auch das medicinische Studium zu seiner Voraussetzung den Schulunterricht und zwar in allen Fächern. Sie alle sind dem Mediciner ebenso nothwendig wie dem Theologen. Wer kenntnisslos auf die Universität kommt, wird vielleicht eine ganz geschickte Curirmaschine für die gewöhnlichsten Fälle, ein wahrer Arzt wird er nicht werden. Dabei aber stehen gewisse Schulfächer doch zu seiner praktischen Laufbahn in einem so specifischen Verhältniss, dass er in diesen noch weniger als in den andern unbewandert sein darf. So weit es zweckmässig ist, die Naturwissenschaften unter die Unterrichtsgegenstände aufzunehmen (wo es geschieht, sollte es sich auf Das beschränken, was reine Gedächtnisssache ist), so weit wird der künftige Mediciner sich vor den andern Schülern mit ihnen zu beschäftigen haben. Wenn darüber noch ein Streit möglich ist, ob die Naturwissenschaften auf die Schule gehören, so steht dagegen ausser allem Streite, dass die Basis aller Naturwissenschaft, die Mathematik, dahin gehört. Die beiden Elemente, welche wir am Anfange unserer Untersuchung (s. dritte Vorlesung) im Schulunterrichte unterschieden hatten, vertheilen sich hinsichtlich des mathematischen Unterrichts so, dass die Geometrie besonders zur Gymnastik des Geistes dient, während bei dem Unterricht in der Arithmetik das Behalten der Formeln mit die wesentlichste Seite ist. (Die Verbindung beider Elemente, wie in der analytischen Geometrie u. s. w., beschäftigt weniger den Schüler, als Den, der Mathematik studirt.) In beiden sehr fest sein, heisst mehr für das naturwissenschaftliche Studium vorbereitet sein, als wenn man auf der Schule aus der Physik ein Bisschen und aus der Chemie wieder ein Bisschen erfahren hat. Wenn auch nicht, wie dies der Fall ist, die mathematisch-physikalische Behandlung physiologischer Probleme ganz neue Lösungen von bis dahin Räthselhaftem gegeben hätte und noch mehr verspräche, müsste dennoch gesagt werden, dass vor Allem der mathematische Schulcursus für Den wichtig ist, der einmal Mediciner werden will. — In der Beziehung des naturwissenschaft-

lichen Studiums auf das Gedeihen des menschlichen Organismus, durch welchen dasselbe zum medicinischen wird, lassen sich nun folgende Momente unterscheiden: Erstlich wird in der Physiologie gezeigt, wie sich mechanische, physikalische, chemische, biologische Gesetze verbinden, um das natürliche, d. h. gesunde somatische und psychische Leben des Menschen zu constituiren. Zweitens wird gezeigt, wie mechanische, physikalische u. dgl. Einwirkungen die normale Entwicklung hemmen oder sogar das schon Entwickelte zurückbringen können. Dadurch aber, dass auch in dem Entstehen dieser Anomalien Gesetzmässigkeit nachgewiesen wird, hat man ein Recht, die Krankheitslehre Patho- oder Nosologie zu nennen; umgekehrt darf nur Das in die Pathologie aufgenommen werden, worin Gesetzmässigkeit, Vernunft entweder schon nachweisbar ist oder wenigstens vorausgesetzt und gesucht wurde. Gesetzt darum, es wäre richtig, was Viele wirklich glauben, dass, wenn man am Montag eine Reise anfange, oder wenn ein Hase über den Weg laufe, dies Wechselfieber oder irgend eine andere Krankheit hervorrufe, so würde dies immer keine pathologische Erkenntniss sein, weil sie nicht logisch ist. Hatte die Physiologie den gesunden, die Pathologie den kranken Organismus erkennen gelehrt, so handelt es sich drittens darum, zu zeigen, wie die Kenntniss der Naturgesetze in den Stand setzt, den Menschen aus dem Zustande der Krankheit in den der Gesundheit zurückzuführen. Hätte man eine vollständige physiologische und pathologische Erkenntniss, so würde sich daraus mit absoluter Nothwendigkeit ergeben, wie und warum gerade so geheilt werden muss. Davon ist man bis jetzt weit entfernt, und darum kann man eine richtige Bescheidenheit darin sehen, dass dieser Theil der Medicin in der Wahl seines Namens vermieden hat, sich wie die andern beiden als angewandte Logik anzukündigen. Unsere Therapie oder Therapeutik besteht fast nur in einzelnen Erfahrungssätzen, und es ist ihr noch nicht gelungen, den vernünftigen Grund, die Logik aufzufinden, die darin liegt, dass Chinarinde das Wechselfieber heilt u. s. w. Wüsste man erst, was Wechselfieber und was Chinin ist, so wäre man jenem Ziele gewiss näher. Mit den therapeutischen Notizen, welche der erfahrene Arzt dem Medicin Studirenden mit-

theilt, ist dann sachgemässer Weise eine Anstalt verbunden, wo der letztere geübt wird, von dem Gelernten Anwendung zu machen. Selbst wenn die Therapie, viel mehr als sie es jetzt kann, sich sicherer wissenschaftlicher Principien rühmen könnte, wäre eine solche technische Anstalt unter den Augen eines erfahrenen Praktikers nöthig, da es sich darum handelt, ein Auge zu bekommen für die individuellen Modificationen, mit denen überall die Krankheit auftritt, sodass der reine Typus, welchen die Pathologie geschildert hatte, in der Erscheinung immer verlarvt ist; die auf Physiologie und Pathologie gegründete Therapie lehrt und die daran geknüpfte klinische Anstalt übt, die Erhaltung des menschlichen Organismus als den höchsten Zweck zu betrachten und zu verfolgen. Wer dies am besten kann, ist der beste Arzt. Wer diesen Zweck aus den Augen verliert, am Krankenbette z. B. die moralische Besserung oder religiöse Bekehrung im Auge hat und darüber den Kranken früher (und wäre es nur eine Stunde früher) sterben lässt, ist ein schlechter Arzt. Er gehört zu Denen, die, mit Shakspeare zu sprechen, gute Leute, aber schlechte Musikanten sind, eine Sorte, von der es bei uns — ich spreche nicht von Aerzten allein — leider wimmelt.

Die zweite Hauptwissenschaft war die Geschichte gewesen. In ihr war als die höchste Erscheinung die Verwirklichung der Freiheit erkannt, wie sie uns im Leben des Staates und den Verhältnissen der verschiedenen Staaten entgegentritt. Die ganze Geisteswissenschaft dargestellt als die Mittel gewährend, um den Staat und sein Verhältniss zu andern Staaten zu regeln und zu erhalten, dabei Anstalten, wo die Technik des Rechtsprechens, Administrirens, der Entscheidungen über internationales Recht beigebracht wird — und wir haben die juristische Facultät. Wer sich für dieselbe bestimmt, wird, unbeschadet der Allseitigkeit des vorausgegangenen Unterrichts, ganz speciell in den Sprachen geübt und mit der Geschichte bekannt sein müssen. Beides setzt ihn in den Stand, sich in die Geister hinein zu versetzen, deren Wille im Recht und in den Institutionen der Staaten Wirklichkeit hat. Umgekehrt ist ohne die Kenntniss der Sprache, in welcher das Recht, worauf das unserige ruht, zu uns redet, und ohne eine gründliche Kenntniss der

geschichtlichen Facta, was jetzt Rechtens ist, absolut unverständlich. — Genugsam auf der Schule vorbereitet, erhält der Studirende auf der Universität zuerst Gelegenheit, in einer Physiologie des gegenwärtigen Rechtszustandes Das kennen zu lernen und zu begreifen, dessen Erhaltung und Förderung er einst sein Leben widmen soll. Es geschieht dies so, dass ihm zuerst gezeigt wird, in dem sogenannten Naturrecht, was die Idee des Rechts, Staates u. s. w. ist, die, eben weil sie das Wesen des Rechts u. s. w. angibt, auch innerhalb der allerverschiedensten Rechte mehr oder minder bewusst die leitenden Gesichtspunkte abgegeben hat. Dann wird ihm gezeigt, wie nur ein einzig Mal im Lauf der Weltgeschichte alle die Bedingungen bei einem Volke gegeben waren, unter welchen sich der Begriff der Einzelpersönlichkeit, welcher der Angelpunkt des abstracten (Privat-) Rechts ist, in einer solchen Reinheit ausprägen konnte, wie das bei den Römern, diesem Juristenvolke, geschehen ist, und dass eben darum Vernunft darin liegt, wenn ihr Recht das Fundament des unserigen ward. Es wird ihm ferner gezeigt werden, wie das germanische Element alle diejenigen Verhältnisse eigenthümlich gestaltet hat, die wir im Gegensatz zum abstracten Rechte sittliche genannt haben (s. siebzehnte Vorlesung), die Familie, Commune u. s. w. Es wird ihm endlich gezeigt werden, wie, nachdem die über den Nationen stehende Kirche das Recht, ihre Streitigkeiten zu entscheiden, verloren hat, sich das Völkerrecht gestaltet hat, und inwiefern Das, was an die Stelle der Kirche getreten ist, nicht nur ihr Nachfolger, sondern auch der Erbe ihrer Traditionen ward. — Auch hier wird auf die Physiologie die Pathologie des Rechts folgen, die zu zeigen hat, nach welchen psychologischen und geschichtlichen Gesetzen Rechtsverletzungen und Störungen des Friedens einzutreten pflegen, und wie diese Gesetze den Massstab der Beurtheilung an die Hand geben, wo es sich darum handelt, eine Scala von Rechtsverletzungen aufzustellen, ohne die die Strafgesetzgebung drakonisch werden müsste. — Ganz wie in der Medicin wird auch in der Jurisprudenz an die Physiologie und Pathologie sich die Therapie anschliessen, deren Aufgabe ist, eine Theorie des Processes zu geben, durch welchen das verletzte Recht wiederhergestellt wird,

sowohl dort, wo die Verletzung gegen das Eigenthum einer Person, als da, wo sie gegen die Person selbst, als auch endlich dort, wo sie gegen den Bestand des Rechts selbst gerichtet war. — Gerade wie dort endlich wird sich auch hier an die Theorie dieses Heilungsprocesses eine Anstalt anschliessen müssen, welche die Technik beibringt, ihn zu unterstützen, ein Seminar, in dem der Studirende unter Aufsicht erfahrener Meister sich übt, über wirklich vorkommende oder in Ermanglung dessen über fingirte Rechtsverletzungen das Urtheil zu sprechen (Theilnahme an den Arbeiten eines Spruchcollegiums oder dergleichen). Je complicirter übrigens die Verhältnisse werden, und jemehr sich dadurch der Stoff aufhäuft, um so begreiflicher ist es, dass innerhalb des juristischen Studiums einzelne Partien die exclusive Thätigkeit eines ganzen Lebens in Anspruch nehmen, und so sondern sich die Studien, sofern sie Vorbereitung zum Richteramte sind, von denen ab, welche zur Theilnahme an der Administration vorbereiten (Cameralia), oder endlich von denen, deren Ziel ist, einmal an der Regelung internationaler Verhältnisse Theil zu nehmen (Diplomatie). Der Vorschlag, diese Unterabtheilungen der juristischen Facultät zu eigenen Facultäten zu machen, ist gerade so viel werth, als wollte man von der medicinischen Facultät eine chirurgische absondern.

Der dritte Stamm der Wissenschaft ist die Lehre von der Versöhnung, welche sich am meisten verwirklicht in dem Reiche Gottes, in dem der Mensch sich als Glied weiss. Dieses Reich, in seiner räumlichen und zeitlichen Bestimmtheit die Kirche, als den Zweck darzustellen, zu dessen Förderung und Erhaltung wissenschaftliche Studien fähig machen, und zugleich eine Technik zu geben im Gebrauch aller der Mittel, wodurch das geschieht, dies ist die Aufgabe der theologischen Facultät. Was den Vorunterricht auf der Schule betrifft, so ist speciell nothwendig die Kenntniss der Religionslehre, also gründliche Bekanntschaft mit dem Alten und Neuen Testamente, die beide in der Ursprache gelesen werden müssen, sowie mit den Symbolen unserer Kirche, von denen das populärste, der Katechismus, wörtlich dem Gedächtniss eingeprägt sein soll. Ebenso die bedeutendsten Kirchenlieder. Hinsichtlich des Gymnastischen ist, mehr

noch als für alle Uebrigen, für den künftigen Theologen die Fähigkeit künstlerischer Darstellung nothwendig, welche durch die Schreibe- und Redeübungen, sowie die Läuterung des Geschmacks, welche durch das Lesen von musterhaften Schriftstellern erlangt wird. Keine einzige Facultät aber möchte über den gegenwärtigen Zustand der Schulen sich mehr beklagen dürfen als die theologische. Es wird in Betreff aller von mir aufgestellten Forderungen geradezu unverantwortlich auf unsern Schulen gewirthschaftet. Anstatt dass man dem Knaben die Lehre der Kirche beibringt wie die lateinische Grammatik, sodass er sie zuerst gründlich kennt, unterhält man ihn heutzutage mit Zweifeln, im günstigsten Falle mit Religionswissenschaft; es kommen häufig die Fälle vor, wo der Religionslehrer seinen Schülern Das erzählt, was in seinem auf der Universität nachgeschriebenen Hefte über Dogmatik oder Moral steht, dagegen wird es immer seltener, dass ein Abiturient den Katechismus ganz im Kopfe hat. (Geht es doch sogar den meisten Religionslehrern ebenso.) Ganz ebenso kläglich sieht es mit dem Unterricht im Deutschen aus. Anstatt zuerst nur auf die Gelenkigkeit des Ausdrucks hinzuarbeiten, wozu vor Allem Uebersetzungen in gebundener und ungebundener Rede zweckmässig sind, und ebenso wieder mündliche Relationen von Gelesenem, lässt man die Knaben sogleich ihre «eigenen Gedanken» niederschreiben oder mündlich aussprechen, und da sie diese eben nicht haben, werden sie künstlich zu leeren Schwätzern gebildet, zu wahren Virtuosen der Langweiligkeit. Ebenso ist es schwerlich der richtige Weg, auf welchem Knaben dahin gebracht werden, sich nach musterhaften Schriftstellern zu bilden, wenn man sie vom Anfang an daran gewöhnt, dieselben zu kritisiren, ganz abgesehen davon, dass es schwerlich gute Folgen haben kann, wenn Knaben sich gewöhnen, über Heldensage, Minnesänger und wer weiss worüber, was sie nie gelesen haben, zu urtheilen. Würden auf der Schule Uebersetzungen gemacht aus den religiösen Vorträgen älterer Kirchenlehrer, so könnte gleichzeitig Beides gefördert werden, die Kenntniss Dessen, was die Kirche lehrt, und die Gewandtheit des Styls. — Nach vorangegangenem Schulunterricht bezieht der junge Theolog die Universität und beginnt, gerade wie der Medi-

ciner und Jurist, mit der Physiologie seiner Kirche. Nachdem er in einer einleitenden oder encyklopädischen Vorlesung zum Begriff der Kirche gelangt ist, lernt er nun genau kennen, welches ihre Ursprünge sind, nach welchen ethischen und historischen Gesetzen sie sich entwickelt hat, welches endlich ihr gegenwärtiger Zustand ist, wobei, um nicht Krankhaftes als Wesentliches anzusehen, der historischen Betrachtung die rationale begleitend zur Seite steht; in der sogenannten systematischen Theologie namentlich wird dieses Moment sehr sichtbar sein, ganz wie in der juristischen Facultät die Vorlesungen über das Landrecht am meisten eine Kritik provociren werden. — Es folgt die Pathologie der Kirche. Sie zeigt dem Studirenden, wie theils Mängel und Sünden der Subjecte, welchen die Leitung der Kirche oblag, theils die Conflicte mit andern Mächten, mit denen die Kirche in ein Verhältniss getreten ist, fremde und krankhafte Elemente in sie hineingetragen haben. Je ernster dabei der Studirende auf sich selber, der ein Glied dieses mit Krankheit behafteten Organismus ist, achtet, um so eher wird es ihm gelingen, den eigentlichen Sitz des Uebels aufzufinden, aus dem nach unverbrüchlichen Gesetzen die Krankheitssymptome folgen, und gegen welchen (nicht blos gegen die Symptome) Massregeln zu ergreifen und Mittel zu suchen sind. Mit diesen endlich macht er sich in der praktischen Theologie bekannt, welche die Therapeutik des kirchlichen Lebens genannt werden kann. An die theoretischen Weisungen, welche hier über die Heilmittel gegeben werden, die dem Diener der Kirche zu Gebote stehen, schliessen sich dann technische Anstalten, Seminarien, in denen der Studirende geübt wird, Kinder zu katechesiren, vor Erwachsenen zu predigen u. s. w. Gerade wie der junge Mediciner auf der Klinik nur unter der Aufsicht des erfahrenen Praktikers seine Heilversuche machen durfte, gerade so wird hier der junge Theolog unter der Controle des erfahrenen Seelsorgers seine ersten Versuche geistlicher Einwirkung machen. Diese Controle sollte strenger sein, als sie ist. Es ist ein geringeres Unglück, wenn ein Kranker stirbt, weil der Kliniker einem jungen Praktikanten zu viel freie Hand liess, als wenn Schulknaben, die bei den Katechisationen als *corpus vile* dienen müssen, durch einen ungeschickten

Katecheten, oder wenn Commilitonen durch Anhören alberner Predigten für die Zeit ihres Lebens einen Widerwillen gegen religiöse Dinge bekommen. Da lieber gar keine solchen Uebungen.

So ergäben sich uns also zunächst diese drei Facultäten, deren Aufgabe als die *cura valetudinis*, *bonorum*, *animarum* bezeichnet werden kann. Sind sie nun, wie ich oben gesagt habe, der Idee nach und auch geschichtlich *accessoria* an der *universitas*, so entsteht die Frage: was wird aus ihr, sobald sie *facultates* neben sich hat? Dasselbe, was überall geschieht, wenn neben einer Allgemeinheit eine Besonderheit sich geltend macht, wird auch hier geschehen. Gerade wie die (katholische) Kirche, sobald sich ihr eine andere entgegenstellt, zu einer (römischen) Kirche wird, gerade so wird (auch historisch) die *universitas*, indem sie den andern Facultäten gegenübersteht, selbst zu einer Facultät, zu der der Artisten, wie sie ursprünglich in Paris hiess. Wenn in dem eben angeführten Beispiele die ursprünglich Alles umfassende Kirche auch nach ihrem Werden zu einer Sonderkirche den Namen der Mutterkirche behält, so ist es begreiflich, warum in den Statuten der nach dem Pariser Muster gestifteten Universität Wien die *facultas artium* als die *pia nutrix et alma mater omnium facultatum* bezeichnet wird. Ihren Begriff werden wir so formuliren können: die vierte Facultät ist die zur *facultas* gewordene *universitas.* Daraus ergibt sich nun sogleich, was ihren Inhalt betrifft, dass sie die ganze *universitas literarum*, d. h. sämmtliche wissenschaftliche Fächer in sich repräsentirt. Nicht dass sie sich von den Brosamen nährte, die von der Kinder Tische fallen, sondern als die ursprüngliche Universität, d. h. die rein wissenschaftliche Anstalt, vindicirt sie sich alle Wissenschaften, sofern sie den Universitäts-, d. h. den rein wissenschaftlichen, blos theoretischen Charakter haben. Hinsichtlich ihres Personals besteht darum diese Facultät aus den Professoren sämmtlicher Naturwissenschaften und ihrer Grundlage, der Mathematik. In ihr sind ferner alle Wissenschaften repräsentirt, welche darauf ausgehen, in den Erscheinungen des subjectiven Geistes sowie in den höchsten Productionen des Volks- und Weltgeistes, in den Sprachen, den Staatsverfassungen, der Geschichte der Menschheit,

Vernunft nachzuweisen. Der Psycholog, der Ethiker, der Statistiker, der Philolog, der Historiker gehören zu ihr. Zu ihr zählen sich weiter Die, welche Vernunft nachweisen in dem beseligenden Kunstgenuss, und die ein Gleiches versuchen hinsichtlich der Versöhnung, die im höhern oder geringern Grade die verschiedenen Religionen erlangen lassen, also der Aesthetiker und der Mytholog. Zu ihr endlich wird sich Derjenige zählen, welcher zu entwickeln sucht, was das gemeinschaftliche Fundament alles Wissens ist, und wieder: wie vermöge jenes gemeinschaftlichen Fundaments alle Wissenschaften ein einziges Ganzes bilden, d. h. der Wissenschaftslehrer oder der Professor der Philosophie. Wegen dieser letztern Bestimmung wird gegenwärtig diese Facultät die philosophische genannt. Mit Recht, da die Philosophie als Encyklopädie alles Wissens, gerade wie die zur Facultät gewordene Universität, eine *universitas scientiarum* ist. — Das Bisherige folgerten wir daraus, dass die philosophische Facultät die ursprüngliche Universität ist. Daraus aber, dass sie dies doch nur ist, indem sie zu einer Facultät geworden ist, muss gefolgert werden, dass sie, ganz wie die übrigen, zu einer bestimmten Praxis wird vorbereiten müssen. Diese Praxis kann, da wir dieser Facultät vor allen andern den rein wissenschaftlichen Charakter zuschreiben, nur die Praxis sein, welche auf die Förderung des Wissens geht; dies ist die Lehrpraxis, eine Praxis zwar, aber mehr theoretischer Art als jede andere, da sie darauf ausgeht, den Schatz des Wissens den kommenden Geschlechtern vermehrt oder besser verarbeitet zu überliefern. Wie jede Praxis, so bedarf auch diese technischer Vorübung; die philosophische Facultät als Vorbereitungsanstalt für die Lehrpraxis wird daher, um vollständig zu sein, solche gewähren müssen. Allgemein pädagogische, mathematisch-naturwissenschaftliche, philologisch-historische Seminarien completiren den Begriff der philosophischen Facultät. Nur die eigentliche (reine) Philosophie wird eines solchen Institutes entbehren können; denn da hier die Lehrpraxis auf die Thätigkeit des akademischen Docenten und des Schriftstellers sich beschränkt, bei beiden aber die Individualität so wichtig ist, dass Jeder sich seine eigene Methode und Technik schaffen muss, so sind sie auf das *Do-*

cendo discimus hingewiesen. Lehrerseminare sind eine hübsche Sache, Professoren- oder Schriftstellerseminare dagegen sind ein Widersinn. — Die Analogie mit den übrigen Facultäten wäre nun nicht vollständig, wenn wir nicht nachwiesen, dass, gerade wie das Studium in ihnen, so auch das in der philosophischen Facultät in einem specifischen Verhältniss gerade zu einer Seite des Schulunterrichts steht. Hier muss nun aber unterschieden werden nach den verschiedenen Zielpunkten, welche sich die Studirenden dieser Facultät vorsetzen können. Wer sich ausbilden will zum Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften, von dem wird natürlicher Weise ganz Das gelten, was wir bei Gelegenheit der dem Mediciner nothwendigen Vorbildung sagten. Ganz ebenso wird der künftige Lehrer in Sprachen und der Geschichte so vorgebildet wie der Jurist die Universität zu beziehen haben. Es bleibt also nur noch der künftige Wissenschaftslehrer übrig. Dass wir von diesem mehr als von irgend einem Andern eine gleichmässige Stärke in allen Schulfächern verlangen, ist, so weit seine Aufgabe die ist, eine Encyklopädie alles Wissens anzustreben, leicht erklärlich. Nun war aber, wie gezeigt worden ist, eine solche encyklopädische Ansicht von allem Wissen nur möglich durch die Einsicht, dass alles Wissen auf der gemeinschaftlichen Grundlage ruht, welche die Fundamentalwissenschaft oder Logik zum Bewusstsein zu bringen hat. Es fragt sich, ob für diese Seite des philosophischen Studiums nicht die Schule einen besondern Anknüpfungspunkt geben könne? Man hat geglaubt das philosophische Studium zu fördern, indem man auf Schulen eine sogenannte philosophische Propädeutik einführte. *Hegel*, der als Schulrector in Nürnberg selbst philosophischen Unterricht in der Schule gegeben, hat doch später, vom preussischen Ministerium zu einem Gutachten darüber aufgefordert, sich dagegen erklärt, dass schon der Schüler mit philosophischen Untersuchungen bekannt gemacht werde; dagegen hat er angerathen, dass man mehr als bisher dafür sorge, den Schüler mit dem Inhalte der alten formalen Logik bekannt zu machen. Dies ist vollkommen richtig, denn dieselbe ist theils Sache des Gedächtnisses, theils hat sie Werth nur als Gymnastik des Geistes, und Beides haben wir der Schule zugesprochen. Den Knaben

im klaren und bestimmten Denken üben, heisst ihn in Stand setzen, später Irrthümer und Zeitverlust zu vermeiden. Bedenkt man nun dabei, dass dieser formal-logische Unterricht in dem genauesten Zusammenhange steht mit dem, welcher die grammatische Correctheit betrifft, und dass wir die Uebung im Sprechen und Schreiben als besonders nothwendige Vorbildung für den Theologen kennen gelernt haben, so zeigt dies, wie das theologische und philosophische Studium in ihrer Wurzel sich nahe berühren. Nimmt man dann weiter dazu, dass Das, womit allein der Theolog sich beschäftigt, dem Wissenschaftslehrer zwar nicht alleiniges, aber höchstes Object des Wissens ist, so ist dies eine Verwandtschaft auch im Resultate, welche es erklärlich macht, dass die theologische und philosophische Facultät am längsten verschmolzen blieben, dass so viele Philosophen aus Denen hervorgegangen sind, die Theologie studirt haben, und dass *Hegel* — auch ein Solcher — in jenem oben erwähnten Gutachten als die beste Vorbereitung für das philosophische Studium neben dem formal-logischen Unterricht den in der Religionslehre bezeichnet.

Das Verhältniss der philosophischen Facultät zu den übrigen würden wir daher so zu fassen haben: als eine Facultät steht sie gleichberechtigt neben ihnen; als alle Wissenschaften befassend steht sie als der *ordo amplissimus* über ihnen; als die Basis enthaltend, worauf sie fortbauen, steht sie unter ihnen und sie heissen darum die obern Facultäten. Von diesen drei Präpositionen lassen die übrigen Facultäten gewöhnlich nur die letzte gelten, und so hat es denn dahin kommen können, dass allen Ernstes gefordert worden ist, ein Licentiat der Theologie solle, da er ein Unchrist sei, in die philosophische Facultät versetzt werden, ja dass wirklich Ministerien so gefällig gegen die theologische Facultät gewesen sind, Glieder derselben, weil ihr Wandel «untheologisch» war, der philosophischen Facultät, als wäre sie die Strafcompagnie, einzuverleiben. Die Christlichkeit und Sittlichkeit der theologischen Facultät als ihr exclusives, ja nur als ein ihr besonders zukommendes Prädicat beilegen, heisst in ihr den Geist des Pfaffenthums hervorrufen und also eher sie erniedrigen als sie ehren. Uns dagegen wird hoffentlich

die Erniedrigung, die darin liegt, dass man uns den Abhub zuweist, dazu bringen, zu zeigen, dass sie unverdient ist.

Zwanzigste Vorlesung.

Wie es kommen konnte, dass die Anstalt, welche der Pflege des dreistämmigen Baumes der Wissenschaft bestimmt ist, in vier und gerade diese vier Facultäten zerfiel, das ist in der letzten Vorlesung gezeigt worden. In der heutigen ist zu zeigen, wie, obgleich das Entstehen der Facultäten durch den Contact der Universität mit andern Mächten, Staat und Kirche, bedingt ist, sie dennoch nicht aufhören, reine Universitätsinstitute zu sein. Erst jenseits ihrer, d. h. nach vollbrachtem Facultätsstudium, beginnt das Gebiet, wo diese andern Mächte Den zu beaufsichtigen haben, der bis dahin nur der Controle der Universität unterlag. Es ist hierauf um so mehr einzugehen, als unberechtigte Grenzverrückungen unsere Unabhängigkeit theils schon gefährdet haben, theils noch mehr zu gefährden drohen.

In der Voraussetzung, dass für die praktische Wirksamkeit das akademische Studium nicht nur die beste, sondern die durch gar nichts zu ersetzende Vorbereitung ist, verlangen Staat und Kirche, ehe sie sich mit Dem, der ein Amt bei ihnen sucht, nur irgendwie einlassen, den Nachweis, dass er die Möglichkeit gehabt habe, sich so auszubilden, wie nur ein Student sich ausbilden kann. Darum verlangen sie den Beweis, dass er eine gewisse Zeit lang immatriculirt gewesen sei, darum fordern sie, dass er durch die Annahme von gewissen Vorlesungen sich den Zutritt zu denselben eröffnet habe. Dies Beides muss gefordert werden, denn die Voraussetzung, dass der sich Meldende *per nefas* sich die Rechte eines Immatriculirten angemasst und Jahre lang die Privilegien des Studenten genossen, mit Studenten als seines Gleichen gelebt und Vorlesungen gehört habe, welche nur Dem zu

hören erlaubt ist, welcher sich dazu gemeldet hat, — diese Voraussetzung darf weder Staat noch Kirche machen. Machten sie sie, so müssten sie ja sogleich Den, der sich widerrechtlich angeeignet hat, was nicht sein war, dieser Unredlichkeit halber zurückweisen. Der Nachweis also des Trienniums und der Annahme von Vorlesungen ist nothwendig, weil nur daraus hervorgeht, dass der Amtsbewerber die Möglichkeit gehabt habe, in die geistige Aristokratie zu treten, die wir den studirten Leuten zuschrieben, und aus der Staat und Kirche ihre Beamten wählen. Die Möglichkeit, sage ich, das Wort betonend. Da diese auf die eben beschriebene Weise allein, dann aber auch vollständig nachgewiesen ist, so halte ich das Testat der Professoren über den fleissigen Collegienbesuch, gegen welches ich früher aus andern Gründen mich erklärt habe, für ganz zwecklos, und ich wünsche, dass der Zustand, dem sich die Praxis annähert, auch gesetzlich würde, nämlich dass Staats- und Kirchenbehörden darauf streng sehen, dass gewisse Vorlesungen angenommen worden sind, dagegen über den Inhalt des Testats ziemlich gleichgültig hinwegblicken. — Haben sich nun Staat und Kirche überzeugt, dass der bei ihnen Nachsuchende die (rechtliche) Möglichkeit gehabt habe, Jahre lang die geistige Atmosphäre zu athmen und Vorlesungen über die nothwendigsten Fächer zu hören, dann überzeugen sie sich durch die Prüfung davon, dass er diese Möglichkeit gehörig benutzt habe. Diese Prüfung besteht theils im mündlichen und schriftlichen Examen, in welchem der Examinand zeigt, dass er das Ziel der Wissenschaft kennt und ihm nachgestrebt hat, theils wieder geht sie darauf, zu sehen, ob er sich auf der Universität in den verschiedenen Seminaren die gehörige Technik angeeignet hat, theils endlich ist sie, in dem Probejahr oder in den Probejahren, eine Prüfung des ganzen Wesens und Charakters und soll die Sicherheit geben, dass die Universitätszeit den jungen Mann wirklich so geadelt hat, dass man sich auf sein Wort und Versprechen sicher verlassen kann. — Ist Der, welcher dieser Prüfung unterworfen wurde, in allen diesen Stücken tüchtig befunden, dann wird der so Erprobte vom Staat oder von der Kirche in Amt und Pflicht genommen; er wird verpflichtet, beeidigt auf diejenigen Normen, die in Kirche und Staat gelten, und nur

darnach, wie er dieser feierlich auf sich genommenen Verpflichtung nachkommt, soll er hinfort behandelt werden. Es ist nun zu zeigen, wie dieser Uebergang vom Facultätsstudium zum Leben im Amt, als dessen einzelne Stadien wir also die Legitimation, Prüfung und Verpflichtung angegeben haben, sich bei den einzelnen Facultäten gestaltet.

Wir fangen an mit dem *ordo infimus*, der philosophischen Facultät. Hier meldet sich der künftige Lehrer bei der vom Staate eingesetzten Schulbehörde und beweist durch vorgelegte Papiere, dass er sein Triennium gemacht und während dieser Zeit das Recht gehabt habe, diese und diese Vorlesungen zu hören. Nachdem dies geschehen, wird er von der wissenschaftlichen Prüfungscommission, die am besten aus praktischen Schulmännern besteht, und die, selbst wenn sie *per accidens* aus lauter Professoren bestünde, darum ebenso wenig eine Universitätsbehörde würde, als dies mit einer Actiengesellschaft der Fall wäre, an der nur Professoren Theil haben, — also von der Prüfungscommission wird er geprüft. Das mündliche und schriftliche Examen zeigt, inwieweit er die Kenntnisse, die er der lernenden Jugend beibringen will, selbst besitzt und in Erkenntnisse verwandelt hat. In den Probelectionen muss er, ganz so wie früher in dem zur Universität gehörigen pädagogischen Seminar, unter Aufsicht, aber nicht seines Lehrers, sondern eines Gliedes der Schulbehörde, zeigen, inwieweit er die Technik beherrscht. In dem Probejahr, das er unter der Aufsicht eines Directors macht, lernt dieser ihn von Seiten seines Charakters kennen, und hat er sich auch in dieser Hinsicht bewährt, so erhält er eine definitive Anstellung an der Schule, indem er auf die Schulordnung verpflichtet wird. Der ganz verschiedene Gesichtspunkt, welcher festgehalten werden muss, wenn es sich um die Prüfung eines Schullehrers und wieder wenn es sich um die Ertheilung eines gelehrten Grades handelt, wird von Denen vergessen, welche Zeter darüber schreien, dass Einer von einer Facultät zum Doctor promovirt wurde, den später eine Schulbehörde durchfallen liess. Das Gegentheil kann ebenso gut geschehen, ohne dass darum der Schulbehörde etwas zur Last fällt. Es ist gar nicht undenkbar, dass *Pestalozzi* in der Fülle seiner Kraft nicht im Stande gewesen wäre, um die *summos honores* zu

ambiren. Eben wegen dieses ganz verschiedenen Charakters halte ich es für misslich, die Prüfungscommissionen aus Professoren zu bilden. Misslich für die Schulen, besonders misslich für uns, denn es könnte diese Einrichtung leicht die Brücke dazu werden, was die Universitäten ruiniren müsste, zu der Bestimmung, dass nur Solche, die das Lehrerexamen gemacht haben, Doctoren oder Docenten werden dürfen.

Die medicinische Facultät zeigt ganz analoge Erscheinungen. Nach vollbrachtem Triennium oder Quadriennium meldet sich der Mediciner bei der Medicinalbehörde und legitimirt sich ganz so wie oben der Schulamtscandidat. In der Medicinalbehörde können auch Professoren sitzen, wo es aber der Fall ist, dürfte der Professor nie vergessen, dass er eine *persona duplex* ist. Als solche könnte er z. B. bei der frühern preussischen Einrichtung unter zwei ganz verschiedenen Ministerien stehen. Weil von Vielen diese Distinction vergessen wird, deswegen wünschten wir, es könnten überall die Medicinalcollegien nur oder doch dem grössern Theil nach aus Nichtprofessoren gebildet werden. Nach geschehener Meldung beginnt die Prüfung. Zuerst das Examen, in welchem Andere als Die, bei welchen der Examinand Collegia gehört hat, sich überzeugen, dass er wissenschaftliche Theorien kennen gelernt, dass er sie geprüft hat u. s. w. Ob die Theorie, für die er sich entschieden hat, die richtige ist, darum handelt es sich hier gar nicht, sondern nur darum, ob er den Versuch gemacht habe, ins Reine zu kommen. Der gute Examinator wird sich nicht darum zu kümmern haben, ob der junge Mediciner ein Anhänger von *Rademacher* oder ein Gegner von ihm ist, sondern allein darum, ob er in dem einen wie dem andern Fall seine Ansichten zu begründen vermag. Auf das Examen folgt dann weiter die Prüfung seiner Geschicklichkeit am Krankenbette. Wie früher in der Universitätsklinik, so werden jetzt in dem Krankenhause ihm Kranke übergeben, die er unter Aufsicht zu behandeln hat. Nur hat hier der beaufsichtigende Arzt nicht die Aufgabe, ihn, wo er irrt, eines Bessern zu belehren, sondern vielmehr zu sehen, wie viel er kann, und zu entscheiden, ob man ihn der Aufsicht entheben und ganz sich selbst überlassen darf. Während der ganzen Zeit endlich, wo der Candidat geprüft wird, hat die prüfende Behörde

Gelegenheit, ihn kennen zu lernen, sich zu überzeugen ob er ein Mann ist, von dem man sich versehen kann, dass er nicht gewissenlos sein Wort brechen, sondern halten werde, wozu er sich verpflichtet. Die Verpflichtung erfolgt dann, wo ihm die Erlaubniss zur Praxis ertheilt wird, nicht auf eine medicinische Theorie, sondern auf die Medicinalordnung, und nur dies, ob er seinen Eid hält, ob er stets richtige *visa reperta* ausstellt u. s. w., unterliegt hinfort der Beurtheilung seiner Oberbehörde.

Bei dem Juristen nimmt die Sache ganz denselben Gang. Die Certificate über vollbrachtes Triennium und angenommene Vorlesungen bedingen den Zulass zur Prüfung, die von den Justiz- oder Administrativbehörden vorgenommen wird. Sie besteht in mündlichem und schriftlichem Examen, im Erproben der Fertigkeit und, wozu die lange Referendariatszeit Gelegenheit genug gibt, im Kennenlernen der Gesinnung des Examinanden. Es erfolgt die Verpflichtung, nach den bestehenden Gesetzen zu richten, die bestehende Verfassung zu respectiren u. s. w. — Der Umstand, dass die Examinationsbehörden der Juristen keine Professoren zu enthalten pflegen, geschweige dass gar eine ganze Facultät die Staatsprüfung delegirt erhielte, macht, dass wir uns an die Einrichtung der Juristen als an die normale halten können, um uns zurecht zu finden, wenn analoge Fälle Unklarheit zeigen. Im höchsten Grade herrscht eine solche Unklarheit hinsichtlich der theologischen Facultät. Auch hier wäre das Normale, dass nach vollbrachtem Triennium die Meldung bei dem Consistorium geschähe und hier die verschiedenen Examina bei Solchen gemacht würden, die nicht Professoren, sondern Kirchenbeamte sind, dass sich dann an das Examen eine längere Probewirksamkeit, ein kirchliches Referendariat gleichsam schlösse, während dessen die kirchlichen Behörden, wie dort die weltlichen, durch junge Kräfte kirchliche Zwecke verwirklichten und zugleich die Candidaten genau kennen lernten, dass dann endlich die Verpflichtung sich anschlösse, nicht gegen die Kirchenlehre zu lehren, und streng darauf gesehen würde, dass das Versprechen gehalten wird. Von all Diesem geschieht nun leider bei uns so gut wie Nichts. Jenes kirchliche Referendariat fehlt bei uns ganz, sechs oder mehr Jahre

der frischesten Kraft gehen der Kirche ganz nutzlos verloren, und in dieser Zeit verlieren ihre Behörden die Candidaten ganz aus den Augen. Noch mehr. Dadurch dass sie das Candidatenexamen an die theologischen Facultäten übertragen haben, lernen sie dieselben nicht einmal bei dem Examen kennen. Dass mit der Verpflichtung auf die Kirchenlehre Ernst gemacht werden könne, daran denkt Keiner. Wie vor Jahren die Pastoren im Namen der Wissenschaft das Recht für sich in Anspruch nahmen, puren Socinianismus auf die Kanzel zu bringen, so pocht mancher heute darauf, dass er ein Löwe der Rechtgläubigkeit sei, und predigt wörtlich, was die symbolischen Bücher als römische Irrlehre verdammen. Kurz, es fehlt nur noch, was *David Strauss* zuerst vor Jahren vorgeschlagen, nach ihm auf dem letzten Kirchentage Männer gefordert haben, die als sehr fromm gepriesen werden, dass man von den Pastoren nicht mehr Universitätsstudien verlangt, — ich sage, es fehlt nur dies noch, um uns sagen zu lassen: in allen Stücken ist es so, wie es nicht sein soll. Unter diesen Anomalien ist nun eine, welche im Interesse der Universität ebenso beklagt werden muss, wie im Interesse der Kirche, und das ist die Ueberlassung des Candidatenexamens an die Facultäten. Diese Einrichtung hat in ihrem Gefolge für die Studirenden die Gefahr, dass an die Stelle des Studirens ein elendes Heftreiten, an die Stelle einer freudigen Hingabe an die Wissenschaft ein sclavisches Arbeiten für das Examen tritt; nicht minder gross ist die Gefahr für die Professoren und ihre Stellung. Da nämlich jetzt nicht nur einer oder der andere unter den Professoren, sondern alle Glieder der theologischen Facultät statt der Kirchenbeamten fungiren, so wird ihnen dadurch nahe gelegt zu vergessen, dass zwei ganz verschiedene Berufe, nicht zu realer, sondern blos personaler Union, in ihnen sich vereinigen. Sie laufen mit andern Worten Gefahr, dem Aberglauben zu verfallen, als sei die theologische Facultät ein kirchliches Institut, ein Aberglaube, welchen schon das Factum widerlegt, dass die theologischen Professoren der Mehrzahl nach Laien, nicht Kleriker, zu sein pflegen. Wäre dieser Aberglaube nicht schon sehr verbreitet, so hätten wohl die theologischen Facultäten Schritte gethan, damit die neuerlichst eingeführte Cooperation der obersten Kirchenbe-

hörde bei der Besetzung von Professuren wieder rückgängig gemacht werde. Diese Einrichtung, welche die theologische Facultät von den übrigen trennt, nimmt ihr die Ehre, die sie bis dahin hatte, die erste unter Gleichen zu sein. Sie trägt schon jetzt schlimme Früchte. Da es in der Natur der Sache liegt, dass der kirchlichen Behörde einzelne Pastoren (sei es nun durch ihre Frömmigkeit, sei es durch ihre Wirksamkeit bei Pastoralconferenzen) sehr imponiren, jetzt aber für die Facultät das Urtheil der Kirchenbehörde massgebend wird, so hat es schon jetzt dahin kommen können, dass manche theologische Facultät zittert, wenn ein pommerscher Pastor ihr zürnt.

Wie die theologische Facultät, ohne dass sie aufhörte blosses Universitätsinstitut zu sein, doch dazu dienen kann, die Zwecke der Kirche zu verwirklichen, und wieder wie die Kirche, ganz ohne das ihr völlig fremde Gebiet der Wissenschaft zu betreten, doch aus ihr Nutzen ziehen kann, ist am leichtesten zu zeigen, wenn stets Rücksicht genommen wird auf die ganz analoge Stellung, die der Gesetze gebende und anwendende Staat der juristischen Facultät gegenüber einnimmt. Wie nämlich der Staat Dem, was bis dahin als Gewohnheit, Sitte oder allgemein gefühltes Bedürfniss gegolten, wo es droht wankend zu werden, durch seine legislative Thätigkeit die Sanction gibt, wodurch es Gesetz wird, gerade so hat die Kirche, was innerhalb ihrer gelehrt wird (was «*nostri docent*»), als es angegriffen ward, für geltende Satzung (Dogma) erklärt und in ihre Symbole aufgenommen, die für sie ganz Dasselbe sind, was für den Staat die Verfassungsurkunde, das Landrecht, der Code. Obgleich der Formulirung der Dogmen und Gesetze wissenschaftliche Discussionen und Begründungen vorausgingen, so sind diese doch nicht in jene officiellen Schriften hineingenommen, und der Code wie das Symbol enthält blos Satzungen, weder jener Rechtsphilosophie, noch dieses Religionswissenschaft (Theologie). So muss es auch sein, denn da ein Bedürfniss nach wissenschaftlicher Begründung, ja ein Verständniss für sie, wie ich schon öfter bemerkt habe, nur Der hat, welcher an einem bisher Gewissen irre geworden ist oder es wenigstens in Frage gestellt hat, der Staat aber und in noch höherem Grade die Kirche nie, auch nur im geringsten Grade

irre werden an Dem, was sie zur Satzung erhoben haben, so geht ihnen das Verständniss für die Wissenschaft ab, sie haben kein Urtheil darüber und ignoriren sie, gerade so wie Einer, der gesunde Augen hat, nicht einer Brille vor der andern den Vorzug gibt. Was sie selbst aber um ihretwillen nicht nöthig haben, von dem wissen sie, dass es unter Umständen für den Einzelnen nöthig sein kann; sie wissen, dass bei einer gewissen Culturstufe, und zwar bei der, welche sie bei ihren Beamten erwarten, es höchst wahrscheinlich ist, dass ein Irrewerden an der Berechtigung der Satzungen (Gesetze und Dogmen) eingetreten sei. Da sie nun nicht voraussetzen können, dass die Sache, an deren Berechtigung man irre geworden ist, mit wahrem Eifer wird vertheidigt werden, so fordern sie von ihren Dienern und Beamten, dass dieselben sich mit dem Mittel versehen, welches, wie sie (vom Hörensagen) wissen, das einzige ist, um an die Stelle schwankend gewordener Gewissheit neuerzeugte, d. h. Ueberzeugung treten zu lassen. Wo sie dieses Mittel, die wissenschaftliche Erörterung der Gesetze und Dogmen, herbekommen, unter wessen Leitung sie studirten, ob unter Einem, der gar kein, oder Einem, der nur Privateigenthum für berechtigt erklärt, ob unter Herrn *Hengstenberg* oder Herrn *v. Baur*, das ist ihnen deswegen ganz gleichviel, weil sie überhaupt von Wissenschaft nichts verstehen und also dem Kurzsichtigen und Weitsichtigen überlassen, sich seine Brille selbst auszusuchen. Nachdem sie wissen, dass für den Fall, dass er das ihnen selbst ganz indifferente Gift des Zweifels in sich gesogen, er auch mit dem ihnen ebenso indifferenten Gegengift der Wissenschaft versehen sei, lassen sie sich geloben, der Staat, dass sein Beamter stets nach dem Buchstaben des Gesetzes, die Kirche, dass ihr Diener nie gegen den Buchstaben des Symbols lehren wolle.

Ich habe hier absichtlich, indem ich fordere, dass der Richter und dass der Geistliche verpflichtet werde, dadurch dass ich bei dem erstern eine positive, bei dem andern eine negative Formel brauche, auf einen Unterschied in der Stellung beider hingewiesen. Ein Richter kann die bestehenden Gesetze gegen den Kindermord abscheulich finden und dennoch sein Strafurtheil ihnen gemäss einrichten, weil er sich sagt: Du hast die Gesetze nicht gemacht, bist blos ein Werk-

zeug derselben. Anders ist das beim Prediger; wollte der nur ein Schwamm sein, der sich mit Orthodoxie vollsaugt und diese auf der Kanzel auspresst, so wäre er sicher ein schlechter und gewissenloser Prediger. Mit Kraft und gutem Gewissen kann er die Lehre der Kirche nur verkündigen, wenn sie mit seinem eigenen Glauben zusammenfällt. Darum wird er der Kirchenlehre gegenüber in einer Stellung sich befinden, die, verglichen mit dem Verhältniss des Richters zum Gesetzbuch, zu gleicher Zeit grössere Gebundenheit und grössere Freiheit genannt werden kann. Gebundener als der Richter erscheint er dadurch, dass man ihn bei dem Antritte des Amtes mit Recht fragt, ob er selbst auch im Glauben der Kirche stehe? während eine solche Frage, ob er die Gesetze für gut halte, dem angehenden Richter nicht vorgelegt wird. Dagegen wieder muss der Richter versprechen, in jedem Falle das ganze Gesetz buchstäblich anzuwenden. Das negative Versprechen des Predigers, nicht gegen die Symbole zu lehren, gibt ihm die Freiheit, wo ihm etwa während seines Amtslebens ein einzelner Punkt der Kirchenlehre zweifelhaft wird, diesen in seinen Belehrungen zu übergehen, oder, wenn darum angegangen, zu erklären, es sei ihm noch nicht möglich gewesen, darüber ins Reine zu kommen. Er bleibt dabei in völliger Uebereinstimmung mit seinem Versprechen, und darum konnte ich sagen, seine Verpflichtung lasse ihn freier, als es der Richter ist. (Uebrigens bemerke ich, dass selbst bei der positiven Verpflichtung «den Symbolen gemäss zu lehren» dies völlig unwahr ist, was die Gegner aller und jeder Verpflichtung vorschützen, dass es sich dabei um einen promissorischen Eid handle, der nicht ein Thun, sondern ein Ueberzeugtsein betreffe und also ein Widersinn sei. Die Erklärung des zu Ordinirenden, dass er im Glauben der Kirche s t e h e, betrifft die Gegenwart, sein Versprechen wieder, dass er so und so l e h r e n w e r d e, betrifft sein Thun.)

Natürlich muss der Kirche ebenso sehr wie dem Staate daran liegen, eine Sicherheit zu haben, dass das ihr gegebene Versprechen werde gehalten werden. Da sie nun weder ihre Candidaten im Examen noch auch in einem Referendariat kennen lernt, da sie dabei, wie ich früher bemerkt habe, die häusliche Zucht und den Religionsunterricht auf der

Schule sich aus den Händen hat winden lassen, so steht sie hier sehr im Nachtheil gegen den Staat, der sich ins häusliche Leben mischt, die Schulen beaufsichtigt und viele Jahre lang den Auscultator und Referendar unter seiner Aufsicht hat. Um sie nun aus dieser ihrer nachtheiligen Position herauszubringen, haben Viele vorgeschlagen, und der Umstand, dass die theologischen Professoren als Examinatoren unter der kirchlichen Behörde stehen, soll zur Ausführung dieses Vorschlages die Handhabe bieten, Einrichtungen zu treffen, durch welche auf der Universität der junge Theolog vor Zweifeln bewahrt, im Glauben der Kirche festgehalten werde. Abgesehen davon, dass dergleichen Massregeln, wie ich gezeigt habe (s. zehnte Vorlesung), ein Attentat sind gegen die Stellung des Studenten, würden sie der Kirche selbst verderblich werden. Wie jeder Organismus, so erhält auch sie sich nur durch eine fortwährende Selbsterneuerung. In diesem Begriffe liegen zwei Momente vereinigt, die wir als das Moment der Stabilität und der Reform bezeichnen können. (Nur in ungesunder Trennung werden sie zur Stagnation und Revolution.) Alle Anstalten, die auch nur im geringsten Grade das Zweifeln und in Frage Stellen des Studirenden hemmen, sind ganz gleich gefährlich für die Stabilität der Kirche wie für ihre Reform. Für ihre Stabilität: Bis jetzt haben wir die Kirche nur um ihrer Diener willen verlangen sehen, dass diese die Gewissheit des Glaubens in sich neu erzeugt, dass sie sich in der Gluthhitze des Zweifelns und Beweisens gestählt haben, um nicht im spätern Leben weich zu werden. Sie hat aber dazu noch einen andern Grund. Indem sie, wenigstens als evangelische Kirche, ihren Kindern zur Pflicht macht, der Welt anzugehören, und nicht, wie die römische, anräth oder gar von ihren Lieblingskindern fordert, sich von der Welt ganz zurückzuziehen, indem sie weiter zum eigenen Forschen in der heiligen Schrift auffordert, während die römische Kirche dies untersagt, hat die evangelische Kirche es selbst veranlasst, dass das Weltbewusstsein und die forschende Reflexion sich immer mehr in ihren Gliedern entwickeln. Damit aber kann ein Irrewerden an einzelnen Punkten des Glaubens nicht ausbleiben; wir wollen dieses «sporadische Zweifel» nennen im Gegensatz zu dem Irrewerden an dem ganzen Glauben, welches radicaler oder durchgeführ-

ter Zweifel wäre. Weil die Kirche selbst die Veranlassung wurde, dass solche eintreten, so muss sie dafür sorgen, dass ihre Geistlichen diesem Irrewerden entgegentreten, und diese dürfen nicht, wie der römische Priester, dessen Kirche ja vor dem Weltlichwerden und Forschen gewarnt hatte, dem Irregewordenen zurufen: Du sollst nicht zweifeln. Auf der andern Seite wäre es absurd, wenn der Geistliche der evangelischen Kirche den Irregewordenen auf die Wissenschaft verwiese, denn dieser sind blos Einzelne fähig, und der Geistliche darf nicht zu noch weiter gehendem Zweifel auffordern, weil er nie wissen kann, ob Einer nicht in ihnen stecken bleiben wird, ohne durchgeführten Zweifel aber war keine Wissenschaft möglich. Also werden die evangelischen Geistlichen verpflichtet sein und also fähig sein müssen, die sporadischen Zweifel zu widerlegen, ohne in wissenschaftliche Discussionen einzugehen. Es geschieht dies nun, indem sie bekämpft werden, *ex analogia fidei* möchte ich sagen oder *e concessis*, so nämlich, dass die angezweifelte Lehre als nothwendige Folgerung von Solchem dargestellt wird, was nicht bezweifelt wurde. Wenn der Geistliche Dem, welcher an der Unsterblichkeit irre geworden ist, aber an einen lebendigen Gott glaubt, zeigt, dass dieser letztere ohne unsterbliche Geister ein Gott der Todten wäre, Dem aber, bei dem es sich gerade umgekehrt verhält, nachweist, dass Unsterblichkeit nur möglich ist unter Voraussetzung eines lebendigen Gottes, in dem die Geister leben und weben, so ist dieses doppelte Verfahren nicht Heuchelei, sondern die wahre pastorale Weisheit, und er würde gewissenlos handeln, wenn er anders verführe und noch mehr erschütterte, als bereits wankt. Um aber dies zu können, was wir von ihm fordern, ist nothwendig, dass er erstlich die Solidarität aller Glaubenslehren so eingesehen hat, dass er erkennt und nachweisen kann, wie jede mit allen, alle mit jeder stehen und fallen, dass, mit *David Strauss* gesprochen, wer erst anfängt mit «Ich glaube an Gott», auch genöthigt ist, weiter zu gehen bis zu dem «und an ein ewiges Leben. Amen!». Zweitens aber muss er (anders als *Strauss*) auch dies einsehen, dass jenes in sich geschlossene Ganze von Lehren nicht in der Luft schwebt, nicht nur consequent, sondern auch wahr ist, sodass es nicht gilt nur unter der Bedingung,

dass der erste Satz richtig ist, sondern unbedingt, weil es die Vernunft so fordert. Jenes Erste nun und dieses Zweite wird nur erreicht von Dem, der ganz rücksichtslos den ganzen religiösen Standpunkt in Frage gestellt und erfahren hat, dass derselbe, wenn auch von jeder bindenden Autorität abgesehen wird, als der allein vernünftige angesehen werden muss. Wer diese freudige Gewissheit nicht hat, kann vielleicht Weibern und blasirten Männern, denen nur zu helfen ist, indem man ihnen imponirt und sie anfährt, ihre Skrupel zum Schweigen bringen, für stärkere Naturen, aus denen sich zu recrutiren der Kirche das Wichtigste sein muss, ist er nicht. Im Interesse also für die Stabilität der Kirchenlehre ist zu wünschen, dass alle Geistlichen dieselbe ganz rücksichtslos in Frage gestellt und dadurch sich von ihr überzeugt haben in dem Sinne des Wortes, welchen ich früher ausführlich besprochen habe. — Ebenso sehr ist es zu fordern im Interesse der Reform. Wie im Staate, sobald ein Gesetzescodex zu Stande gekommen ist, ein langsamer Zersetzungsprocess beginnt, indem die raschesten Geister weiter gehen und so, zuerst in ihnen allein, eine Differenz entsteht zwischen dem Buchstaben und dem rastlos wirkenden Geiste des Volkes, so zeigt sich ganz Aehnliches, sobald die Kirche, sei es nun einen Concilienbeschluss, sei es ein Symbol, zu Stande gebracht hat. Der Staat nun hat an seiner Commission zur Revision der Gesetze oder an seinen legislativen Kammern ein Organ, um diese Differenzen auszugleichen und den Buchstaben immer dem Geiste nachzubilden. Die Kirche, wenigstens die evangelische, hat ein solches Organ nicht; nur darum macht es sich hier so, dass der Zersetzungs- und Reinigungsprocess unmerklich vor sich geht, theils so, dass einzelne Glaubenspunkte in Vergessenheit kommen, theils so, dass ein dogmatischer Terminus eine andere Bedeutung bekommt, bis endlich der Zwiespalt zwischen dem neuen Geist und den alten Formen, namentlich wenn der Versuch gemacht wird, die letztern in ihrem ursprünglichen Sinne festzuhalten, so gross wird, dass ein Reformator ihn offen bekennt und ein neues Symbol oder neue Declarationen desselben zur Geltung bringt. Der rastlose Fortschritt des Geistes zeigt sich nun namentlich in dem Wachsthum der Wissenschaft, und darum hat, was ich eben Zersetzungs- und Reinigungsprocess

genannt habe, seinen eigentlichen Herd von jeher an den wissenschaftlichen Anstalten, den Universitäten gefunden. Hier und in der schriftstellerischen Thätigkeit, an welcher sich die Glieder der Universität bekanntlich stark zu betheiligen pflegen, werden die neuen Gedanken ausgeheckt und ausgebrütet; von hier aus gehen sie in immer weitere Kreise über, bis endlich die Gemeinde genöthigt ist, den Zwiespalt, der zwischen ihnen und ihrer Lehre stattfindet, so oder so, durch Ausschliessung oder Adoption der Neuerung, auszugleichen. Mögen diese neuen Gedanken Wahrheit, mögen sie Irrthum enthalten, in beiden Fällen würde die Kirche leiden, wenn ihrer Veröffentlichung und Ausbreitung, durch welche jeder Gedanke potenzirt wird, Hindernisse in den Weg gelegt würden. Im erstern, weil verhindert, wenigstens verspätet würde, dass die Kirche von der neu entdeckten Wahrheit Vortheil zöge. Aber auch im letztern. Die Veröffentlichung potenzirt, sagten wir. Der Irrthum ist gebrochene Wahrheit, gebrochene Grössen aber gehen, je mehr sie potenzirt werden, um so mehr dem Nullpunkte entgegen, während es mit den Ganzen (d. h. mit der Wahrheit) sich umgekehrt verhält.

Von welcher Seite wir darum die Sache betrachten mögen, sei es im Interesse für das wissenschaftliche Institut, sei es in dem für die Kirche, immer kommen wir zu dem Resultate, dass die absolute Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von der kirchlichen Behörde das Element ist, ohne welches die theologische Facultät nothwendig verkümmern muss. Der kirchliche Charakter, welchen sie dadurch bekommt, dass bei der Besetzung ihrer Lehrstühle die kirchliche Oberbehörde mit befragt wird, hat ihr das Ehrenrecht genommen, die erste unter den Facultäten zu sein. Es ist ein Danaergeschenk gewesen, das sie in eine bedenkliche Nähe der katholischen Bildungsanstalten für Theologen gebracht hat, ganz wie das Danaergeschenk der Befreiung vom einjährigen Dienst unsere Theologen, indem es sie des Ehrenrechts aller übrigen preussischen Studenten beraubte, in eine bedenkliche Nähe zu den katholischen Seminaristen stellt. Wem, wie mir, die Universität seine Welt ist, wer dabei Professor ist an einer Universität, in der die theologische Facultät so prävalirt, dass mehr als die Hälfte der

Studenten ihr angehören, dem mag wohl ein Wehelaut erlaubt sein über Einrichtungen, die am Ende dazu führen könnten, dass man in Zukunft, um Geistliche zu haben, die in der freien Atmosphäre der Universität sich entwickelt haben, sie aus dem Auslande holen müsste, weil Preussen nur theologische Seminarien hat und also nur Seminaristen zieht. In dem eben angedeuteten Umstande aber liegt auch meine Entschuldigung dafür, dass ich bei dieser einen Facultät mich so viel länger aufgehalten habe als bei den übrigen.

Ihre völlige Selbstständigkeit und ihren reinen Universitätscharakter, den wir also allen Facultäten ganz gleich beilegen, zeigen dieselben in keinem Acte so sehr als in dem, in welchem sie sich selber reproduciren und regeneriren. Es ist dies der Act, in welchem die Universität, ganz ebenso wie wir dies bei dem Uebergange zu den verschiedenen Zweigen der Praxis gesehen haben, ihren bisherigen Bürger entlässt, dadurch aber, dass sie ihm eine Praxis ganz innerhalb ihrer selbst, die akademische Laufbahn eröffnet, denselben sogleich sich wieder einverleibt. Den Uebergang dazu macht die Ertheilung des gelehrten Grades. Die *summi honores* sind für die Universität ganz Dasselbe, was die *ordines* für die Kirche, und darum sollte sie dasselbe Gewicht auf ihre Ertheilung legen, wie die Kirche auf die Ordination. Obgleich sie in Folge der Virtuosität in einem besondern Fache von einer besondern Facultät ertheilt werden, ist doch ihre Ertheilung ein Universitätsact. War nun, wie wir gesehen haben, die philosophische Facultät ursprünglich die *universitas*, so müssen wir den frühern Gebrauch, dass Niemand Doctor in der juristischen oder theologischen Facultät werden konnte, wenn er nicht Doctor oder Magister in der philosophischen geworden war, hübsch finden. Natürlich nur, wenn es ernst damit genommen wird: Jeder, der einer der andern Facultäten angehört, müsste im Stande sein, sagt *Schleiermacher*, über eine der philosophischen Facultät angehörige Disciplin zu lesen. Sollte diese Forderung zu hoch gespannt erscheinen, so kann mindestens verlangt werden, dass er so viel vom Zusammenhange seiner Disciplin mit den andern wisse, dass der Titel eines Doctors der Wissenschaftslehre ihn nicht beschämt. Der Doctortitel gibt das Recht, wenn der Promovirte irgendwo einen Platz findet,

zu dociren. Darum ist er, gerade wie die Taufe, welche die Rechte des Christen verleiht, unwiederholbar, gibt einen *character indelebilis.* Wie bei allem Hasse der einzelnen christlichen Confessionen sie sich doch insoweit ehren, dass keine den in der andern Getauften noch einmal tauft, so achten sich bei allem Missbrauch, der mit den Promotionen getrieben wird, die Universitäten doch noch genug, um nie eine neue Promotion, sondern nur Nostrification vorzunehmen, die wir mit der Einsegnung (nicht Wiedertaufe) des Convertiten vergleichen könnten. Da die Promotion ein reiner Universitätsact ist, so ist Alles zu verwerfen, was ihn noch zu etwas Anderm macht. Dass z. B. in Russland politische Vortheile mit dem Doctortitel verbunden sind, ist ein gefährliches Geschenk an die Universitäten, obgleich es dort die gute Folge gehabt hat, dass die Examinatoren, denen jetzt eine grosse Verantwortlichkeit aufgeladen ist, es sehr streng mit dem Examen nehmen. Am schlimmsten steht es damit bei uns in Deutschland. Wo der medicinische Doctortitel *conditio sine qua non* ist, um zum Staatsexamen zugelassen zu werden, da lässt ein gutmüthiger Examinator leicht durch, weil er sich sagt: Menschen morden darf er ja deswegen noch nicht. Kommt nun noch dazu die wahre *partie honteuse* unserer Universitätseinrichtungen, dass die Promovirenden von dem *promotus* Gebühren beziehen, so ist es erklärlich, wie bei uns der Doctortitel so herunterkommen konnte, dass in England, wo er als der höchste Titel gilt, die Fabel Glauben fand, dass eine bedeutende deutsche Universität eine Niederlage von Doctordiplomen zu so und so viel *pro* Stück in London eingerichtet habe.

Damit nun, dass ein für alle Mal durch das Doctordiplom entschieden ist, der Inhaber desselben könne dociren, ist noch gar nicht entschieden, dass er geschickt sei, die Bedürfnisse einer bestimmten Universität oder Facultät zu befriedigen. Ob er diese Fähigkeit habe, das entscheidet nach einer neuen Prüfung die Facultät, die, wenn sie einen promovirten Doctor, der sich bei ihr habilitiren wollte, zurückweist, damit nicht erklärt, dass die Universität, die ihn promovirte, gewissenlos war, sondern dass sie selbst andere Bedürfnisse habe, als denen er abhelfen kann. Der Habilitationsact, der eben deswegen auch wiederholbar ist, ist

der Act nur einer bestimmten Facultät. Die einzige Schranke, die ihr vernünftiger Weise bei der Zulassung gesetzt sein kann, aber auch muss, ist, dass sie Keinen sich habilitiren lasse, der nicht den akademischen Grad erworben hat. Hierin sollten nie Dispensationen stattfinden. Alle andern Beschränkungen dagegen, welche theils schon stattfinden, theils vorgeschlagen sind, also dass, um Privatdocent in der medicinischen Facultät zu werden, man das Staatsexamen gemacht haben, um in der juristischen oder theologischen, Referendar oder Candidat geworden sein müsse, dass, wer kein Schullehrerexamen gemacht habe, sich nicht in unserer Facultät habilitiren solle, alle diese sind vom Uebel, weil sie das Institut angreifen, durch welches allein die deutsche Universität ist, was sie ist, die Privatdocentur, indem durch sie stets neues Blut in die Adern des gelehrten Körpers kommt. Wie die Facultät nur aus den Promovirten ihre Privatdocenten aussucht, so sucht ordentlicher Weise das Ministerium unter den Privatdocenten sich Die aus, die es zu Professoren ernennt. Ich sage ordentlicher Weise, denn ich finde es sehr zweckmässig, dass das Ministerium die Macht hat, auch Solche zur Professur zu ernennen oder dem Monarchen vorzuschlagen, welche nie Privatdocenten waren, weil damit manchen Schwachheiten einzelner Facultäten entgegengearbeitet werden kann, und unter Umständen es unpassend sein kann, wenn verdiente Männer ihre akademische Laufbahn nicht sogleich mit der Professur beginnen. Dagegen sollte als ein absolut unverletzliches Privilegium der Universität angesehen werden, dass nie Einer, der keinen akademischen Grad hat, Professor würde. Wer kein dazu nöthiges Examen bestehen kann, oder wieder, wer die Universität nicht so hoch achtet, dass er, um ihr Glied zu werden, sich einem Examen, das für ihn eine blosse Formalität ist, unterwirft, oder endlich wer nicht so bekannt ist in der Gelehrtenrepublik, dass eine Facultät ihn *honoris causa* promomovirt, der bleibe ausserhalb der Universität.

Jetzt nun, wo wir gesehen haben, wie sich an die vier Facultäten nicht nur der Beruf des Geistlichen, Juristen, Arztes und Lehrers knüpft, sondern auch an jede derselben der durch die *summi honores* vermittelte Beruf, als Docent der Universität in einer dieser Facultäten zu wirken, jetzt möchte

vielleicht Jemand die Frage aufwerfen: welcher dieser Berufe der schönste sei? Die Antwort aus meiner Subjectivität heraus, d. h. so, als wäre gefragt, welchen ich für den schönsten halte, brauche ich nicht erst zu geben, die haben Sie schon erhalten durch das Factum, dass ich vor Ihnen stehe, auf diesem meinem Katheder. Eine objective, für Alle geltende Antwort aber kann nur so lauten, dass jeder Beruf der schönste ist, wenn zur Wahl desselben der eigene Genius brachte, wenn er getrieben wird mit freier Hingabe, endlich wenn er allein und ganz Den, der sich ihm weihte, in Anspruch nimmt. Die dritte dieser Behauptungen stösst gegen die herrschenden Vorstellungen unserer Zeit, die so vielseitig ist, dass ihr jede Beschränkung für Beschränktheit gilt, sehr an, und doch hebt gerade sie Das hervor, was am sichersten stellt gegen den Missmuth im Beruf. Einer Zeit, in der die Freude der Geistlichen nicht ist, in ihrer Gemeinde zu wirken, sondern auf Pastoralconferenzen zu glänzen, in welcher die Handwerker zwar kein Meisterstück mehr machen mögen, wohl aber die Minister meistern, in der Frauen, anstatt ihre Kinder zu erziehen, sociale Theorien entwerfen und Rechtsgelehrte als die alleinige Autorität über Orthodoxie und Heterodoxie gelten, einer solchen müssen natürlich die Professoren, deren Welt ihr Katheder ist, als beschränkte Köpfe erscheinen, und im Gegensatz zu diesen preist sie die, welche so oft als möglich ihr Katheder verlassen, um, wie man es nennt, fürs Volk und für das Leben zu wirken. Als wenn Unsereins nicht mehr für sein Volk thäte, wenn er in Denen, die in der nächsten Zukunft die Elite des Volkes bilden werden, durch sein Wort grosse Gedanken und edle Empfindungen entzündet, als wenn er Schuhmacher und Schneider durch Phrasen entzückt, die sie in demselben Masse begeistern, als sie dieselben nicht verstehen! Und als wenn nicht der Vorwurf, ein Professor, der ganz in seinem Berufe aufgeht, habe sich vom Leben abgewandt, ungefähr so gerecht ist, wie wenn der Schwindsüchtige dem Gesunden, dessen Haut nicht anstatt der Lunge athmet, die eigenen Nachtschweisse als Muster vorhalten wollte.

Ich wünsche, Ihr Studium machte sie einmal zu ganzen Lehrern, ganzen Aerzten und Richtern, ganzen Pastoren, endlich — Sie haben keine Ahnung davon, wie schön das

ist! — zu ganzen Professoren. Es gibt nur ein Mittel dazu: Seien Sie Studenten und seien Sie es ganz. Dazu beizutragen, dass Sie es seien, ist der Zweck dieser Vorlesungen gewesen. Ich weiss, dass Manches darin vorgekommen ist, das Einen und den Andern, vielleicht gar Viele unter Ihnen kränken konnte. Ich bitte Sie deshalb nicht um Verzeihung: zum wahren Studenten gehört, eben weil ihm Freiheit über Alles geht, auch, dass er vermag ein freies Wort zu hören. Wem allein man schmeichelt, das habe ich früher gesagt; eben darum durfte ich nicht mit schmeichelnder Rede bemänteln, wenn mir etwas nicht rein erschien in dem Leben, welches, obgleich ein ganzes Menschenalter hingegangen ist, seit ich aus demselben heraustrat, doch noch ebenso glänzend vor mir steht als damals, wo ich mit pochendem Herzen hineintrat, — im deutschen Studentenleben. Nutzen Sie es, und auch Sie werden nach mehr als dreissig Jahren es preisen können. Leben Sie wohl!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

Seite 10,	Zeile 23	von oben statt: per, lies: pro
« 22,	« 2	von unten statt: Verdienst, lies: Verdienst ist
« 22,	« 1	v. u. statt: Umständen, lies: Umständen dies bewirkte
« 24,	« 6	v. o. statt: welches, lies: welches mich
« 26,	« 10	v. o. statt: paar, lies: Paar
« 44,	« 8	v. o. statt: des ... des, lies: das ... das
« 51,	« 5	v. o. statt: eben, lies: aber
« 63,	« 16	v. o. statt: konnte, lies: lernte
« 68,	« 7	v. o. statt: Staatsangelegenheiten, lies: Senatsangelegenheiten
« 68,	« 20	v. o. statt: sie, lies: Sie
« 68,	« 27	v. o. statt: wie, lies: nie
« 69,	« 10	v. u. statt: ein, lies: eine
« 78,	« 27	v. o. statt: quasteln, lies: quackeln
« 89,	« 26	v. o. statt: der Professor Titel, lies: den Professortitel
« 94,	« 6	v. o. statt: Commun, lies: Commune
« 94,	« 8	v. o. statt: Familie, lies: Familien
« 115,	« 2	v. o. statt: Frucht, lies: Furcht
« 172,	« 3	v. u. statt: Er, lies: Der Zweifel
« 207,	« 2	v. u. statt: sondern dass, lies: dass
« 225,	« 4	v. u. statt: aber, lies: also

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


3 2044 038 466 504

